LD 7866
21-22

# Heinrich Zschokke's

# ausgewählte Schriften.

---

Einundzwanzigster Theil.

---

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts.
Die Herrnhuterfamilie.
Die Walpurgisnacht.
Der Fürstenblick.
Der Abend vor der Hochzeit.

347

---

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

in hiesiger Besatzung nicht ein Freiherr von Flyeln sei?

„Sie meinen den Major?“ fragte der Aufwärter.

„Major kann er wohl sein. Wohnt er weit von hier? Trifft man ihn um diese Zeit an? Es ist schon spät; aber ich wünsche, daß mich Jemand zu ihm führe.“

„Verzeihen Sie, der Herr ist nicht mehr beim Regiment, schon lange nicht mehr. Er hat den Abschied genommen oder nehmen müssen.“

„Müssen? Warum das?“

„Er hat allerlei Geschichten getrieben, wunderliches Zeug; ich weiß selbst nicht was? Er ist zuletzt nicht recht im Kopf gewesen; übergeschnappt, verrückt geworden. Man sagt, er habe sich um den Verstand studiert.“

Diese Botschaft erschreckte mich so, daß ich die Fassung und die Frage verlor.

„Und wie denn?“ stammelte ich endlich, um doch etwas zu fragen und Genaueres zu vernehmen.

„Verzeihen Sie“, sagte der dienstfertige Aufwärter: „was ich weiß, hab' ich nur von Hörensagen, denn er ist früher weggeschickt, als ich hier ins Haus kam. Man erzählt aber noch viel von ihm. Zum Beispiel hat er mancherlei Händel mit den Offizieren gehabt, und jeden Du ge-

heißen, sogar den General, jeden, er mogte sein wer er wollte. Als er eine reiche Erbschaft von seinem Oheim gemacht hatte, bildete er sich ein, er sei bettelarm geworden, könne seine Schulden nicht zahlen, und verkaufte, was er um und an sich hatte. Er soll auch viele gotteslästerliche Reden in seinem Wahnsinn ausgestoßen haben. Das Lustigste aber ist, daß er seiner Familie zum Trotz ein unehrliches Mädchen, ein Hurkind geheirathet hat. Auch sein Anzug soll zuletzt gar toll gewesen sein, gar hanswurstmäßig, so daß ihm alle Gassenbuben nachliefen. Man hat ihn in der ganzen Stadt sehr bedauert, denn er war vorher allgemein geliebt, und muß, so lange er noch den Verstand hatte, ein vortrefflicher Herr gewesen sein."

„Und wo befindet er sich jetzt?"

„Ich kann es nicht sagen. Er hat die Stadt verlassen. Man hört und sieht nichrs mehr von ibm. Vermuthlich hat ihn seine Familie irgendwo untergebracht, um ihn heilen zu lassen."

Mehr wußte der Aufwärter nicht zu berichten. Ich ließ ihn gehen. Ich hatte nur schon zu viel gehört. Ich warf mich schaudernd in einen Sessel. Ich dachte mir noch die edle Heldengestalt des geistvollen Jünglings, von dessen Zukunft ich so hohe Erwartungen gehegt hatte; der sowohl durch seinen Stand, als durch seine großen Familien-

verbindungen Ansprüche auf die ersten Stellen im Heer oder im Staat hätte machen können; der durch seine Kenntnisse, durch seine seltenen Geistesgaben zu allem Großen berufen zu sein geschienen hatte, — und der nun war einer der Unglücklichen, vor deren Anblick die Menschheit still und wehmüthig schaudern muß! Hätt' ihn doch der Engel seines Lebens lieber aus der Welt hinweggerückt, als ihn zum traurigen Schauspiel, als klägliches Zerrbild, stehen gelassen!

Wie gern ich den guten Olivier gesehen hätte, war mir's nun doch lieb, ihn nicht mehr in der Stadt zu finden. Ach, er wäre ja doch nicht mehr Olivier, nicht mehr mein herrlicher Achilles gewesen, sondern nur ein kläglicher unkenntlicher Torso! Ich wollte ihn nicht sehen, auch wenn es mir leicht gewesen wäre, ihn zu finden. Dann hätt' ich meinen Göttingischen Achilles im Gedächtniß auswechseln müssen mit der Gestalt eines Wahnsinnigen; das hätte mir eine der liebsten und anmuthigsten Erinnerungen geraubt. Ich wollte ihn aus demselben Grunde nicht wiedersehen, wie ich keinen meiner liebsten Freunde im Sarge sehen mag, weil ich nur die Gestalt des Lebendigen im Gedanken bewahren will; oder wie ich's meide, Zimmer, die ich vor Zeiten bewohnte, die nun von Andern bewohnt werden, die nun ganz anders eingerichtet sind, wieder zu be-

suchen. Das Ehemals und Jetzt verwirrt sich immer in meinen Vorstellungen auf eine unausstehlich-peinliche Weise.

Ich war noch in allerlei Betrachtungen über die Natur des menschlichen Wesens verloren, und wie derselbe Geist, welcher die Räume des Weltalls mißt, das Höchste ahnet — durch Druck oder Verletzung eines unsichtbaren Theils seines Nervengewebes plötzlich zum widerlich verstimmten Saitenspiel werden muß, sich selbst und der übrigen Welt ein unverständlicher Fremdling: da trat der Aufwärter herein und rief mich zum Nachtessen.

Die Wirthstafel im hellerleuchteten Speisesaal war von vielen Gästen besetzt. Es traf sich, daß mir ein Platz in der Nachbarschaft einiger Offiziere der hiesigen Stadtbesatzung angewiesen ward. Natürlich leitete ich das Gespräch, sobald es einmal unter uns angeknüpft war, auf meinen Freund Olivier. Ich gab von ihm die genauesten Einzelheiten an, so viel ich deren wußte, um jede Verwechselung der Personen zu verhüten. Denn es war ja möglich, und ich glaubte die Möglichkeit, daß der wahnsinnige Freiherr von Flyeln ein ganz anderer, als mein Achilles von Göttingen sein konnte. Allein alles, was ich sagte, alles, was ich dagegen hörte, bestätigte nur zu sehr, daß hier keine Verwechselung statt finde.

ten. Habe er einiges Lob verdient, so wolle er's nicht vor Aller Augen an der Brust umher zur Schau tragen. Der General war ausser sich vor Schrecken. Keine Bitten, keine Drohungen konnten den Major bewegen, das königliche Gnadenzeichen anzunehmen. — Nun traten die Offiziere vor, und machten die Erklärung, sie könnten nicht mehr mit dem Major dienen, wenn er nicht Satisfaktion gäbe. — Die Sache kam zur Untersuchung; der Major in Verhaft, vom Hofe die Entlassung des Majors. Nun brach die volle Narrheit erst bei ihm aus. Er ließ sich den Bart, wie ein Jude, wachsen; trug lächerliche Kleider; heirathete seinen Verwandten zum Trotz ein ganz gemeines, übrigens hübsches Mädchen, ein Findelkind, wegen dessen er schon mit dem Oberstlieutenant Händel gehabt hatte; hielt sich eine geraume Zeitlang für blutarm, und beging so vielerlei Thorheiten, daß er endlich auf königlichen Befehl unter Aufsicht gesetzt und nach seinen Gütern verwiesen wurde."

„Wo lebt er jetzt?" fragte ich.

„Auf seinen Gütern noch, zu Flyeln, im Schlosse seines verstorbenen Oheims; ungefähr zehn Meilen mögen es von hier sein. Ein Jahr lang durfte niemand ohne Erlaubniß zu ihm, sogar die Verwaltung seines Vermögens ward ihm entzogen. Sie ist ihm jetzt wieder überlassen, doch

muß er jährlich darüber Rechnung stellen; auch darf er sich keinen Schritt über die Grenzen seiner Gerichtsherrlichkeit entfernen. Er dagegen hat die ganze Welt feierlich in Bann gethan, und läßt weder Verwandte noch Bekannte, noch Freunde zu sich. Man hat jetzt schon seit Jahr und Tag nichts mehr von ihm vernommen."

---

## Der Besuch.

Aus allen Erzählungen der Offiziere leuchtete hervor, daß der unglückliche Olivier, nach Verlust seines Verstandes, doch immer ein gutmüthiger Narr geblieben sei, und daß wahrscheinlich das deutschthümelnde Wesen, welches vor einigen Jahren Modesucht geworden, ihn etwas über Gebühr ergriffen, oder seinem Wahnsinn wenigstens die Farbe gegeben habe.

Alles das hatte mich sehr erschüttert. Ich konnte lange des Nachts den Schlaf nicht finden. Als ich am andern Morgen erwachte, war es schon spät; aber ich fühlte mich sehr erquickt und gestärkt. Die Welt erschien mir in viel heitererm Licht, als den Abend zuvor, und ich beschloß, meinen bedauernswürdigen Freund in seinem Verbannungsorte zu besuchen.

Nachdem ich noch flüchtig die Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt hatte, warf ich mich

in den Wagen, fuhr bis in die Nacht und folgenden Tages nach Flyeln, in der Nachbarschaft eines Seestädtchens. Das Dorf Flyeln liegt noch zwei Meilen hinter dieser Stadt. Der Postmeister, als er hörte, wohin ich wollte, lächelte und meinte, ich werde wohl eine vergebliche Reise machen. Der Baron lasse sich nicht vor Fremden sehen. Auch erfuhr ich von ihm, daß sich sein Gemüthszustand nicht gebessert habe, sondern der gute Mensch von der festen Vorstellung behaftet sei, die ganze Welt wäre seit Jahrhunderten närrisch geworden, und die Heilung müsse von Flyeln ausgehen. In diesem Prozeß, da die Welt ihn, und er die Welt für närrisch halte, sondere er sich von allen Menschen ab. Seine Bauern, deren Grundherr er ist, befinden sich übrigens sehr wohl dabei, denn er thut viel für sie. Aber dafür müssen sie seinen Grillen in allen Kleinigkeiten gehorchen, Schifferhosen und lange Jacken mit runden Hüten tragen, sich den Bart lang wachsen lassen, und alle Leute, wenigstens auf Flyelnschem Grund und Boden, sogar ihren Oberherrn duzen. Abgerechnet diese seine Sparre, wäre er der vernünftigste Mann von der Welt.

Ungeachtet der Warnung des Postmeisters machte ich doch den Versuch, und fuhr hinauf nach Flyeln. Was lag mir doch jetzt daran, zwei

Meilen vergeblich zu fahren, nachdem ich, Oliviers willen, mich so weit vorgeabentheuert hatte? Und ich hatte keine Ursache zur Furcht, von ihm abgewiesen zu werden, weil er nicht auch am Gedächtniß gelitten. Es war freilich ein erbärmlicher, selten befahrner Weg, der bald durch tiefen Sand, bald durch ausgetretene Bäche und versumpften Boden, bald durch Kieferngestrüpp fortzog, und meinem Wagen ein paarmal den Umsturz drohte. Eine Stunde von Flyeln aber erhob sich das Land, und eine schöne breite Fahrstraße, auf beiden Seiten mit Obstbäumen bepflanzt, verkündete die Nähe eines reichen Gutsbesitzers. Die Felder standen in der weiten Ebene trefflich angebaut; rechts dehnte sich in der Ferne ein hoher Eichenforst mit dunkelm Grün, wie ein ungeheurer Kranz; links das unendliche Meer, ein wallender weiter Spiegel, der mit den glänzenden Wolken am Rand des Gesichtskreises zusammenrann. Flyeln, das Dorf, zeigte sich zwischen Fruchtbäumen, Weiden und Pappeln vor mir; seitwärts erhob sich ein großes, alterthümliches Gebäude, das Schloß, wie aus einem Wald von wilden Kastanien hervorsteigend. Abwärts, dem Meere näher, lag das Dorf Niederflyeln, ebenfalls zu Oliviers Herrschaft gehörig, malerisch an schroffe Felsen gelehnt, die zuletzt, als umbüschte Klippen, wie kleine In-

seln weit ins Meer hinaus gingen. Einige Fischerboote, mit Segeln, schwärmten um die Gestade; auf der Höhe des Meers erblickte man ein reisendes Schiff; die weißen Möven flatterten schaarenweis in den Lüften.

Je näher ich dem Dorf und dem Schlosse kam, je malerischer und freundlicher ward mir die Umgebung. Es lag in ihr der eigenthümliche Reiz jeder Seegegend, welcher aus der Paarung des Ländlich-Anmuthigen mit der Majestät des unübersehbaren Ozeans, des Geborgenen und Friedlichen einfacher Hütten mit dem weiten stürmischen Leben des grausamen Elementes erwächst. In jedem Fall ist der Verbannungsort meines Freundes reizend genug, daß man dafür ohne Gram die Freiheit, in lärmerischen Städten zu wohnen, aufopfern kann.

Sowohl auf den Feldern, als in einigen Gärten sah ich schon die angekündeten „Flyeler Bärte.“ Auch der Wirth, vor dessen Schenke ich still hielt und abstieg, war reichlich geschmückt mit Haarwuchs um Kinn und Mund. Er erwiederte meinen Gruß freundlich, und schien dabei doch über meine Ankunft verwundert. „Willst du etwa den Gutsherrn besuchen?“ Fragte er mich ganz höflich. Ich ließ das etwas auffallende Du lächelnd durchgehen und bejahte es. „So bitt' ich um deinen Namen, Stand und Wohn-

ort. Das muß dem Herrn Olivier gemeldet werden. Er nimmt ungern Reisende an."

„Aber mich nimmt er gewiß an. Laß Er Seinem Herrn nur melden, es wünsche ihn einer seiner ältesten und besten Freunde im Vorbeireisen auf ein paar Stunden zu sehen. Mehr lasse Er ihm nicht sagen."

„Wie du willst," erwiederte der Wirth, „aber ich kann dir die abschlägige Antwort voraussagen."

Während der Wirth einen Boten suchte, ging ich langsam durch's Dorf in geradester Richtung gegen das Schloß, zu dem mich ein Fußweg hinzuleiten schien, der zwischen Häusern und Baumgärten lief. Er führte mich aber irre zu einem Gebäude, das ich für ein Waschhaus hielt. Seitwärts, jenseits einer Wiese, floß ein ziemlich breiter Bach, hinter welchem sich die hohen dunkeln Wildkastanien des alterthümlichen Stammhauses der Freiherren von Flyeln schattig erhoben. Ich beschloß das Wagstück, mich bei Olivier unangemeldet einzuführen. Ich hatte dem Wirth absichtlich meinen Namen verschwiegen, um, wenn mich Olivier vor sich liesse, zu sehen, ob er mich erkennen würde? Ich ging über die Wiese, fand nach langem Suchen weiter abwärts über den Bach Steg und Weg, die mich zwischen Buschwerke gegen die Wildkastanien zurückführten.

Diese beschatteten einen geräumigen, mit grünen Rasen bedeckten runden Platz neben dem Schloße. Ringsum zog sich im Innern ein breiter mit Sand bedeckter Weg, links und rechts standen artige Ruhbänke unter den breiten Zweigen der Bäume, und auf einer der Bänke saß, ich war nicht wenig überrascht, Olivier. Er las in einem Buche. Zu seinen Füßen spielte ein dreijähriges Kind im Grase. Neben ihm saß ein bildschönes Frauenzimmer, mit einem Säugling an der Brust. Die Gruppe hatte etwas Wunderbarliches. Ich stand still, halb noch vom Gesträuch verdeckt. Keiner sah nach mir auf. Meine Augen hingen nur an dem guten Olivier. Selbst der schwarze Bart, der sich ihm um Kinn und Lippen kräuselte, und durch den Backenbart mit den finstern Locken seines Hauptes zusammenhing, stand ihm schön. Seine übrige Tracht hatte etwas Eigenes und doch nicht gar Befremdendes. Auf dem Kopfe trug er eine Art Baret mit Vorschirm gegen die Sonne; die Brust offen, mit weit übergelegtem Hemdkragen; eine grüne weite Jacke, vorn übereinander geknöpft, mit bis gegen das Knie reichenden vorn ganz zusammengehenden Schößen; weite weiße Matrosenhosen; Halbstiefeln. Es war ungefähr dieselbe Tracht, welche ich an den Bauern gesehen hatte, nur die seinige war feiner und edler. Seine Miene war ruhig und nach-

denkend. Auch als Mann, der den Vierzigern entgegen ging, war er noch schön zu heißen. Sein Bart gab ihm ein heldenartiges Wesen und Ansehen. Es kam mir vor, als sähe ich eine herrliche Gestalt aus dem Mittelalter.

Indem trat der Bote meines Schenkwirthes vom Schlosse her in den Kreis der Bäume. Der junge Bursch zog den kleinen Rundfilz ab, und sagte: „Herr, es wünscht dich ein Fremder auf der Durchreise zu sprechen. Er sagt, er sei einer deiner ältesten und besten Freunde.“

Olivier sah auf und fragte: „Durchreise? Ist er zu Fuß?“

„Nein, er kam mit der Post.“

„Wie heißt er? Woher ist er?“

„Das will er nicht sagen.“

„Er soll mich ruhig lassen. Ich will ihn nicht sehen!“ rief Olivier, und machte dem Jüngling eine Bewegung mit der Hand, sich fortzubegeben.

„Aber Du mußt mich doch sehen, Olivier!“ sagte ich, und trat hervor und verneigte mich mit einer Entschuldigung gegen das Frauenzimmer. Er, ohne sich zu bewegen, ohne meinen Gruß zu erwiedern, drehte verdrießlich den Kopf nach mir, musterte mich eine Weile mit scharfem Blick, ward ernster, legte das Buch weg, trat näher gegen mich vor, und sagte: „Mit wem habe ich zu sprechen?“

„Wie, Achilles erkennt seinen Patroklus nicht mehr?“ entgegnete ich ihm.

„O Popoi!“ fuhr er hochbestürzt auf, indem er die Arme auseinander breitete: „Sei willkommen, mein edler Patroklus im französischen Frack und gepuderten Haar!“ — Damit lag er an meiner Brust. Trotz seiner sarkastischen Anrede wurden er und ich bewegt und zu Thränen weich. In dieser Umarmung verschwand ein Gedächtniß von zwanzig Jahren. Wir athmeten wieder wie an den Ufern der Leine, wie zu Bovenden, Nörten und auf den Schloßtrümmern von Gleichen.

Darauf führte er mich mit freudeleuchtenden Augen zu der reizenden, jungen Mutter, die verschämt erröthete, und sagte zu ihr: „Sieh, dies ist Norbert, du kennst ihn ja aus mancher meiner Erzählungen!“ — und zu mir: „Das ist mein liebes Weib.“

Sie lächelte mich mit einem wahrhaften Engelslächeln unter ihren goldigen Locken an, und sagte mit einer Miene und einer Stimme, in der noch unendlich mehr Güte lag, als in ihrem Worte: „Edler Freund meines Oliviers, sei mir recht sehr willkommen. Ich habe mir lange schon das Vergnügen deiner persönlichen Bekanntschaft gewünscht.“

Ich wollte etwas Verbindliches erwiedern, aber ich gestehe, das überraschende trauliche Du,

welches mir Unbekannten von so lieblichen Lippen und so unbefangen hingesprochen, entgegenklang, brachte mich einen Augenblick lang aus aller Fassung.

„Meine Gnädige," stammelte ich endlich: „ich habe mit dem Umweg von mehr denn zwanzig Meilen das Glück nicht zu theuer erkauft, Sie und Ihren Herrn Gemahl, meinen ältesten Freund — — —"

„Holla, Norbert!" unterbrach mich Olivier lachend: „Nur gleich beim Anfang ein vorläufiges Wort, eine Bitte: nenne meine Frau, wie du deinen Gott nennest, einfach Du. Störe die schlichten Sitten von Flyeln nicht mit den Schnörkeln deutscher Zeremonien- und Komplimentenmeister; das gäbe unleidlichen Mißklang in unsern Ohren. Bilde dir jetzt ein, du seiest von Deutschland und Europa zweitausend Jahre oder zweitausend Meilen weit geschieden, und lebest wieder in einer ganz natürlichen Welt, etwa, wenn du willst, im Zeitalter des vielweisen Odysseus."

„Also, Olivier," sagte ich, „und du begreifst es, mit einer so liebenswürdigen Frau Du und Du zu sein, läßt man sich nicht zweimal bitten: also Frau Baronin, Du — — —"

„Noch einmal halt!" rief Olivier lautlachend dazwischen: „Deine Baronin steht zum Du, wie dein französischer Frack und der rasirte

Bart zum Patroklusnamen. Meine Bauern sind nicht mehr Leibeigene, sondern Freiherren; ich und meine Frau sind aber nicht mehr und nicht minder Baronen, als es meine Bauern sind. Nenne meine Amalia, wie sie hier jeder nennt, Mutter — der edelste Name des Weibes —, oder Frau."

„Es scheint," versetzte ich, „ihr lieben Leute habt hier mitten im Königreich eine neue Republik gegründet und allen Adel abgeschafft."

„Richtig, allen, bis auf den Adel der Gesinnungen!" antwortete Olivier. „Und daraus siehst du, wir sind hier zu Lande noch unendlich aristokratischer, als Ihr in Euerm Deutschland. Denn bei Euch dort trägt der Gemüthsadel wahrhaftig wenig ein, und der Geburtsadel sinkt auch in den Koth, wohin er auch von rechtswegen gehört."

„Um Verzeihung, du bist etwas jakobinisch gelaunt!" entgegnete ich. „Wer sagt dir, daß der Geburtsadel bei uns in der öffentlichen Meinung fällt?"

„O Popoi!" rief er: „muß ich denn dich noch belehren! Ich kannte vor Jahren noch einen armen, lumpigen Juden, den eure frommen Christen lieber ungeboren als geboren gesehen hätten. Er schacherte sich aber so viel zusammen, daß er bald Briefe von der Post mit dem Prädikat Edel-

geboren erhielt. Nach einigen Jahren war er ein reicher Mann; und die höflichen Deutschen begriffen sogleich, daß der Kerl von äusserst guter Geburt sein müsse. Alles schrieb ihm von da an sogleich als einen Wohlgebornen Herrn Banquier. Der Banquier half aber mit seinen Dukaten Finanzministern und völkerbeglückenden Kriegsministern aus der Geldklemme. Auf der Stelle ward der nützliche Millionär ein hochwohlgeborner Herr Baron von und zu. — Diese Aufklärung der Deutschen, dieser Spott mit dem Adelwesen führt in wenigen Jahrzehnden weiter als du glaubst. Ich hoffe aber, ist der Geburtsadel bei Euch null, wird der Gemüthsadel sich wieder gültig machen."

So sprach er. Da ich wohl wußte, woran ich mit dem guten Olivier war, nahm ich seine Ausfälle leicht und scherzend auf. Ich hätte aber, wie Polonius von Hamlet, auch von ihm sagen können: es ist doch Methode in seiner Narrheit! Und wirklich war mir lieb, ihn so ruhig, so heiter zu finden. Es war mir vor meiner Ankunft nicht ganz geheuer gewesen, mich ein paar Stunden lang mit einem geisteszerrütteten Freunde unterhalten zu müssen. Jetzt ließ ich mir's schon gefallen, da alle Furcht von mir gewichen, ein paar Tage bei ihm im Schlosse Gast zu sein.

Die Baronin, um ihren Säugling in Ruhe

zu bringen und mein Zimmer zu ordnen, verließ uns mit den Kindern. Olivier führte mich durch seinen Garten, dessen Beete mit den schönsten Blumen gefüllt waren. Um einen Springbrunnen standen auf hohen Sockeln von schwarzem Gestein weiße marmorne Brustbilder mit goldenen Unterschriften. Ich las da: Sokrates, Cincinnatus, Columbus, Luther, Bartholomeo des las Casas, Rousseau, Franklin, Peter der Große.

„Ich sehe, du liebst noch gute Gesellschaft!" sagte ich: „Kann man unter den Lebendigen Liebenswürdigere finden, als dein niedliches Weib mit den beiden Amoretten, und unter den Todten Ehrwürdigere, als diese da?"

„Hast du an meinem guten Geschmack gezweifelt?" antwortete Olivier.

„Das eben nicht; aber, Olivier, du ziehst dich doch, höre ich, von aller Welt sonst zurück!" versetzt' ich.

„Eben weil ich nur gute Gesellschaft liebe, die nirgends weniger in Europa daheim ist, als in der sogenannten Gesellschaft von gutem Ton."

„Doch wirst du zugeben, lieber Olivier, daß auch ausser Flyeln noch gute Gesellschaft möglich sei."

„Allerdings, Norbert, nur mögte ich keine Jahre und Geldsummen verschwenden, um sie zu

suchen. Laß uns davon abbrechen. Ihr Europäer seid von der heiligen Einfalt der Natur, wie im Wichtigsten, so im Geringsten, so ungeheuer abgewichen, seit Jahrtausenden zu solchen verkünstelten Thieren verartet, daß euch die Unnatur zur vollen Natur geworden ist, und ihr einen schlichten Menschen gar nicht mehr versteht. Ihr seid Zerrbilder des menschlichen Geschlechts geworden, von aussen und von innen, daß einem gesunden Wesen mitten unter euch grauen muß. Nein, du ehrlicher Norbert, brechen wir davon ab. Du würdest mich gar nicht verstehen, wenn ich redete. Ich schätze dich, ich liebe dich, ich bedaure dich."

„Bedauern? Warum das?"

„Weil du unter Narren lebst, und wider dein Wissen mit Narr sein mußt."

Bei diesen Worten Oliviers merkte ich, daß er zu seiner fixen Idee überging. Es ward mir sehr unheimlich bei ihm. Ich wollte ihn auf andere Gegenstände leiten, sah ängstlich umher, und fing an, da mir eben sein Bart wieder auffiel, seinen Bart zu loben, und wie der ihm so wohl stehe. „Seit wann läßt du ihn wachsen?" fragte ich.

„Seit ich zur Vernunft zurückkehrte, und den Muth hatte, vernünftig zu sein. — Gefällt er dir also wirklich, Nobert? Warum trägst du ihn nicht auch?"

Ich zuckte die Achseln und sagte: „Wenn's allgemeine Sitte wäre, ich trüge ihn mit Freuden."

„Da haben wir's! Weil also die Narrheit Sitte ist, die Natur mit dem Barbiermesser auch am Kinn des Mannes mit Stumpf und Stiel auszurotten, hast du nicht einmal den Muth, auch nur in dieser Kleinigkeit vernünftig zu sein. Diesen Schmuck des Mannes gab Mutter Natur so wenig vergebens, als die Locken des Hauptes. Aber der Mensch in seinem Wahnsinn bildete sich ein, weiser als der Schöpfer zu sein, und schmierte sich Seife ums Kinn, und glättete es mit dem Messer. So lange die Nationen nicht ganz von der Natur abgefallen waren, behielten sie noch den Bart bei. Trotz dem, daß ihn noch Christus und die Apostel trugen, erklärte ihn erst Papst Gregor VII in den Bann. Und doch behielten ihn die Geistlichen am längsten bei, wie heut noch die Kapuziner. Aber als alte Gecken begannen, sich ihres grauen Haars zu schämen, fingen sie an, es am Kinn zu vertilgen und auf dem Kopf unter Perüken zu verstecken. Weil man sich gegenseitig in Allem zu belügen gewohnt war, suchte man sich auch um das Alter zu belügen. Greise hüpften mit blonden Hauptbaaren und glattem Kinn, wie weibische Jünglinge, und das machte auch ihre Gemüthsart weibischer. Und alle andern folgten, weil sie zur Wahrheit keinen Muth hatten. Stelle

mir neben die Heldengestalt eines Achilles, Alexander oder Julius Cäsar einen unserer heutigen Generalfeldmarschall-Lieutenants in ihrer geschmacklosen Uniform, einen unserer Elegants mit dickem Halstuch und Zierbengel im Tanzmeister-Schritt neben einen Antinous; dich, Herr Geheimerath von Norbert, neben einen Senator des alten Griechenlands oder Roms, muß man da nicht über unsere Karrikaturen aus vollem Halse lachen?" —

„Du hast Recht, Olivier!" sagte ich verlegen, „und wer wird läugnen, daß die altrömische oder griechische Tracht edler, als die unsrige sei? Allein bei uns im Norden, wir Europäer, immer der fest anschliessenden Kleider gewohnt und bedürftig, würden uns bei dem malerischen Faltenwurf der Orientaler und Südländer etwas unbehaglich fühlen."

„Sieh mich an, Norbert!" sagte Olivier lächelnd, stellte sich vor mich hin, drückte das Baret auf seinem Kopf ein wenig seitwärts, stämmte keck die linke Hand auf seine Hüfte und sagte: „Ich, Nordländer, in meiner anschliessenden, bequemen und einfachen Tracht, würd' ich neben einem altrömischen Bürger so gar übel stehen? Warum gefällt uns noch immer die spanische, italienische und deutsche Tracht des Mittelalters? Weil sie, obwohl nordische, schön ist. Ein österreichischer Reiter im Helm, selbst der Husar, wür-

„Ich sah dirs wohl an," sagte die Baronin lächelnd zu mir, indem sie einige Leckereien von Backwerk aufstellte, „du vermissest in Flyeln die Hamburger oder Berliner Küche."

„Und ich seh es meiner liebenswürdigen Freundin an," versetzte ich, „daß ich der Küche von Flyeln noch das gebührende Lob schuldig geblieben bin, das ich selbst auf Unkosten der Berliner und Hamburger Küche zollen kann, ohne eine Schmeichelei erborgen zu müssen. Nein, ich bekenne dir, zum erstenmal in meinem Leben lernte ich bewundern, welch eine leckere Kost unser heimathlicher Boden auftischen kann, und wie leicht wir sogar der gesammten Molukken entbehren können!"

„Setze hinzu, Freund Norbert," sagte Olivier, „und mit den Molukken auch die fremden Reize unserer Nerven und die fremden Laster, die sich aus den überreizten oder abgereizten Nerven im kramfhaften Leib entwickeln. Ohne gesundes Fleisch und Blut kein gesunder Sinn und Muth! Die meisten Europäer sind heut zu Tage Selbstmörder, Leibes- und Seelenmörder zugleich, vermittelst ihrer Kochkünste. Was eure Rousseau's und Pestalozzi's gut machen wollen, tödtet ihr wieder mit Kaffee, Thee, Pfeffer, Muskatnüssen, Zimmet. Lebet einfach, lebet natürlich, und ihr könnet zwei Drittel eurer Predigten, Moralbücher, Zuchthäuser und Apotheken ersparen."

„Ich geb' es zu," sagte ich, „und man wußte das schon längst; allein . . . ."

„Nun denn!" rief er: „eben darin besteht die bis jetzt heillose Narrheit der Europäer. Sie wissen das Bessere und meiden es; sie verabscheuen das Schlechtere und suchen es. Sie vergiften ihre Speisen und Getränke mit theuern Giften und halten Doktoren und Apotheker, sich wieder erholen zu können, um die Vergiftung zu erneuern. Sie befördern die vorschnelle Reife der Knaben und Mädchen, und jammern hintennach erschrocken über deren verwilderte Triebe. Sie ermuntern durch Gesetze und Belohnungen, ohne es zu wollen, das Sittenverderben, und strafen es hintennach mit Galgen und Schwert. Sind sie nicht allesammt den Irrenhäuslern gleich?"

„Aber, lieber Olivier, das war doch wohl von jeher so?"

„Ja, Norbert, von jeher, das heißt, so bald und so oft die Menschen sich einen Schritt weiter von der Natur entfernten zur Barbarei herüber. Wir aber, durch den Schaden der Väter endlich gewarnt, sollten nicht nur wissensreicher, als sie, sondern auch weiser sein. Wozu sonst unser Wissen? Denjenigen achte ich für den Vernünftigsten, welcher mit der Unschuld und Lebensreinheit der Naturkinder die mannigfaltige Kenntniß

und Geistesbildung der Neuern vereinen kann. Gibst du dies zu, Norbert?"

„Wie sollt' ich nicht?"

„Wie, du gibst es zu? und machst in deinem Hause und in deinem Innern nicht den Anfang des Bessern?"

„Es könnte doch unter gewissen Umständen möglich werden. Indessen bekenne ich dir, Olivier, wir Kunstmenschen so gut, wie je die einfachsten Naturmenschen, hangen in den schwer zerbrechlichen Banden der Gewohnheit. Unser gekünsteltes Sein ist an sich selbst schon wieder eine Art Natur geworden, die wir nicht ungestraft plötzlich ablegen können."

„Vormals dacht' ich gleich dir, Norbert. Ich habe mich des Gegentheils aus Erfahrung überzeugt. Es gehörte nur ein einziger schwerer Augenblick dazu, ein starkes Herz, den ersten Kampf zu bestehen mit der Naserei der Welt, um zur Glückseligkeit und Ruhe durchzubrechen. Ich schwankte lange, aber ich kämpfte lange vergebens. Ein bloßer Zufall entschied, und der entschied mein Glück, und das Glück meiner sämmtlichen Angehörigen."

„Und dieser Zufall? Erzähle mir auch den!" sagt' ich, denn ich war begierig, das kennen zu lernen, was unmittelbar auf Gemüth und Verstand meines Freundes so mächtig hingewirkt hatte,

ihn zu den seltsamsten Grillen und zu der schwärmerhaftesten Lebens- und Handlungsweise überzueilen.

Er stand auf und verließ uns.

„Nicht so, lieber Norbert,“ sagte die Baronin, indem sie mich eine Weile schweigend anblickte, und es lag in dem zärtlichen Lächeln ihres Auges eine tiefe Frage an mein Herz: „Du fühlst Mitleiden mit meinem Manne?“

„Nur mit den Unglücklichen, nicht mit den Glücklichen, sollen wir Mitleiden haben!“ versetzte ich ausweichend.

„Vielleicht weißt du's, er ist verabscheut von seinen Verwandten, verachtet von seinen ehemaligen Bekannten, und wird von aller Welt als ein Verrückter behandelt.“

„Liebenswürdige Freundin, vielleicht einiges abgerechnet, was mir wohl Uebertreibung scheint, die mit kluger Umsicht zu meiden wären, um nicht anstößig zu werden, — dies abgerechnet, bekenne ich, fand ich bisher an Olivier nichts, was des Abscheues oder der Verachtung werth wäre. Doch ich kenne ihn noch viel zu wenig.“

„Lieber Freund,“ fuhr sie fort, „und gilt dir die Stimme der öffentlichen Meinung nichts?“

„Wenigstens noch über meinen Olivier nichts,“ erwiederte ich, „denn ich weiß gar wohl, daß die öffentliche Meinung Jerusalems einst zur Kreuzi-

gung der Unschuld rief; daß die öffentliche Meinung Völkerverwüster groß nannte; daß sie Weise für Wahnsinnige hielt, und Priester der Thorheit und Ueppigkeit mit dem Beinamen der Göttlichen schmückte."

„Ich freue mich!" sagte die Baronin mit einiger Lebhaftigkeit: „du wirst meinen Olivier liebgewinnen; du bist ein edler Mann, seiner Freundschaft würdig. Glaube mir, Olivier ist ein Engel, und man stößt ihn von der menschlichen Gesellschaft aus, wie einen Verbrecher oder Tollhäusler."

Als wir noch so mit einander redeten, trat Olivier wieder zu uns herein. Er hielt in der Hand ein kleines Buch. Mit dem warf er sich in seinen Sessel und sprach: „Sieh hier des Zufalls, oder der himmlischen Vorsehung Werkzeug zu meiner Genesung von der Schwäche und zum Erwachen vom Wahnsinn. Es ist ein unbedeutendes Buch, der Verfasser ungenannt und unbekannt; er sagt viel Gemeines und Alltägliches, aber er hat zwischenein ganz unerwartete Lichtblicke. Selbst der Titel „Träumereien eines Menschenfreundes" verspricht nicht viel. Ich fand es eines Tages, da ich noch in Garnison lag, auf dem Tische eines Bekannten, und steckte es zu mir, um allenfalls etwas lesen zu können, da ich mich im freien Grünen vor den Stadtthoren ein wenig ergehen wollte

Als ich draussen im breiten Schatten eines Ahorns lag und über mancherlei Verkehrtheiten des Lebens ärgerlich war, wie ich sie aus den neuesten Zeitungen wieder kennen gelernt hatte, schlug ich mein Buch auf und es fiel mir ein Abschnitt mit der Aufschrift in die Hände: Fragment aus der Reisebeschreibung des jüngern Pytheas nach Thule."

„Laß hören," sagte ich, „was der alte Grieche aus Messilia von unserm Norden zu erzählen weiß. Er soll Zeitgenosse des Aristoteles gewesen sein."

Er las:

Fragmente aus der Reisebeschreibung des jüngern Pytheas nach Thule. (Aus dem Griechischen.)

— — — Ich rede aber die Wahrheit, o Freunde, wenn schon sie euch unglaubhaft scheinen wird. Doch bedenket, daß in jenen rauhen Gegenden des Nordens die Natur selbst den Menschen durch ihre unfreundliche Härte von sich zurückdrängt, und durch ihre Versagungen zwingt, mancherlei Erfindungen zu machen, um das Leben erträglicher zu stellen. Denn dessen bedürfen wir in unserm Vaterlande nicht, wo die Natur gütiger gegen die Sterblichen ist, und wir Winters und Sommers im Freien wohnen, und was zur Fristung und Anmuth des Daseins nöthig ist, ohne Mühe ge-

ginnen. Jene aber, die in Strenge eines halbjährigen Winters seufzen, müssen darauf sinnen, wie sie in ihren geheizten Häusern einen künstlichen Sommer erschaffen. Und weil sie von der Natur zurückgestoßen und in sich selbst hineingebannt sind, werden sie mehr, denn wir, zur Beschäftigung des Geistes mit eiteln Träumen, schönen Entwürfen, die sie nie ausführen, und zur Erforschung alles Wissenswerthen hingetrieben. Daher sind sie kenntnißreich und in allerlei Dingen vielwissend, die weder zur Weisheit noch Glückseligkeit nützen, und schreiben sie große Bücher von den nichtswürdigsten Sachen, die bei uns weder geachtet, noch kaum dem Namen nach bekannt sind. Ja sie haben dafür besondere Schulen und Lehrstühle errichtet. — —

— Aber die Witterung ist auf jener mitternächtlichen Seite der Welt also beschaffen, daß Wärme und Frost, Tage und Nächte von einem Aeussersten zum andern Aeussersten übergehen, daß kaum ein angenehmer Mittelstand eintritt, welcher dem Geiste und dem Leibe zuträglich ist. Denn in ihren Sommern leiden sie eben so große Hitze, als in ihren Wintern von oft tödtlicher Kälte; eine Hälfte des Jahres haben ihre Tage fast eine Länge von achtzehn Stunden und in der andern Hälfte kaum die Länge von sechs Stunden. Eben so unstät und ausschweifend ist auch daselbst das

Gemüth der Menschen, und veränderlich wie ihre Witterung. Festigkeit der Denkart und des Willens gebricht fast allen. Sie haben von Jahr zu Jahr neue Kleidertrachten, neue Dichtungsarten und neue Weltweisheiten. Diejenigen, welche gestern die Tirannei stürzten, begeben sich, nachdem sie das Glück der Freiheit mit dem Munde priesen und mit dem Leben mißbrauchten, morgen freiwillig in die Knechtschaft zurück. — —

— Also ist bei jenen Barbaren die größte Ungleichheit in allen Dingen. Ein Theil des Volks, aus wenigen Familien bestehend, besitzet jede Bequemlichkeit und den größten Reichthum, und schwelget im Uebermaße; aber weit aus die Mehrheit ist arm und von der Gunst der Reichen in großer Abhängigkeit. Eben so sind zwar Einzelne im Besitz aller Schätze des Wissens, aber die Menge des Volks wohnt in der unglaublichsten Finsterniß der Unwissenheit. Sowohl Fürsten als Priester finden solche Unwissenheit für ihr eigenes Ansehen zuträglich und halten den Pöbel in derselben fest, welcher dazu ohnehin durch seine Armuth und Trägheit geneigt ist. Daher liebt der Pöbel bei jenen Völkern die gewohnte Weise seiner Vorfahren in allen Gebräuchen, Einrichtungen und übrigen Dingen, welche den Geist betreffen, und ist nur in Sachen körperlichen Genusses zur Veränderlichkeit geneigt. Doch pflich-

tet er jeder Neuerung bei, sie möge gerecht oder ungerecht sein, wenn sie ihm Geld und häuslichen Gewinn bringt. Denn Geld und hitziges Getränk geht bei jenen Barbaren über Gewohnheit, Ehre und Gottesfurcht.

Bei den Völkern in Thule ist die Freiheit unbekannt, und welche sie vor Zeiten besessen haben mögen, die ist ihnen nach und nach durch Gewalt oder Schlauheit der Großen genommen worden. Sie werden von Königen beherrscht, welche vorgeben, sie seien Söhne der Götter, und die Könige und ihre Satrapen werden eben so oft von Beischläferinnen oder Lieblingen beherrscht, als von ihren Rathgebern. Das Volk ist in erbliche Kasten getheilt, wie bei Indern und Aegyptern. Zur ersten Kaste gehören die Könige selbst und ihre Kinder. Zur zweiten gehören die Großen, deren Kinder beim Kriegsheer und im Staat, auch beim Altar der Gottheiten die vornehmsten Aemter verwalten, ohne Rücksicht auf ihre Würdigkeit. Denn was unglaublich für uns ist, das ist bei jenen Barbaren ein Herkommen, daß die Kaste oder die Geburt höher geachtet wird, als alles andere Verdienst. In der dritten Kaste leben die geringen Beamten, die Handwerker, Kaufleute, gemeinen Krieger, die Hirten und Ackerleute, desgleichen die Künstler, Gelehrte und gemeinen Priester. In der vierten Kaste sind die Leibeigenen

oder Sklaven, welche man wie anderes Hausvieh verkaufen und verschenken kann. Bei einigen Völkerschaften, die ihre erste Rohheit schon zum Theil abgelegt haben, fehlt jedoch schon die vierte und letzte von den Kasten; eben so findet man einzelne Völkerschaften, wo gute Fürsten, welche die Gewaltthätigkeit ihrer Großen erkannten, keine Gesetze mehr geben, als mit Einstimmung eines Senates, aus den verschiedenen Kasten des Volks gewählt.

Die Könige in den Ländern von Thule leben untereinander in fast immerwährender Feindschaft und Beargwohnung. Die Schwächern sind nur sicher durch den gegenseitigen Neid der Stärkern. Wo aber die Stärkern solche Eifersucht unter sich verlieren, fallen sie die schwächern Staaten, unter schlechtersonnenen Vorwänden, mit Krieg an, und vertheilen sie unter sich. Dafür lassen sie sich den Titel der Gerechten, der Väter des Vaterlandes, oder der Helden beilegen, wie denn dergleichen eitle Beinamen überall und von jeher bei den Barbaren beliebt gewesen sind. So oft aber die untere Kaste in irgend einem Lande, Gebrauch machend von ihren bessern Einsichten, sich gegen die unmäßigen Vorzüge der obern Kasten auflehnet, setzen alle Fürsten und höhere Kasten der übrigen Reiche ihre besondern Streitigkeiten beiseite, und vereinigen sich zur Herstellung der vorigen Ordnung

auf fremden Boden, oft auf eine sehr uneigennützige Weise. Ein solcher Krieg wird bei den Barbaren immer als ein heiliger angesehen, weil sie glauben, daß die Könige und die Rangordnung der Kasten von den Göttern selbst eingesetzt worden seien.

Unter allen öffentlichen Ausgaben ist diejenige zur Unterhaltung der Pracht an den Höfen die größeste, und nächst dieser ist die Ausgabe für das Heer, selbst in Friedenszeiten, die wichtigste. Für den Unterricht des Volks, für den Landbau und alles, was die Glückseligkeit der Menschen befördert, wird das Wenigste gegeben. In den meisten Ländern von Thule, wo die gewerbtreibende Kaste die zahlreichsten Pflichten und die wenigsten Rechte hat, muß diese durch Abgaben fast allgemein den Aufwand und die Bedürfnisse des gemeinen Wesens befriedigen.

Was die Religion dieser Barbaren betrifft, behaupten sie alle, von einer und derselben zu sein, und alle rühmen sich eines und desselben Urhebers ihrer Lehre. Allein die Arten ihres Gottesdienstes sind mannigfaltig verschieden, so wie die Meinungen über die Person ihres Religionsstifters. Deswillen feinden sich die Parteien mit großer Erbitterung an, und verfolgen und verachten sich. Im Ganzen findet man bei allen Parteien vielen Aberglauben, den aber die Priester selbst befördern.

Vom höchsten Wesen haben sie unwürdige Vorstellungen, denn sie eignen ihm sogar menschliche Leidenschaften zu. Und wenn die Könige ihre Völker gegen einander in den Krieg führen, wird auf beiden Seiten den Priestern geheißen, das höchste Wesen anzurufen, die Gegner zu verderben. Nach erfochtenem Siege danken sie dem höchsten Wesen für das ibren Feinden gestiftete Verderben.

Ihre meisten Geschichtbücher verdienen kaum gelesen zu werden; denn dieselben enthalten gewöhnlich keine Nachrichten von den Nationen, sondern nur von ihren Königen und deren Heirathen, Erbfolgen, Kriegen und Gewaltthaten. Die Namen der nützlichsten Erfinder und Wohlthäter werden kaum berührt, aber die Namen der verwüstenden Feldherrn stehen überall voran, gleichsam als wenn sie die wahrhaften Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes wären. Auch sind die Geschichten dieser Völker, wegen ihrer von den unsrigen abweichenden Sitten, schwer zu verstehen. Denn bei ihnen ist weder zu allen Zeiten, noch auch zu einer und derselben Zeit, in allen Ständen einerlei Begriff von Ehre oder Tugend zu finden. In den höhern Kasten kann Unzucht, Ehebruch, Verschwendung, Spielwuth, Mißbrauch der Gewalt löblich genannt werden, oder als anmuthige Schwäche erscheinen, was in den untern Kasten als Laster oder Verbrechen mit Tod und Kerker

den heut noch dem Blick Julius Cäsars gefallen. Warum, ihr andern steifen Herrn, folget ihr nicht dem Bessern nach, wie unsere Frauenzimmer schon begonnen haben, seit sie die Schleppen und gepuderten Toupés ablegten? Würdet ihr euch einmal schämen, von aussen Karrikaturen zu sein, vielleicht würdet ihr dann auch von Innen aufs Natürlichere kommen. Es liegt etwas Wahres in dem Sprüchwort: Kleider machen Leute. Und ich sage dir, Norbert, meine Amalia hat mich hübscher gefunden, seit ich den Bartwuchs nur leicht mit der Scheere mir stutzte, aber nicht vertilgte; ja, ich glaube, es ist seitdem in ihrer Zuneigung etwas Inbrünstigeres erregt, seit sie ihre Wange nicht mehr an ein glattes Weibergesicht, sondern an das männliche lehnt. Denn das Weib will den männlichen Mann!"

Indem Olivier so sprach, war er ganz Feuer. Er stand in der That da vor mir, wie ein kräftiges Heldengebilde aus frühern Jahrhunderten, wie aus einem alten Gemälde lebendig hervorgegangen, wie einer aus einer edlern Welt, die nicht mehr unsere Welt ist, und die wir nur bewundern, aber nicht wieder herstellen können.

„Wahrhaftig, du könntest mich", sagte ich zu ihm, „zum ehrlichen Bart bekehren, und ich gewönne dabei noch, daß ich allwöchentlich dreimal der Folter des Bartscheerers entginge."

„Freund," rief Olivier lachend, „dabei könnte es nicht bleiben! Der Bart zieht viel anderes nach sich. Denke dir deine noble Figur im krausen Bart, und dazu den dreieckten Schnabelhut auf dem Kopf, wie ein Jude; das gepuderte Haupt mit dem Rattenschwänzlein im Nacken; und den französischen Frack mit lächerlichen Rockschößen, die dir hinten wie ein Bachstelzen- oder Schwalbenschwanz stehn. Fort mit den Narrheiten! Kleide dich bescheiden, schamhaft, warm, bequem, aber geschmackvoll, daß es auch dem Auge wohl thut, und die erhabene Menschengestalt nicht verzerre. Alles Zwecklose verbanne! Eben das Zwecklose ist das Unvernünftige, eben das Unvernünftige ist das Unnatürliche!"

Als wir noch über diesen Gegenstand unsern Wortwechsel fortsetzten, ließ uns die Baronin durch einen Diener zum Mittagsessen rufen. Ich ging neben Olivier schweigend hin, und hatte den Kopf voller Gedanken, die ich leider nicht aussprechen durfte. Es war mir ganz wunderlich zu Muth und ich mußte den Baron ein paarmal seitwärts ansehen. In meinem Leben war mirs nicht vorgekommen, einen Narren so philosophiren zu hören. Ich war auch gar nicht im Stande gewesen, seinen Bemerkungen über die europäische Kleidertracht gründliche Einwendungen entgegenzustellen. Was er sagte, schien mir richtig und wahr. Hier

ließ sich mit Reckt anwenden: Kinder und Narren reden die Wahrheit.

---

## Das Gastmahl.

Bei Oliviers Vorliebe zu den alten Römern und den homerischen Griechen ward ich auf dem Hingang zum Schlosse ein wenig um den Ausgang des Gastmahls bekümmert. Denn von seinem Baret, Bart und übrigen Anzug zu schliessen, konnte ich nichts anderes, als eine für mich höchst unbequeme Haltung am Tische erwarten, daß ich entweder altrömisch auf Polstern der Länge nach hingelagert, oder wohl gar schneidermäßig, auf gut orientalisch, die Beine kreuzweis untereinander geschlagen, die Suppe zu mir nehmen müsse.

Die liebenswürdige Baronin kam uns entgegen, und führte uns ins Speisezimmer. Meine Sorge ward sogleich durch den Anblick europäischer Tische und Stühle gehoben. Es waren zwölf Gedecke auf dem runden Tische. Die Gäste fanden sich auch bald ein; es waren Mägde, Knechte, Schreiber des Barons. Ein artiges junges Stubenmädchen blieb ohne Stuhl und bediente, als Hebe, beim patriarchalischen Mahle. Der Baron verrichtete, ehe wir uns setzten, ein kurzes Gebet. Dann gings zur kräftigen Suppe. Die Speisen

waren vortrefflich zubereitet, doch einfach. Ich bemerkte nur, daß außer dem Wein alle Gerichte aus Erzeugnissen des eigenen Bodens und benachbarten Meeres bestanden; daß auch sogar alle fremde Gewürze fehlten, selbst der Pfeffer, deren Stelle Salz, Kümmel, Fenchel u. s. w. einnehmen mußten.

Die Unterhaltung war heiter und allgemein; sie betraf meistens ländliche Geschäfte oder Ereignisse der Umgebungen von Flyeln. Die Leute betrugen sich in Gegenwart ihrer Herrschaft weder blöde noch unbescheiden, sondern mit vielem Anstand. Ich kam mir unter diesen hübschen, bärtigen Männern in ihrer schlichten Tracht, mit ihrem brüderlichen und doch ehrerbietigen Du, — ich möchte fast sagen etwas albern, oder lächerlich vor, und saß da mit meinem Puderkopf, steifem Zöpfchen, Frack und geglättetem Kinn mitten in Europa, wie in einem fremden Welttheil. Es war mir recht wohlthuend, daß, so sehr ich auch von Allen abstach, und so häufig mir auch zwischen dem Du, besonders wenn ich damit die reizende Baronin anreden sollte, ein Sie durchschlüpfte, doch niemand zum Lachen gereizt ward.

Nach einer halben Stunde ließ uns die Dienerschaft allein; wir drei andern aber pflogen des Mahles und wurden beim alten goldenen Rheinwein traulicher im Gespräch.

bestraft wird. Wider Betrug und Diebstahl hat das Gesetz für die untern Kasten die härtesten Bußen angeordnet; wenn aber ein Großer mit anständiger Feinheit das Land betrügt, und sich auf Kosten seines Fürsten bereichert, wird er sehr häufig in Ehren erhöhet oder mit Gnadengehalten entlassen. Gleichwie in Tugenden und Lastern, ist es auch in der Ehre gehalten. Die Mitglieder der obern Kasten bedürfen keiner andern Ehre, als ihrer Geburt, um alle Vorzüge zu verdienen; die Wenigsten in den untern Kasten können nur selten durch Tugenden dem Ansehen jener Günstlinge des Zufalls gleichkommen. Die Ehre aber, welche durch Zufall der Geburt entsteht, kann eben so zufällig durch ein bloßes Schimpfwort vernichtet werden. Noch seltsamer ist die Art ihrer Wiederherstellung. Der, welcher mit einem Wort die Ehre verletzt hat, und der, welchem sie verletzt worden ist, begegnen sich nach vorgeschriebenen Ordnungen wie Rasende mit Waffen, und suchen einander zu verwunden. Sobald nun eine Wunde oder der Tod beigebracht worden ist, gleichviel, welchem von beiden, glauben sie aufrichtig, die Ehre sei wieder hergestellt.

Uebrigens haben die Barbaren mit einander gemein, daß sie insgesammt auf Gewinn erpicht sind, und dafür ihr Leben, wie ihre Tugend, wagen. Es gehört zu den Seltenheiten, welche

Erstaunen oder Gelächter erregen, wenn einer dem andern unentgeldlich arbeitet, oder sein Hab und Gut dem Wohl des gemeinen Wesens aufopfert. — Sie reden übrigens viel von edeln Gesinnungen und großmüthigen Handlungen; doch sieht man dieselben nur auf den Schaubühnen öffentlich und unbespottet erscheinen. Die Einwohner von Thule gleichen aber fast alle den Schauspielern, und sie haben in der Kunst, etwas anderes vorzustellen, als sie sind, große Fertigkeit. Keiner von ihnen spricht leicht gegen andere wie er denkt. Daher nennen sie Menschenkenntniß die schwerste Kunst, und Lebensklugheit die höchste Weisheit.

Inzwischen können sie sich doch nicht so sehr verbergen, daß man nicht ihre Schalkheit oder ihre Unbehilflichkeit erkennen sollte. Denn weil sie mit der menschlichen Vernunft im beständigen Widerspruch leben, anders lehren und anders handeln, anders empfinden und anders reden, und zu ihren Zwecken oft die widersinnigsten Mittel wählen: wird ihre Rohheit offenbar. Um zum Ackerbau zu ermuntern, belasten sie den Landmann mit den schwersten Abgaben und der größten Geringschätzung; um den Verkehr und Handel zu reizen, errichten sie zahlreiche Zollstätten und Waarenverbote; um fehlbare Menschen zu strafen und zu verbessern, sperren sie dieselben in öffentliche Zwanghäuser zusammen, wo sich die Verdorbenen

gegenseitig mit ihren Lastern noch mehr vergiften, und von wo sie als vollendete Verbrecher wieder in die Gesellschaft der Menschen zurückkehren; um ihres gesunden Leibes zu pflegen, verkehren sie die Ordnung des Lebens: einige wachen in der Nacht und schlafen am Tage; andere zerstören die Säfte ihres Leibes mit hitzigen Getränken und Gewürzen, die sie um große Summen aus Indien erkaufen, also daß kaum eine arme Haushaltung zu finden ist, welche sich mit der Frucht ihres Feldes oder ihrer Heerde begnügt, ohne nicht Getränke aus Arabien oder Gewürze aus Indien und Fische aus entfernten Meeren hinzuzuthun. — — — — —

---

### Die Wirkung der Fragmente des jüngern Pythias.

Hier endete Olivier die Vorlesung. Er sah mich mit fragenden Blicken an.

Lächelnd sagte ich: „Man muß gestehen, der Ton darin ist gut gehalten. Ungefähr so würde einer der alten griechischen Weisen von den barbarischen Nationen Asiens seiner Zeit gesprochen haben, wenn er sie besucht hätte. Recht brav! Selbst der edeln Steifheit der Schreibart merkt man an, daß diese Fragmente nur Uebersetzung

sind. Indessen glaube ich doch nicht an ihre Aechtheit. Wir haben nichts von Pythias, meines Wissens, als ...“

Es unterbrach mich Olivier mit unmäßigem Gelächter, und rief: „O du armer Norbert, du Kind des achtzehnten Jahrhunderts, der du immer nur an der Oberfläche und Schaale der Dinge herumtastest und den Kern darüber vergissest, der du immer mit dem Schein zu schaffen hast, und nicht in das Wesen dringest, siehst du und hörst du denn nicht, daß du selbst ein Bürger von Thule bist? — Was? Asien? Nein, so würde ein Weiser der griechischen Vorwelt von euch Europäern geredet haben, wenn er Euch zu seiner Zeit hätte besuchen können!“

„Du hast Recht, Olivier; du liessest mich nur nicht zu Ende kommen. Ich wollte noch hinzusetzen, es sind die Fragmente eine Art lettres persannes. Die Rede ist von uns. Die treffende Wahrheit ist unverkennbar.“

„Ich verstehe dich nur halb, dich Kunstmenschen. Nicht so, du beurtheilst die Kunst des Verfassers, ob er die Wahrheit getroffen habe? Oder meinst du, die Wahrheit habe dich getroffen?“

„Beides! Doch auf dich, lieber Olivier, machte sie schmerzlichere Eindrücke, wie du vorhin

erzähltest; du lagst mit diesem Buche im Schatten eines Ahorns. Erzähle weiter."

„Gut, da lag ich. Wie ich die Fragmente gelesen hatte, warf ich das Buch von mir, sank mit dem Haupte ins Gras zurück, starrte über mir in die dunkle Bläue des ewigen Himmels hinaus, hinaus in die Tiefen des nirgends umuferten Weltalls, und dachte Gott den Alleserfüllenden, Alles mit Liebe und Herrlichkeit Durchdringenden; und dachte an die Ewigkeit meines Daseins in dieser Unendlichkeit, und verstand in dem Augenblick dieser erhabenen Vorstellungen viele Worte Christi besser, des Wiederoffenbarers der göttlichen Verhältnisse unserer Geister: In unsers Vaters Haus sind viele Wohnungen. Wenn ihr nicht werdet wie die unschuldigen, natürlichen Kindlein. Wer mein Jünger sein will, der verläugne die Thorheiten der heutigen Welt, und nehme mein Kreuz muthig auf sich. — Und ich sah die Göttlichkeit Christi nie heller als damals. Ich dachte an die Erwartungen des Menschengeschlechts, wie dasselbe von Jahrtausend zu Jahrtausend aus der Wahrheit, Einfalt und Seligkeit der Natur immer weiter abgeirrt war zum thierischen, verkünstelten, wahnsinnigen, schmerzensvollen Leben. Ich flog in meinen Gedanken zurück in die Urwelt, zu den ersten Völkern, zu den einfachen Denkweisen der hohen Alten. Ich seufzte, ich fühlte

Thränen in meinen Augen. Ich ward in meinen Gedanken wieder ein einfaches Gotteskind. Warum kann ich nicht wahr fühlen, wahr denken, wahr reden, wahr handeln wie Jesus Christus? Kann ich nicht die Fesseln des Gewohnten abstreifen? Was hindert mich, als dumme Scheu, unter Wahnsinnigen, unter verkehrten Barbaren ein Vernünftiger, ein Gottesmensch zu sein? So sprach ich. In meiner Einbildung war ich's nun schon. Ich schloß die Augen. Ich empfand eine unaussprechliche Seligkeit, von der in ihrer Verthierung sich quälenden Welt, mit Gott, der Natur, dem Weltall, der Ewigkeit, wieder versöhnt und eins zu sein. So lag ich lange; denn als ich die Augen öffnete, war die Sonne verschwunden und das Abendroth umschwamm und verklärte Alles. Ich wähnte schon in einer andern Welt zu athmen."

„Ich kenne diese heiligen Zustände!" sagte die Baronin.

„Da ich mich erhob, um in die Stadt zurückzukehren," fuhr Olivier fort, „und meine Uniform an mir erblickte, durchzuckte es mich wie ein Blitz. Ekelhaft lag die Welt mit allen ihren Thorheiten, mit allen ihren Widersinnigkeiten vor mir da; nie heller sah ich den gräßlichen Abfall der Menschheit von dem Ewigen, Wahren und Heiligen, als in jenem Augenblick. Ich erkannte,

daß Sokrates, lebte er heut, noch einmal den Giftbecher trinken müßte; daß Christus, lehrte er heut in unsern Städten, in jeder Stadt sein Jerusalem wieder finden, und von den christlichen Sekten einstimmig zum Kreuz geführt, von den Fürsten als ein Feind der alten guten Ordnung, als ein Volksverführer, als ein Schwärmer verurtheilt werden müßte. — Ich schauderte. Da fragte ich mich im Gehen mit lauter Stimme: „Hast du Muth?“ — Der feste Wille durchdrang mich. Ich antwortete mit lauter Stimme: „Ich habe Muth. Es soll sein. Ich will vernünftig werden, erfolge daraus, was wolle.“

„Am andern Morgen — ich hatte einen erquickenden Schlaf gethan und fast alles, was ich den Abend vorher gedacht, vergessen — fiel mir dies Buch wieder in die Augen. Ich erinnerte mich meines Entschlusses wieder. Nun erkannte ich das Gefährliche meines Wagstücks. Ich ward wirklich schwankend. Und doch mußte ich die Wahrheit meiner gestrigen Ueberzeugungen anerkennen. Wer mein Jünger sein will, soll alles verläugnen. Ich durchdachte alle meine häuslichen und öffentlichen Verhältnisse. Ich kam mir vor, wie der reiche Jüngling im Evangelium, der traurig von Christo schied. Da fragte ich mich wieder: „Hast du Muth?“ — Und mit lauter Stimme antwortete ich: „den will ich haben.“ — Und so beschloß ich von

Stund an vernünftig zu handeln, im Kleinsten wie im Wichtigsten. Nur den ersten Schritt gethan und den Hohn der Menschen nicht geachtet, wird jeder folgende Schritt leicht."

„Ich zittere für dich, du edler Schwärmer!" rief ich und drückte ihm die Hand: „Nicht so, du erzählst mir doch den Ausgang deines Wagstücks?"

„Warum nicht? Aber so etwas muß im Freien geschehen, unterm Himmel, unter den Bäumen, im Anblick des weiten Meeres!" sagte Olivier: „Denn, lieber Norbert, in der Stube, zwischen den Wänden und Mauern sieht manches vernünftig aus, was in der freien Natur, wo sich die Seele gleichsam in das große, reine All auflöset, gar hirngespenstisch und träumerisch erscheint. Und umgekehrt findet man draussen in den Umgebungen der Gottesschöpfung, wo das Ewige und Wahre bleibend steht, daß Manches vollkommen richtig sei, was inner den Wänden einer Wohnstube voller häuslichen Rücksichten, oder inner den Wänden eines philosophischen Lehrsaales, eines Audienzzimmers, eines Ballsaals, eines prunkvollen Gesellschaftszimmers, wie überspanntes Wesen, wie Albernheit, wie Schwärmerei oder Verrücktheit erscheint. Also komm ins Freie!"

Er nahm mich beim Arm. Die Baronin ging zu ihren Kindern. Olivier führte mich durch den Garten auf einen Hügel, wo wir im Schatten

eines Felsen lagerten. Ueber uns schwammen im weiten Luftmeer die zarten Zweige der Birken; unter uns die blitzenden Wogen des Ozeans ins Unendliche.

Olivier erzählte dann ungefähr folgendermaßen:

---

## Oliviers Erzählung.

Das Schicksal begünstigte mich eben damals, als es mit meiner Vernunft zum Durchbruch kam, ganz vorzüglich. Mein Vater, dessen Vermögensumstände durch unmäßigen Aufwand zerrüttet worden waren, hatte mir nach seinem Tode nur ein sehr mäßiges Erbtheil hinterlassen. Allein ich hatte die Aussicht, nach dem Tode meines Oheims ein sehr stattlicher Gutsbesitzer zu werden. Diese Aussichten waren aller Welt bekannt. Dazu kam noch, daß ich mit der Baronesse von Mooser, der Tochter des Kammerpräsidenten, verlobt war. Sie war eine der ersten Parthien im Lande, wie man so etwas zu nennen pflegte, das heißt, sie war sehr hübsch, sehr reich und Nichte des Kriegsministers. Die Heirath war von meinen Verwandten und dem alten Oheim eingefädelt; ich mußte, dem Lauf der Welt gemäß, einwilligen. Nur die Kränklichkeit meines Oheims, der bei mir Vaterstelle vertrat, verzögerte die Vermählung.

Major war ich schon; bei der nächsten Beförderung sollte ich Oberstlieutenant werden. In einem Paar Jahren konnte mir das Regiment nicht fehlen.

So standen die Sachen zu jener Zeit. Ich fand nun freilich, nach meiner Genesung zur Vernunft, daß die Sachen sehr widerlich standen. Es ward mir unheimlich, daß ich freier Mann mein Dasein durch meine Verwandten an ein Mädchen wegen Geldes, Herkunft und Protektionen hatte verkuppeln lassen, ohne zu wissen, ob das Mädchen mit seinen Eigenheiten, Ansichten, Fehlern und Neigungen zu mir gehören könne. Die Baronesse war allerdings hübsch und gut, allein nicht um ein Haar anders, wie Frauenzimmer von eben solcher Erziehung sind und sein können; gutmüthig von Natur, aber durch Verkünstelung eitel, lebenslustig, leichtsinnig, stolz auf Verwandtschaft, auf Rang, auf Schönheit, witzig, und witzig auf Unkosten des Heiligsten in der Welt; in allem mehr französisch, als deutsch. Ob sie mich wirklich ein wenig liebe, wußte ich nicht; daß ich für sie nicht mehr, als für jedes andere gebildete und hübsche Frauenzimmer fühlte, das wußte ich.

Ein Brief durch Eilboten forderte mich zu meinem kränklichen Oheim. Ich erhielt Urlaub vom General; schied von meiner Verlobten und ihren Aeltern und reisete zum Oheim. Als ich

ankam, war er schon gestorben und begraben. Ein alter Verwalter übergab mir die Schlüssel zu den Schränken, und das Testament. Ich entrichtete die wenigen kleinen Legate an die Dienerschaft, zog den Verwalter in mein Geheimniß, und erklärte mich ganz arm, alles Vermögen meines Oheims unermeßlich verschuldet.

So kehrte ich in meine Garnison zurück und machte mein Mährchen bekannt. Es war mir nur darum zu thun, die Denkart meiner Verlobten zu prüfen, und ob sie Muth genug haben werde, an meiner Seite der Welt zû entsagen und zu werden, wie ich? — Um die Sache noch auffallender zu machen, verkaufte ich alles, was ich entbehren konnte, um meine Schulden in der Stadt zu bezahlen, denn ich hatte deren in der That, alte und neue, eine ziemliche Menge. Meine Kameraden lachten mich aus, und besonders wenn ich vorgab, es sei mir darum zu thun, wenigstens ein ehrlicher Mann zu bleiben. Selbst der Kammerpräsident und seine Gemahlin riethen mir's ab: ich müsse keinen Eclat machen, ich blamire mich und ihr Haus, ich gäbe mir und ihnen ein Ridicule u. s. w.

Ich blieb bei meinem Sinn: Redlichkeit gehe über Glanz, und Armuth sei keine Schande. Wer viel entbehren könne, sei reich. — Diese Redensarten, wie man es nannte, gefielen am

allerwenigsten der Baronesse. Ihre Aeltern gaben mir zu verstehen, ihr Kind sei an gewisse Aisances gewöhnt, sie selbst wären nicht reich genug, schon während ihres Lebens mir und der Tochter ein anständiges Sort zu machen. Kurz, nach wenigen Tagen traute man ganz unumwunden meinem eigenen Zartgefühl zu, daß ich die Verbindung freiwillig aufgeben werde. Ich nahm gar keinen Anstand, es zu thun, und zu erklären, ich fände es billig, weil hier keine Wahl tugendhafter oder liebender Herzen, sondern nur eine Uebereinkunft und gegenseitige Geldabrechnung der Verwandten statt gefunden habe.

Meine vorgebliche Armuth hatte aber noch ganz andere Wirkungen guter Art; nämlich meine alten Freunde und lustigen Brüder suchten mich weniger auf. Doch that mir's wohl, daß mich einige ihrer Hochachtung noch immer werth hielten. Doch waren's in der That nur einige wenige. Die meisten wurden immer kälter und bei mir seltener. Also mit dem Gelde hatte ich für sie das höhere Interesse verloren. Desto besser! dachte ich: und desto wahrer darfst du jetzt reden und sein.

Ich hatte aber, und das war voraus zu sehen, mit der Wahrheit so wenig Glück, wie jeder Andere vor mir. Seit einigen Wintern pflegte ich dem Offizierkorps Vorlesungen über wissenschaft-

liche Gegenstände zu halten. Ich war noch jetzt daran, sprach nun aber frei mein Inneres aus. Als ich aber mit folgenden Sätzen hervortrat: Jeder Krieg, der nicht für Unabhängigkeit und Sicherheit des Vaterlandes gegen fremde Unterdrücker geführt werde, sondern für persönliche Launen des Fürsten, Intriguen der Minister, Ehrgeiz der Höfe, um zu erobern, um sich in die Angelegenheiten anderer Völker zu mengen, um eine bloße Rache zu üben, sei ungerecht; stehende Heere seien die Plage der Länder, der Ruin der Finanzen, die Kerkerknechte des Despotismus, wo der Fürst Despot sein wolle; — der Soldat sei Bürger; — der Erb- und Briefadel heut Unsinn, der nur unter den Wilden und alten Barbaren noch eine Art Sinn gehabt habe; — ich hoffe noch die Zeit zu erleben, daß alle Könige Europens durch ein Konkordat sich über Aufhebung der ungeheuern Zahl stehender Heere verständigen, und hinwieder alle waffenfähige Bürger zu Soldaten machen werden; — Duellanten gehören ins Irren- oder Zuchthaus, — als ich mit diesen oder ähnlichen Sätzen hervortrat und ihre Richtigkeit erwies, an welcher der gesunde Menschenverstand nicht zweifeln könne, wurden mir die Vorlesungen verboten, und der General gab mir einen derben Verweis. Ich widersprach, und bekam Arrest.

Das alles that mir nicht weh; denn ich hatte es erwartet. Doch überall that ich meine Pflicht. Seit der Ungnade, in die ich beim General gefallen war, fingen auch die bessern Offiziere an, sich von mir zurückzuziehen. Man lachte und spöttelte viel über mich. Einige der witzigsten hielten mich für verrückt und meinten, das sei die Folge des Schreckens, den ich bei meiner vereitelten Hoffnung auf die große Erbschaft gehabt haben sollte. Bald war ich so verlassen, daß selbst mein bisheriger Bedienter nicht mehr bei mir bleiben wollte, weil ich mich und ihn mit zu karger Kost nährte, den Kaffee abschaffte, selten Wein nahm, und ihm statt der bisherigen reichen Livree eine einfache bequeme Tracht machen lassen wollte, ungefähr wie die, in der du mich jetzt siehst.

Dagegen erhielt ich zu derselben Zeit einen Brief, der mir für Alles Ersatz bot. Ich hatte nämlich vor Jahren ein armes Bettelmädchen weinend vor der Scheuer eines Bauernhauses gefunden. In der Scheuer lag auf Heu die Mutter der Mädchens sterbend, in Lumpen. Ich erfuhr von dem sterbenden Weibe, das selbst noch sehr jung war, es sei aus dem südlichen Deutschland von armen aber rechtschaffenen Aeltern, in den Dienst von einer reichen Herrschaft getreten, dort vom Sohn des Hauses verführt, dann mit einem

Stück Geld aus dem Hause gewiesen worden, habe nach ihrer Entbindung Dienste gesucht, aber wegen des Kindes nirgends langen Unterhalt gefunden, sei immer umhergestrichen, habe zuletzt nur von Almosen gelebt, und könne nun für ihre Tochter nichts als beten. — Ich lief in das Bauernhaus, um ihr Erfrischungen zu kaufen, denn der Bauer hatte ihr kaum den Ruheplatz in der Scheuer gestatten wollen. Als ich zurückkam zu ihr, lag sie schon entseelt auf dem Heu, und das Mädchen jammernd über dem Leichnam der Mutter. Ich tröstete die Kleine, so gut ich konnte; bestritt die Begräbnißkosten der Verstorbenen, und schickte das verwaisete Mädchen, welches nicht einmal den Geschlechtsnamen seiner Mutter kannte, besser gekleidet in eine weibliche Erziehungsanstalt nach Rastrow. Es hieß Amalia, ich gab ihm zum Almosen noch den Beinamen Scheuer, nach dem Fundort. -

Nun eben, da Alles von mir wich, erhielt ich aus der Anstalt Rastrow von dieser Amalia Scheuer einen Brief, der noch jetzt zu meinen Kleinodien gehört. Du sollst ihn lesen. Er rührte mich damals zu Thränen. Der Inhalt davon war ungefähr: Sie habe mein Unglück vernommen, und glaube nun ihrem Vater, so pflegte sie mich zu nennen, nicht länger zur Last sein zu lassen. Sie werde suchen, als Erzieherin in einem guten

Hause, oder durch Stickerei, Putzmachen, Unterrichten im Klavierspiel, oder auf irgend eine Art ihren Unterhalt selbst zu erwerben. Ich möge für sie unbekümmert sein; nun sei die Reihe an ihr, Kummer für mich zu haben. Du mußt den Brief selbst lesen mit den schönen Ausbrüchen von Dankbarkeit. Er ist die Abspiegelung der frömmsten, reinsten Seele. Sie bat nun noch um Erlaubniß, ein einzigesmal ihren Wohlthäter zu sehen, dessen Bild ihr nur noch dunkel im Gedächtniß schwebe seit dem Todestag ihrer Mutter. — Ich schrieb ihr zurück, lobte ihre Gesinnungen, aber versicherte, sie habe nicht Ursache, sich zu übereilen; ich würde für sie sorgen, bis sie einen angemessenen Platz habe.

Eines Tages, da ich von der Wachtparade zurückgekommen war, ward an die Thüre meines Zimmers gepocht. Ein unbekanntes Frauenzimmer trat herein, ein zartes, liebliches Gesicht, Lilien und Pfirsichblüthen mischten die Farben im Strauße nie schöner, als auf diesem Antlitz unter den goldenen Magdalenenlocken. Sie fragte mit Erröthen und zitternder Stimme nach mir; dann fiel sie in Thränen zerfliessend vor mir nieder, umarmte meine Knie, und da ich erstaunt sie aufrichten wollte, bedeckte sie meine Hand mit ihren Küssen. Was ich ahnete, bestätigte endlich ihr Ruf: „O mein Vater! o mein Vater! o mein

Schutzgeist!“ Ich beschwor sie, aufzustehen. Sie bat mich, sie nur noch einen Augenblick in dieser längst ersehnten Stellung zu lassen, und sagte: „Ach, ich bin so selig, daß mein Herz bricht! Könnt' ich nun doch zu diesen Füßen sterben!“

Es währte lange, ehe sie sich erholte und aufstand. Dann schloß ich sie an mein Herz, und drückte einen Kuß auf ihre helle Stirn, und befahl ihr, mich als ihren Vater zu betrachten und Du zu heißen. Sie gehorchte. Aber mir hatte der väterliche Kuß fast die Sinne verwirkt. Ich schwindelte in der Nähe dieser Schönheit. Sie war in einem Gasthof abgetreten. Dort ließ ich sie einige Tage; aber diese Tage waren genug, über mein ganzes Wesen zu entscheiden. Als Amalia in ihre Anstalt zurückreisen wollte, gab ich ihr den Rath, in einer bürgerlichen Wohnung der Stadt zu bleiben, und Stickereien um Geld anzufangen. Es war mir zu schwer, mich von ihr zu trennen. Aber ihr schon verrathen, daß ich noch reich sei, wollte ich auch nicht. Ich mußte sie noch mehr prüfen. Ich miethete ihr einige Zimmer; nahm eine Magd in ihren Dienst, versorgte sie mit Flügel, Harfe, Büchern, nach wenigen Tagen auch mit Aufträgen zu Stickereiarbeiten, die ich freilich alle auf eigene Kosten machen ließ, aber vorgab, sie kämen von fremder Hand. Ich besuchte sie wöchentlich nur ein- oder

zweimal, um alles Aufsehen und jede üble Deutung zu meiden.

Jeder Besuch war mir ein Fest. Du kannst dir's denken, wie süß es mich durchdrang, zu wissen, es lebe unterm Monde ein Wesen, das mir alles schuldig sei, das keinem zugehöre in der Welt, als mir, das von meiner Fürsorge alles erwarte; und dies Wesen sei von allem, was die Natur mir jemals Schönes, Frommes, Edles gewiesen, das Auserlesenste. — Amaliens Schönheit und demüthiger Stand waren bald in der Stadt kein Geheimniß. Sie zog bald alle Blicke auf sich. Man sprach mir davon, und ich verhehlte nicht, daß ich ihr Pflegevater sei, und sie ein armes Kind von unehelicher Geburt. Man brachte ihr bald Arbeiten über Arbeiten, denn ich hatte ihr untersagt, je in ein fremdes Haus zu gehen. Die vornehmen Frauenzimmer kamen also zu ihr, weniger der Stickereien wegen, als um die vielgepriesene Anmuth des Mädchens in der Nähe zu sehen.

Eines Tages, da ich Amalien besuchte, hörte ich, indem ich vor der Thür ihres Zimmers stand, daß sie mit einem Mann in heftigem Wortwechsel war. Ich erkannte die Stimme meines Oberstlieutenants. Als ich die Thüre öffnete, wollte er ihr einen Kuß rauben. Ich warf ihm sein unanständiges Betragen vor, und da er Umstände

machte, flog er unter meinen Händen zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Er glaubte, der Ehrlose, ich habe seine Ehre beschädigt, und forderte mich zum Duell. Ich wies ihn mit seiner Narrheit ab. Das Korps der Offiziere drohte, nicht mehr neben mir dienen zu wollen, weil ich ein Feiger wäre. Das war ich nicht, ging auf den bestimmten Kampfplatz wehrlos, und sagte dem Narren, wenn er Lust habe zum Meuchelmord, so gebe ich ihm die Erlaubniß dazu. Jetzt schimpften er und die Offiziere pöbelhaft. Sie glaubten, nach ihren barbarischen Vorstellungen, damit sei meine Ehre tödtlich verwundet, wenn sie sich selbst durch Brutalität und Pöbelei entehrten. Ich fragte sie dagegen, ob Gassenbuben, die einen achtbaren Mann auf der Straße mit Koth bewürfen, dadurch achtbar, hinwieder der achtbare Mann dadurch ein Gassenbube würde?

Am andern Morgen bei der Parade übergab mir ganz unerwartet mit zierlicher Rede der General den vom Hofe mir ertheilten Orden. Dieser war noch eine Spätfrucht meiner ehemaligen Verbindungen mit der Baronesse von Moosen, und das Werk ihres Oheims des Kriegsministers. Ich konnte das Bändlein, nach meinen Begriffen von Verdiensten, gar nicht annehmen. Und hätte ich wirklich ein Verdienst um den Staat gehabt,

würde ich mich geschämt haben, die Belobung desselben alle Tage prahlerisch mit mir umherzuschleppen, als wollt' ich sagen: sieh, der bin ich! — Meine standhafte Weigerung, das Läppchen Seidenband mit dem Sternlein anzunehmen, war in den Jahrbüchern der Monarchie unerhört. Meine Aeusserung: Pflicht und Tugend lassen sich nicht belohnen, sondern nur anerkennen; aber auch nicht anerkannt, thue der Biedermann seine Pflicht; am wenigsten lasse er sich zwingen, vor andern Leuten mit dem, was er geleistet, groß zu thun. — Diese Aeusserung galt für Jakobinerei und Unsinn. Der General ward wüthend. Nun traten die Offiziere wegen ihrer, wie sie meinten, schadhaft gewordenen Ehre, gegen mich auf. Ich bekam Verhaft, und nach wenigen Wochen meinen Abschied vom Regiment.

Deß war ich wohl zufrieden. Jetzt kleidete ich mich bürgerlich, wie ich wollte; eben nicht nach der herrschenden welschen Mode, aber bescheiden, bequem, naturgemäßer, wie du uns hier alle in Flyeln siehst. Die Leute sperrten die Augen auf und hielten mich geradezu für verrückt; und das um so mehr, als sie jetzt erfuhren, ich sei nichts weniger, als arm, sondern einer der begütertsten Männer des Landes. Nur Amalia wußte, warum ich so handle. Ich hatte sie mit meinen An-

sichten der heutigen Welt vertraut gemacht und mit meinen Grundsätzen. Sie selbst ein Naturkind, einfach und geistvoll, billigte meinen Sinn und lebte ganz in demselben. Freilich auf Malchens Urtheile konnte ich nicht stolz sein, denn es waren nur meine eigenen. Sie dachte, sie empfand nichts, als was ich; ihr Wesen war aufgelöset in dem meinigen. Ihre ehrfurchtsvolle, töchterliche Liebe war ohne ihr Wissen in die reinste, schamvollste und innigste der Jungfrau übergegangen, und ich freilich war wohl für die Vaterrolle noch etwas zu jung.

Als ich eines Tages ihr davon sprach, daß ich auf meine Güter zurückzugehen denke, bat sie, mir folgen zu dürfen; sie wäre glücklich, mir dort nur als Magd dienen zu dürfen. Und da ich stockend sagte, ich gedenke mich zu vermählen, senkte sie mit gefaltenen Händen ihr Haupt, und eine große Thräne fiel aus ihren Augen und sie sprach: „Desto besser, deine Gemahlin wird keine getreuere Dienerin finden, als mich.“ — Aber, sagte ich, meine Gemahlin denkt schon jetzt nicht so vortheilhaft von dir, als du verdientest. — „Was habe ich bei ihr schon verschuldet?“ antwortete sie mir mit aufgehobenem Antlitz und allem Stolz der Unschuld. „Zeige mir deine Braut, ich werde um ihre Huld und Achtung werben.“ —

Ich führte Malchen vor den großen Spiegel des Zimmers, zeigte hinein und sagte stammelnd: da siehst du sie. — Sie machte bei diesen Worten eine Bewegung des Schreckens, sah mich erblassend mit ihren großen blauen Augen an, worin eine Frage erstarb, sagte zitternd: „mir ist nicht wohl!" und sank todtenhaft nieder. Ich rief der Magd. Ich war vom Entsetzen ausser mir.

Als Amalia genas und sich nach dem Schlummer der Ohnmacht ihre Wangen wieder färbten, und sie die Augen aufschlug, war ihr Erstes ein sanftes Lächeln gegen mich, dann Verwunderung über meinen und der beschäftigten Magd Kummer. Erst nach und nach kehrten ihre Erinnerungen zurück. Sie glaubte geschlafen zu haben. Ich wagte kaum von dem Vorgefallenen zu reden. Als wir aber wieder allein waren, — die Magd mußte mir Wein holen, ich war der Stärkung bedürftiger als Amalia, — sagte ich: „Amalia, warum erschrackst du vor dem Spiegel? Warum darfst du nicht meine Braut sein? Rede offen, ich bin gefaßt Alles zu hören." — Sie erröthete, war lange, stumm, den Blick am Boden. — „Warum darfst du nicht?" fragte ich noch einmal. Da seufzte sie und sah zum Himmel: „Dürfen? o Gott, dürfen! Was darf ich noch anders, als was du willst? Kann ich denn selig sein, kann ich denn athmen,

ohne dich? Ob deine Magd, ob deine Braut, alles eins, denn ich habe nur Eine Liebe für dich.“

Während ich in den Vorhallen des Himmels lebte, war die ganze Stadt vor Erstaunen ausser sich; waren meine Verwandten väterlicher und mütterlicher Seits in Entsetzen und Verzweiflung, als ich meine nahe Vermählung mit Amalien ankündete. Ein Freiherr, aus altadelichem Geschlecht, dessen Altvordern im Dienst der Könige die höchsten Würden bekleidet hatten, ein turnier- und stiftsfähiger Baron des Landes, mit den ersten Familien des Landes blutsverwandt, geht die heilloseste Mesalliance ein, nicht einmal mit einer Briefadelichen, nicht einmal mit einer vornehmen Bürgerlichen, nicht einmal mit einer ehrlichen Handwerkerstochter, nein, mit einem Bettelmädchen von unehelicher Abkunft! — Man schrieb mir Drohbriefe aus meiner ganzen Verwandtschaft, man werde sich meiner öffentlich schämen, mich von künftigen Erbschaftsfällen ausstoßen, mich durch Verwendungen beim allerhöchsten Ort zu zwingen wissen. Es kam alles zu spät, denn nach vierzehn Tagen schon war mir Amalia förmlich vor dem Altar angetraut worden.

Was soll ich dir von den Thorheiten erzählen, welche die Menschen, behaftet mit ihren Vorurtheilen, beginnen, als ichs darauf anlegte, als

ehrlicher, natürlicher Mensch zu leben, streng, der Wahrheit gemäß, mit Verbannung aller Schnörkeleien, aller Tanzmeisterhöflichkeiten, aller Ausländereien, aller sogenannten Konvenienzen, ohne jedoch deswegen ein würdiges und anständiges Betragen aus den Augen zu setzen. Mein einfaches Du, mit dem ich jeden anredete und von jedem angeredet zu werden bat, schreckte sogleich alles von mir weg, als wäre ich mit Pestbeulen bedeckt. Mein Bart wurde zum Gespötte; mein freundliches Grußerwiedern ohne spießbürgerliches Hutabziehen auf den Gassen zur ungeheuern Grobheit. Ich ließ mich nicht irre machen. Einmal mußte Bahn gebrochen werden. Ich wollte sehen, ob es im neunzehnten Jahrhundert erlaubt sei, in einer europäischen Stadt mit Wegwerfung aller Ueberbleibsel aus den Zeiten des rohen Alterthums, aller verschrobenen Begriffe über Ehre, Sittlichkeit, Recht, Anständigkeit, aller Lächerlichkeiten von Titulaturen und Komplimenten, die nichts sagen, zu leben? Weit entfernt, jemanden durch irgend eine Unart zu kränken, jemanden wegen seines Vorurtheils, seines Wahns, seiner moralischen Verzerrung Vorwürfe zu machen, ward ich gefälliger gegen jeden. Ich suchte die Menschen, von welchen ich in meinem Wesen äusserlich so sehr verschieden war, wie ich es längst schon in

meinem Innern gewesen, durch Güte, durch Wohlthun mit mir zu versöhnen. Es war alles fruchtlos.

Ich begab mich auf meine Güter hierher nach Flyeln. Ich fand mein Vergnügen daran, mit meinen Angehörigen bekannt und vertraut zu werden. Sie waren damals Halbwilde; sie waren Leibeigene. Sie krochen vor mir, ihrem Erbherrn, sklavisch. Keiner konnte lesen und schreiben. Sie waren träg und unsittlich. Faullenzen, Saufen, Raufen war ihr Himmel. Der dümmste Aberglaube war ihre Religion, und todte, abgöttische Werkheiligkeit war ihre Religiosität, und Betrug und Lug ihre Klugheit. Ich beschloß, aus diesem Vieh Menschen zu machen. Ich ließ die Gefängnisse verbessern, und ein großes Schulhaus bauen; ich und Amalia besuchten alle Hütten; es waren ärmliche, kothige Ställe. Ich gebot, bei schwerer Strafe, die strengste Reinlichkeit. Wer nicht gehorchte, kam in den Kerker, den Gehorsamen beschenkte ich zur Aufmunterung mit Tischen, Spiegeln, Sesseln und anderm Hausgeräth. Bald war alles in den Häusern wohlgeordnet und sauber. Ich verbot Kartenspiel, Branntewein, Kaffe, Rauferei, Fluchen und Schwören u. s. w. Wer fehlte, ward herbe gezüchtigt; wer gehorchte und einen Monat lang nie Ursach zum Tadel gab, dem entließ ich Frohndienste. Ich gab dem alten Pfar-

rer ein Gnadengehalt, wählte einen jungen, gelehrten, trefflichen Geistlichen, der ganz in meine Ideen eintrat, an die Stelle des vorigen; ernannte einen im wechselseitigen Unterricht geübten, in der Schweiz bei Pestalozzi erzogenen, Jüngling zum Schulmeister mit gutem Gehalt, und vollendete mit diesen beiden Gehilfen die Reformation. Ich selbst hielt wöchentlich zweimal Schule, aber mit den erwachsenen Jünglingen und jungen Männern; der Pfarrer mit den ältern Männern und Greisen; Amalia mit den Jungfrauen; des Pfarrers Frau mit den Müttern. Ich ließ alle Kinder neu kleiden auf meine Kosten, so wie du sie noch jetzt siehst. Auf unsere Kosten änderte Amalia die ungestalte Tracht der Jungfrauen.

Die Schule und das Gefängniß wirkten; noch mehr aber der Eigennutz. Sich bei mir einzuschmeicheln, liessen die jungen Männer den Bart wachsen. Ich verbot das den Leibeigenen; nur den Freien war erlaubt, den Bart zu tragen. Sklaven mußten geschoren gehen. Ich that die Pforte zur Freiheit auf. Wer seine Felder nach meiner Vorschrift am besten baute, erhielt dieselben Ende Jahrs, gegen geringen doch loskäuflichen Bodenzins, zum Eigenthum und Befreiung vom Frohndienst. Wer im zweiten Jahr der Sparsamste, Fleißigste, Verständigste war, empfing seine Frei-

heit, sein Haus eigen, einen Vorschuß an Geld, ein Ehrenkleid, nach meiner Tracht gemodelt, durfte den Bart wachsen lassen. Schon am Ende des ersten Jahrs hatte ich Anlaß und Recht, ja sogar Verpflichtung, mehrere ausgezeichnete Familien frei zu sprechen; sie gehörten schon vor meiner Ankunft zu den bessern. Dies erweckte bei Vielen Neid, bei Allen Anstrengung zur Nacheiferung, um so mehr, da ich von den Freien im Gericht an Gerichtstagen zu mir sitzen und sie über die Fehlbaren mitrichten ließ. Die Beisitzer des Gerichts wurden aus der Mitte der Freien von ihnen selbst erwählt.

Während ich mich hier um die übrige Welt wenig bekümmerte, bekümmerte sich diese desto mehr um mich. Ganz unerwartet erschien auf ministeriellen Befehl, den meine Verwandte bewirkt hatten, eine ausserordentliche Kommission, meine Gesundheits- und Vermögensumstände zu untersuchen. Man hatte mich für wahnsinnig ausgeschrien und als verschwende ich mein gesammtes Vermögen auf die tollste Art. Die Herren der Kommission thaten sich ein paar Monate lang gütlich. Ich weiß nicht, welchen Bericht sie abgestattet haben, aber vermuthlich, weil ich vergaß, ihnen Gold in die Hand zu drücken, den unvortheilhaftesten. Denn ohne Rücksicht auf meine Beschwerden und

Protestationen ward ich wie ein Blödsinniger behandelt, und auf meine Güter eingebannt. Es ward mir ein Administrator meines Vermögens zugesandt, der zugleich mein Betragen beobachten, und jeden Besuch von Fremden von mir abhalten mußte. Zum Glück war der Administrator ein sehr rechtschaffener und nicht unverständiger Mann; darum wurden wir bald einig und Freunde. Als er meine Rechnungen durchsehen hatte, erstaunte der gute Mann über die Strenge der Oekonomie, und begriff, daß ich durch diese und durch das allmälige Auflösen der Leibeigenschaft und der Frohndienste eher gewönne, als verlöre. Aus langer Weile half er mir selbst bei den Vermenschlichungsversuchen meiner Sklaven. Er hatte dabei noch einige gute Einfälle, wie z. B., daß die Freigelassenen fünf Jahre lang Rechnung von ihren Ausgaben und Einnahmen vor Gericht ablegen mußten, um versichert zu sein, daß sie sich nicht verschlimmerten und heimlich nachläßig würden. Der gute Mann ward zuletzt ganz begeistert von unserer Flyeler Wirthschaft, denn er sah, wie von den wohlberechneten Schritten selten einer ganz vergebens gethan war. Schon im zweiten Jahr meines Hierseins zeichneten sich die Landleute in unsern Ortschaften vor allen der ganzen Gegend durch Häuslichkeit und Kenntniß und Ehr-

barkeit aus. Man hieß sie anderwärts nur Herrnhuter, und in den benachbarten Dörfern glaubt man noch heutiges Tages, die Flyeler hätten eine andere Religion angenommen.

Der Administrator und Vormund fand meine Ansicht der Welt in den Hauptsachen vollkommen richtig. Er wünschte sogar, daß man allgemein Vereinfachung und größere Wahrhaftigkeit in Sitte, Wandel und Leben zurückkommen mögte. Nur der Bart war ihm zuwider; seinen steifen Zopf im Nacken und den Puder im Haar vertheidigte er auf Tod und Leben; auch das Du war ihm anstößig, und er konnte es gegen Amalien und mich, trotz aller Anstrengung, nicht über die Lippen hervordrängen. Inzwischen hatte sein Bericht über mich, nach dem ersten Jahr seiner Administration, und nachdem er über die Gesammtverwaltung meines Vermögens an die Regierung die befriedigendsten Aufschlüsse gegeben hatte, die gute Folge, daß ich wieder in die Selbstadministration eingesetzt wurde, doch aber mit einsweiliger Verpflichtung, jährlich davon Rechenschaft abzulegen. Das war das Werk meiner Verwandten. Denn sie liessen sich nicht ausreden, ich habe einen guten Theil meines Verstandes verloren, obgleich mich mein bisheriger Vormund nur für einen wunderlichen Sonderling hatte geltend machen wollen.

Eben deswegen, und damit ich durch meine neuerungssüchtigen Irreden, nämlich durch mein unverholenes Aussprechen dessen, was Natur und gesunder Menschenverstand gutheißen, kein Aergerniß gebe, ward mir verboten, mich ohne besondere höchste Erlaubniß über die Grenzen meiner Güter hinauszubegeben, das heißt, das große europäische Narrenhospital nicht zu besuchen, sondern es blos aus den Zeitungen kennen zu lernen. Dabei konnte ich nur gewinnen.

Es sind nun beinahe fünf Jahre, daß ich hier in meiner glückseligen Einsamkeit wohne. Gehe hinaus, betrachte meine Felder und die Felder unserer Bauern, und unsere Waldungen, unsere Heerden und Wohnungen! Du wirst einen aufblühenden, vorher hier ungekannten Wohlstand erblicken. Alle meine Leibeigenen sind frei. Ein einziger Trunkenbold und ein anderer träger, roher Kerl schienen unverbesserlich. Der Trunkenbold starb. Den andern bekehrten weder Hoffnungen noch Strafen. Als aber alle Flyeler den Bart trugen, und er und der Pfarrer nur allein glattkinnig gingen, machte das auf den Kerl eine wunderbare Wirkung. Denn auch der Pfarrer wagte es endlich, den Bart stehen zu lassen. So blieb der Leibeigene allein der Geschorene. Das konnte er nicht ertragen. Er besserte sich, um unter ehrlichen Leuten zu sein.

Dem guten Pfarrer kostete sein Bart beim Konsistorium vielen Verdruß. Umsonst bewies er, daß der Bart nicht für und wider den wahren Glauben sei; umsonst berief er sich auf die heiligen Männer des alten und neuen Bundes; umsonst zeigte er, daß er, indem er sich seiner Gemeinde in allem gleich mache, am besten wirken könne; daß er eben dadurch wirklich einen für unverbesserlich gehaltenen Menschen im bisherigen Lebenswandel geändert habe. Der Bart gab zu vielen Konsistorialverhandlungen Anlaß. Erst, nachdem mein Pfarrer ärztliche Zeugnisse beibrachte, daß er, sonst immer vom Zahnweh leidend, nur durch den Bart gegen diese Noth geschützt sei, ward ihm derselbe, seiner Gesundheit willen, doch unter Beschränkungen, gestattet.

Ich bestelle jetzt nicht nur mit meinen freien Leuten das Dorfgericht, sondern habe ihnen auch das Recht ertheilt, sich unmittelbare Vorsteher zu ihrer Gemeindsverwaltung zu wählen. Ihr Ehrgefühl ist geweckt; sie fühlen ihre Menschenwürde. Von Zeit zu Zeit speisen ausgezeichnet wackere Leute an meinem Tische mit ihren Frauen. Ich bin ihres Gleichen. Die Gleichförmigkeit der Kleidertracht stellt eine gewisse Vertraulichkeit her, ohne die Ehrfurcht zu schwächen. Vor alten Leuten müssen die Kinder aufstehen und das Haupt

entblößen; aber keiner entblößt vor seines Gleichen das Haupt. Jede erwiesene boshafte Lüge gehört bei uns zu den Verbrechen, wie der Diebstahl. Die Leute, nun sie sich selbst richten, sind strenger, als ich es ehemals war. Ich muß ihre Urtheile oft mildern. Unsere Schulen sind brav. Die fähigern Knaben lernen auch Geschichte der Welt, Kenntniß der Erde und ihrer Länder und Völker, Feldmeßkunst und etwas vom Bauwesen. In der Kirche haben wir schönen vierstimmigen Gesang und Andacht.

Doch, lieber Norbert, beßer, du bleibst einige Tage bei uns, und siehst selber; kannst du, so verweile einige Wochen.

---

## Das Gespräch auf der Höhe von Flyeln.

So erzählte Olivier.

Ich berge es nicht, alles, was er mir gesagt hatte, alles, was ich in Flyeln gesehen hatte, machte großen Eindruck auf mich. Ich bewunderte seinen Starkmuth, seinen wohlthätigen Schöpfergeist und bemitleidete sein Loos, in solchem Grade verkannt zu werden, als er es war.

Es gehörte gar nicht die Ueberredungsgabe meines Freundes, gar nicht die zauberische Schmeichelei in den Bitten der schönen Baronin dazu,

um mich zur Verlängerung meines Aufenthalts in dieser herrlichen Oase zu bewegen. Ja, ich muß dies Flyeln eine Oase nennen, eine blühende Insel in den Wüsten der umliegenden Gegenden. Denn hier, sobald man diesen Boden betritt, wenn man aus den theils sandigen, theils versumpften Landschaften der Umgebung, aus den weiten verwilderten Kiefernwäldern, aus den ärmlichen, kothigen, unordentlichen Dörfern voller Baracken und verwahrloseter Menschen tritt, wird der Boden plötzlich grüner, der Mensch plötzlich menschlicher. Auch hier waren Baracken gewesen, und sie sind saubere Hütten geworden, in denen ich mit Vergnügen am Arm der Baronin Besuche machte; auch hier waren Moräste gewesen; man erkennt sie nur noch an den langen Gräben und unterirdischen, mit Steinen gefüllten, mit Erde überdeckten Wasserabzügen; auch hier waren Sklaven gewesen, die vor dem Oberherrn und noch mehr vor seinen Beamten zitterten und hinterrücks beide zu betrügen gewohnt waren, jetzt aber haben sie die aufrechte, kecke Stellung freier Menschen, sie sehen im Baron ihres Gleichen — aber mit welcher kindlichen Ehrfurcht und Liebe umringen sie jetzt ihn und die Seinigen! — Diese Umschaffungen im Zeitraum eines halben Jahrzehends wären einem Wunder ähnlich, wenn man nicht wüßte, wie

klug und fest Olivier dabei zu Werke ging, wie er nur sehr langsam aus der Rolle des gebieterischen Leibherrn zu der des Lehrers, dann des Vaters überging; wie er seine Bauern, hinter welche er die Furcht der Strafen als Treiber stellte, vorwärts lockte und kirrte durch ihren groben Eigennutz; wie er nie auf ihre Erkenntlichkeit, nie auf ihren öden Verstand, nie auf ihr sittliches oder religiöses Gefühl rechnete, sondern sie Anfangs mehr blos abrichtete, als unterrichtete, und dann auf die Stärke mehrjähriger, gewohnter Einübung zum Bessern hoffte und auf die nachwachsende Jugend. Daher übernahmen er und die Baronin, der Pfarrer und Schullehrer die Unterweisung Aller; daher kam es auch, daß die Beisitzer des Gerichts, daß die Vorsteher der Gemeinden meistens junge Leute von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren waren, wenigstens erblickte ich keinen der alten Bauern unter ihnen.

Doch alles das gehört hierher nicht. Ich will ja nur das Loos meines Freundes erzählen, nicht die Art und Weise, wie er seine Untergebenen entwilderte oder seine unwirthbaren Schollen blühend machte.

Als mir Olivier seine Haushaltungsbücher vorwies und unwiderleglich zeigte, daß er, weit entfernt bei den vorgenommenen Aenderungen an

Einkünften zu verlieren, mehr gewönne, als sein verstorbener Oheim und jeder seiner Vorfahren bezogen hatte, warf er lächelnd das Wort hin: „Nun siehst du, Norbert, wo die Narrheit zu Hause ist, ob in Flyeln oder in der königlichen Residenz? Weil ich gewinne, werde ich als Verschwender behandelt, und muß jährlich fremden Menschen, die man mir zur Untersuchung meiner Rechnungen schickt, Blicke in das Innerste meines Hauswesens erlauben."

— Warum beklagst du dich nicht darüber? Es ist Ungerechtigkeit, es ist Gewaltthat.

„Meine Beschwerden würden eitel sein. Kein Gericht, sondern kurzweg ein Kabinetsbefehl, vom Ministerium ausgegangen, verdammte mich zu diesem Verhältniß. Die Sache ist nicht leicht abzustellen. Denn das Ministerium wird keinen Rückschritt thun wollen, weil es sich durch solchen selber fehlbar erklären müßte. Die jährlich kommende Untersuchungskommission wird dazu nicht rathen, weil sie sonst das Vergnügen einer Lustreise und den Gewinn von Taggeldern, auf meine Kosten gezahlt, verlöre. Daß man mich hier auf das Gut meiner Vorfahren wie einen Gefangenen eingebannt, ist noch das Erträglichste. — Jetzt, Norbert, ehrlich, wie denkst du von Allem?"

— Ich gestehe dir, Olivier, ich kam mit Vor-

urtheil und Trauer zu dir; ich werde dich mit den angenehmsten Erinnerungen verlassen. Man hat dich überall für einen Wahnsinnigen ausgegeben. Der bist du nicht, sondern ich stimme deinem ehemaligen Administrator bei: du bist nur ein edler, wunderlicher Sonderling.

„Sonderling? Nun ja, es ist der rechte Name für diejenigen, welche sich von dem Schlendrian und Unwesen des Zeitalters absondern. Diogenes von Sinope galt auch für einen Thoren; Cato, der Censor bei den Römern, für einen Pedanten; Colomb ward auf den Straßen Madrids als Narr betrachtet; Olavides der Inquisition übergeben; Rousseau von den Bernern aus seinem Asyl verstoßen, so wie Pestalozzi Anfangs von vielen seiner Landsleute zu den Halbnarren gezählt ward, weil er mit Bettlern und räudigen Kindern lieber, als mit der gepuderten Haarbeutelwelt umging. Und daß ihr mich einen Sonderling heißet, mich, der ich doch nur mein von Gott empfangenes Recht, vernünftig und naturgemäß zu denken, zu sprechen und zu handeln, nichts anderes, gültig mache, — ist das nicht ein herber Vorwurf gegen euch selbst?“

— Nein, Olivier, kein Vorwurf, weder gegen die Welt, noch gegen dich. Niemand wehrt dir, vernünftig und natürlich zu denken und zu han-

deln; aber schone auch du die Rechte Anderer, nach ihren gegenwärtigen Begriffen, Gewohnheiten und selbst nach ihren Vorurtheilen zu denken, zu sprechen, zu handeln, bis sie oder ihre Kinder einst weiser sind. Nicht alle Menschen können Philosophen sein.

„Habe ich ihrer nicht geschont? habe ich sie angegriffen?„

— Allerdings, Freund, wenn du mir es zu sagen erlaubst. Indem du deine Sitten den allgemeinen Sitten zu grell gegenüberstelltest, brachst du den Frieden mit denen, unter welchen du lebest, und wirktest du die Hälfte des Guten, was du wirken konntest, ja nicht einmal die Hälfte. Christus nahm Judäa's Sitte an, ließ sich herab sogar zu Judäa's Vorurtheilen, um mächtiger zu wirken. Was liegt am Ende an einer lächerlichen Mode, was daran, ob man den steifen Zopf oder das abgeschnittene Haar, den Bart oder das glatte Kinn trägt? Du kennst die Bedeutung des Sie im Deutschen, des Vous im Französischen. Nun ja, ich gebe zu, es sei thöricht, eine Person in der mehrern Zahl anzureden. Aber was schadet diese Uebung zuletzt? Redeten nicht auch Griechen und Römer von sich in der mehrern Zahl? Du kennst die Bedeutung des S i e im Deutschen und des Du. Warst du nun nicht angreifender Theil, wenn

du dich über die herrschenden unschuldigen Uebungen wegsetztest, und ohne Unterschied gegen die bisherigen Begriffe vom Anständigen, das Du jedem aufdrangst? Wer sich der Welt gegenüber stellt, dem steht sie gegenüber. Konntest du dich darüber wundern?

„Ich wundere mich keineswegs, weil ich das erwartete. Führe mir nicht das Beispiel von Christus an, nach Weise derer, die alle ihre Trägheit und Schalkheit mit frommer Miene hinter verdrehten Schriftstellern der Bibel verstecken. Der Göttliche hatte mit seinen Zeitgenossen Höheres abzuthun, als ich, darum schwieg er zu den mindern Thorheiten; ich aber habe es mit diesen allein zu thun, und will wenigstens mich nicht zwingen lassen, Barbareien zu loben, zu entschuldigen, oder gar mitzumachen. So viel Recht wird dem Menschen auf Erden doch wohl noch unter Menschen gestattet sein, daß er Gebrauch von seinem schlichten Verstande mache?

— Freund, wie mir es scheint, hat man dir dies Recht nicht streitig machen wollen; wohl aber das Recht, durch unbehutsame Mittheilung deiner Ueberzeugungen, zumal wenn sie im offenen Streit mit noch bestehenden Ordnungen sind, gefährliche Verwirrungen zu veranlassen. Du selbst hast anfangs in Flyeln bei deinen Leibeignen den gestren-

zen Grundherrn gespielt, hast sie nur nach und nach, je nachdem sie vorbereitet waren, zur Freiheit eingeführt, nicht jählings. Du wußtest wohl, daß es verderbenvoll sein würde, Kindern in die ungeübte Hand ein Messer zu legen, das in geübten Händen das nützlichste Werkzeug ist. Was würdest du gesagt haben, wenn einer deiner Leibeigenen plötzlich seinen Genossen die Sprache der Wahrheit von den ewigen Grundrechten der Menschheit, von der Barbarei und Ruchlosigkeit des Feudalwesens, von der natürlichen Gleichheit der Menschen geführt hätte? Würde dieser Reformator nicht alle deine edeln Entwürfe zerrissen haben? —

„Allerdings, Norbert. Aber ich hoffe, das Beispiel geht nicht mich und mein Thun an. Ich habe nie gegen bestehende Ordnungen geredet, auch wenn sie schlecht waren, sondern ich gab Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ich redete nur gegen bestehende Mißbräuche und Vorurtheile, die nicht einmal durrch bürgerliche oder Staatsverträge geheiligt sind. Gegen Euer Undeutsch, gegen Eure Maskeraden und heuchlerischen Komplimente, gegen Euern naturwidrigen Luxus, gegen Eure weibischen, hölzernen Verunstaltungen durch die welschen Moden, gegen Eure Begriffe von Ehre und Schande, von Ver-

dienst und Belohnung habe ich geredet, und nur vertheidigungsweise für meine Person, wenn ihr Europäer mich nöthigen wolltet, meine Rückkehr zur Vernunft zu verdammen, und mich zwingen wolltet, Eurer Verkehrtheit zu gefallen, von der Natur wieder abtrünnig zu werden."

— Aber, Freund Olivier, deine Urtheile über stehende Heere, über den Geburtsadel, über die unterdrückten Rechte der Nationen, über ...

„O Popoi, Freund Norbert! diese Sätze sind gottlob in Europa, als todte Wahrheiten, allgemein anerkannt. Man nennt sie in Thesi und in Theorien richtig, in Praxi irrig, und zwar aus triftigen Gründen. Ich habe nichts dagegen. Ich selbst, wäre ich Fürst oder Minister, würde mich wohl hüten, ehe ich ein philosophisches Volk hätte, Plato's Republik zu organisiren. Allein ich habe diese Sätze unter Freunden, unter meines Gleichen ausgesprochen, nicht sie dem Pöbel, zur Empörung, gepredigt. Ich that, was heute Millionen in Schrift und mündlichem Wort thun. Ihr müßtet der halben Bevölkerung Europens den Kopf abschlagen, wenn Ihr nicht wolltet, daß solche Sachen gedacht und gesprochen würden. Eben daß man sie denkt und spricht, dadurch allein dringen sie auch in die andere Hälfte über. Und ist einmal die Mehrheit der Menschen des Bessern

überzeugt, dann macht sich alles leicht von selbst, ohne Revolutionen und Blutbäder, durch den natürlichen Gang in verbesserter Gesetzgebung. Wahrlich, nicht deswegen hielt man mich für wahnsinnig, lieber Norbert, nicht deswegen bannte man mich von der übrigen Welt aus. Niemand hätte etwas dagegen gehabt, wenn ich Baron gegen die Ungerechtigkeit, Barbarei, Thorheit und Schädlichkeit deklamirt haben würde, welche mit dem Institut des bevorrechteten Erbadels verbunden sind; Niemand hätte etwas dagegen gehabt, wenn ich bei meinen Deklamationen eine Gräfin oder Baronin geheirathet haben würde. Es treiben's viele so. Aber daß ich folgerecht handelte, obgleich Niemand damit beschädigt wurde, daß ich die Liebe eines schönen und tugendhaften Mädchens dem Vorurtheil meiner ahnenstolzen Sippschaft vorzog, daß ich Baron ein von der Landstraße weggenommenes Bettelkind, ja ein uneheliches Kind zur Gemahlin wählte — das war ein Verbrechen. Norbert, sieh' Malchen noch einmal an, — dann tritt vor meinen pergamentenen Stammbaum — und dann verdamme mich!"

— Mit solchen Dukumenten für dein Recht, lieber Olivier, bist du freilich ein furchtbarer Advokat. Ich denke aber, der Adel hätte dir am Ende diese Sünde gegen seinen Stand wohl hin-

geben lassen, und dich allenfalls als eine Ausnahme von der Regel betrachtet. — Du weißt, man denkt heutiges Tages in solchen Dingen schon viel duldsamer; der Adel ist nicht mehr wie . . :

„Das glaubst du? O mein Freund, betrüge dich nicht über unsere Kaste, in der nicht nur die Physiognomien, und nicht nur die Vorrechte, sondern auch die Begriffe und Vorurtheile erblich und durch die Vererbung in so vielen Generationen unausrottbar geworden sind. Der Adel hat die eigentlich f i x e Idee, von Geburt aus, bessern Teiges zu sein, als die übrige Menschheit. Und wenn er schon der Gewalt der Revolutionen unterliegen muß: seine fixe Idee bleibt oben an. Sahst du nicht den ausgewanderten Adel Frankreichs im Elend? Seinen Dünkel verlor er nicht, auch da er seine eigenen Schuhe flicken und seine Hemden selbst waschen mußte. Siehe die jungen im Elend gebornen oder erzogenen französischen Edelleute jetzt in Frankreich wieder. Was treiben sie? Statt mit ihrem Schicksal ausgesöhnt zu sein, klagen sie, weil sie mit Leuten von bürgerlicher Abkunft so viele, ja alle Rechte theilen sollen. Dafür arbeiten sie wider die Charte, bis keine Charte mehr ist, und eine neue Revolution sie abermals ausstößt.“

— Hier, mein lieber Advokat, lässest du dich

auf einer Schwäche ertappen, die ich zu benutzen viel zu großmüthig bin. Was beweisen Menschen jenes Landes für oder wider Menschen unseres Landes? Wer würde aus den Begriffen der indianischen Häuptlinge mit ihren knöchernen Naseringen eine Anklage gegen unsern hiesigen Adel machen wollen? — Lassen wir das. Aber versteh' mich wohl. Ich möchte dich mit der übrigen Welt aussöhnen. Ein kleines Opfer von dir, eine geringe Nachgiebigkeit in unbedeutenden Aeusserlichkeiten: und, glaube es mir, man wird dir alle deine Meinungen, selbst deine Paradoxien verzeihen. Und wir sind schuldig, Opfer zu bringen. Nur dadurch erkaufen wir Vertrauen. Und nur im Besitz des öffentlichen Vertrauens können wir öffentlich wirken. —

„Du verlangst ein kleines Opfer von mir, Norbert. Ich kenne es schon. Du forderst, als Kleinigkeit, nichts weniger, denn mich selbst mit allen meinen Ueberzeugungen, Grundsätzen und daraus hervorgehenden Pflichten zu opfern. Aber wenn ich nun meine Ueberzeugungen und Grundsätze aufgeopfert habe, das heißt, mein ganzes Wesen: was tauge ich dann noch in der Welt? Womit soll ich dann Gutes wirken?“

— Noch mit vielem! Siehe andere weise Männer, sie stiften, ohne mit der Welt zu zer-

fallen, unsägliches Gute. Warum könntest du es nicht? Was kannst du, selbst durch dein bloßes Beispiel, und du allein stehend, wirken, wenn dich, wie jetzt geschieht, alle deine Umgebungen verkennen und glauben, du habest am Verstande Schaden genommen? —

„Die Frage verdient eine Antwort, denn sie ist von allen deinen Fragen die wichtigste. Zuerst denke meines Befugnisses als Mensch, daß ich, wenigstens in meinem Hause, auf meinem Boden, gemäß meinen bessern Ueberzeugungen, essen, trinken, mich kleiden, reden und handeln dürfe, wenn ich damit nur keine fremden Rechte verletze. Da ich nun die Albernheiten und Abgeschmacktheiten, Künsteleien, Unnatürlichkeiten und Verzerrungen der jetzigen europäischen Menschheit, wie sie sich eben aus dem Schlamm alter Barbarei hervorwindet, lächerlich, schädlich, unnatürlich, verächtlich finde, soll ich, mit aller Neigung und allem Beruf und aller Pflicht zum Wahren und Gerechten keinen Gebrauch von jenem Befugniß machen? selbst nicht auf die Gefahr hin, daß ich von unsern Barbaren, den Kunst- und Gewohnheitsthieren, die es nun nicht besser verstehen, ausgelacht werde? Soll der Weltumsegler, wenn die Wilden Indiens ihm Menschenfleisch zum Schmause vorsetzen, sein Grausen überwinden,

die scheußliche Sitte mitmachen, damit ihn die Indianer nicht auslachen? — So viel, Norbert, über das, was meine Person unmittelbar und allein berührt."

Hier schwieg Olivier einen Augenblick, als wolle er allfällige Antworten abwarten, fuhr aber bald fort: „Uebrigens, o Norbert, erinnere dich des Bruchstückes aus der Reise des Pytheas, und deines eigenen Geständnisses von der getroffenen und treffenden Wahrheit. Du selbst gibst zu, daß sich die menschliche Gesellschaft unseres Welttheils weit von den Gesetzen der Natur hinweg verloren hat. Ihr alle gestehet, daß wir eben darum unendlich viel zu leiden haben; denn die Verletzungen der ewigen Gesetze Gottes führen ihre Strafen gegen die Frevler in sich selbst mit. Keiner von Euch läugnet, daß Euer gesammter bürgerlicher und häuslicher Zustand, daß Eure Verfassungen, Sitten und Lebensweisen nur höchstens ein folgerechtes Bestehen im Naturwidrigen sind. Aber wer von Euch hat den Heldenmuth der Vernunft, zu den einfachen ewigen Ordnungen Gottes zurückzukehren? An diesem Heldenmuth fehlt es! Woblan, mir ist er nicht fremd. Es ist gut, daß Einer und Einzelne, unbekümmert um Wahn und Gelächter des großen Haufens, das Beispiel des Guten und Rechten im Leben hinstellen. Es

ist gut, daß Einzelne aufstehen, die nicht mit dem herrschenden Wahnsinn des Zeitalters kapituliren und Accommodements treffen, um mich Eurer Sprache zu bedienen, sondere ihm offene Fehde machen. Denn das bloße Lehren von Kanzeln, Kathedern und Schaubühnen, durch bloße Philosopheme, durch Lobreden auf Natürlichkeit und Wahrheit wirds nicht gethan. Ihr redet, philosophirt und schreibet immerdar, nnd die Lehrer bleiben selbst immerdar wie sie sind, und die Schüler werden nicht anders. — Darum ist's gut, daß Einzelne die Urbilder des Bessern in der Wirklichkeit des Lebens hinausführen. Allerdings wird man sie Anfangs für Unsinnige halten, und bemitleiden und bespötteln. Nach und nach gewöhnt sich das Auge der Zeitgenossen aber an die fremdartigen Erscheinungen. Endlich wird gesagt werden: Aber der Mann hat doch in vielen Dingen so unrecht nicht. Zuletzt wagen es die Kühnsten, schüchtern in einzelnen Dingen nachzufolgen. — Und, Norbert, wer die Menschheit, oder auch einen kleinen Theil der Menschheit nur um einen Schritt wieder zur Natur zurückgeführt hat, der hat für die Flüchtigkeit des Lebens genug gethan. — Und so, lieber Freund, laß mich gewähren! Viele pflegen den, der Recht thut, nur deswegen zu tadeln, weil es sie verdrießt, daß eben e r, und nicht sie

selbst den Muth haben, das Rechte zu thun. — Weil ich ohne Luxus und ohne Verbannung des Fremdartigen trinke und speise, weil ich mich bequemer und dem Auge gefälliger kleide, weil ich dem männlichen Bart seine Ehre widerfahren lasse, weil ich den Vorrechten und Vorurtheilen meiner Kaste entsage, und nicht mehr, als ich werth bin, gelten will, weil ich mich durch Vermählung mit einem Mädchen von niedriger und uneheliger Abkunft nicht zu beflecken glaube, weil ich keine Ehre durch einen Zweikampf herstellen, und kein Zeichen meiner wirklichen oder geheuchelten Verdienste auf der Brust zur Schau tragen mag, weil ich Leibeigene zu meinen freien Mitmenschen und Freunden mache, weil ich die Lüge verachte, die Wahrheit ohne Furcht bekenne: darum werde werde ich noch im neunzehnten Jahrhundert als der Narr behandelt, ungeachtet ich der Vernunft gemäß lebe, nicht gegen bestehende Verfassungen und Gesetze mich verging, Niemandem Leids zufügte, Manchem Gutes erwies, nie das wahrhaft Sittliche und Anständige verletzte. — Hier, Norbert, hast du meine Antwort auf deine Frage. Nun lasse uns davon abbrechen."

Wir brachen ab. Ich umarmte den edlen Sonderling, und sagte ihm nur lächelnd: „Wir haben ein altes Sprüchwort: Allzuscharf macht schartig."

Nach einigen Tagen verließ ich ihn. Die Erinnerungen an Flyeln werden zu den angenehmsten meines Lebens gehören. Ich will auch nicht bergen, daß, wenn die ganze Welt in den Wahnsinn meines Oliviers verfallen wollte, ich mit Freuden einer der ersten Wahnsinnigen werden würde. Wir haben seitdem unsern Briefwechsel wieder hergestellt, und ich habe ein Gelübde gethan, von Zeit zu Zeit in das glückselige Flyeln zu wallfahrten.

# Die Herrnhuter Familie.

## Menschliche Urtheile.

In einer Provinzial-Hauptstadt — näher darf ich sie nicht bezeichnen — lebte seit sieben Jahren Herr Daniel Selber mit seiner Familie. Er und die Seinigen, das wußte Jedermann, waren Herrnhuter. Er beschäftigte sich wenig mit der Stadt, daher die Stadt sich desto mehr mit ihm. Wie konnte es anders sein? In Meinungen, Sitten und Leben unterschied er sich von allen übrigen Einwohnern zu sehr, und die Stadt, ob sie gleich neben starker Garnison und zahlreichem Adel, Konzerte, Bälle, Schauspiele, Casino's, Freimaurerlogen und andern Zubehör großer Städte hatte, war doch nicht so groß, daß sich nicht die meisten Bewohner hätten unter einander kennen sollen, wenn sie dazu Lust hatten.

Herr Daniel Selber hatte sich also hier seit sieben Jahren niedergelassen, nicht eigentlich in der Stadt, sondern nahe vor der Stadt. Da besaß er ein artiges Landhaus, sehr angenehm gelegen, und weil er mehrere Morgen Wiesen dazu gekauft hatte, glich es einem kleinen Landgute. Er nannte es gewöhnlich sein Bethanien;

und weil, ich weiß nicht wie, sein Einfall mit dem Namen in der Stadt bekannt wurde, nannte es endlich Jedermann auch so, Anfangs mit witzigen Nebenbemerkungen, zuletzt auch ohne dergleichen. Man wußte von ihm, daß er ehemals Tuchhändler gewesen. Jetzt ein Mann nahe bei den Sechszigern, schien er der Ruhe zu pflegen.

Er mochte wohlhabend sein, vielleicht mehr als wohlhabend; aber weder er noch die Seinigen verriethen davon viel. Alle Einrichtungen in seinem Hause, auf seinem Gütchen waren geschmackvoll, ohne Prunk, höchst einfach, kostbar gar nicht. Eine auf's Aeusserste getriebene Reinlichkeit ersetzte die Stelle der Pracht. Frau Martha, seine Gemahlin, und Maria, seine Tochter, gingen so schlicht gekleidet, daß die meisten Dienstmägde in der Stadt mehr Aufwand trieben; und doch gestand Jeder, daß die beiden Frauenzimmer von Bethanien immer so ausgewählt vortheilhaft gekleidet wären, und durch die Sauberkeit all ihres Gewandes so geschmückt, als wenn sie die Kunst des Putztisches besser, denn die reichsten Frauen und Töchter der Stadt verständen. Immer gingen sie weiß oder grau; die Mutter trug immer ihre Bänder von blauer, die Tochter immer von rosenrother Farbe. Darin sah man nie einen Wechsel.

Eben so erschien Herr Selber immer in einem

aschgrauen Kleide vom allerfeinsten Tuch; nie ein Stäubchen daran; alles ungemein reinlich, zierlich vom Kopf bis zur Ferse. Wie man ihn vor sieben Jahren zum erstenmal gesehen hatte, so sah man ihn noch in allen Kleinigkeiten unverändert nach sieben Jahren. Er und seine Kleider schienen fast gar nicht zu altern. Er stand im Verdacht des Geizes.

Denn die strenge Ordnung und Spärlichkeit in den Kleidern galt zu Bethanien in allen übrigen Dingen. Martha und Maria besorgten das Meiste der Wirthschaft selbst. Sie hatten dazu einen alten Hausknecht. Aber eine Magd hielt es nie lange bei ihnen aus. Den Grund davon konnte man selten recht erfahren. Die Mägde waren jedesmal froh, wenn sie aus Bethanien erlöset waren. Keine klagte über schlechten Lohn, er war anständig; oder über harte Behandlung, sie war vielmehr liebreich und, und wie es Viele nannten, sogar süßlich; oder über schlechte Kost, man führte einen guten Tisch; — aber doch war das Leben in Bethanien allen unerträglich; Herr Selber ein wunderlicher, närrischer Kauz, der oft nicht wußte, was er wollte; Frau Martha an beiden Augen blind, dazu eine ewige Betschwester; Maria ein gutes Gänschen, aber sehr eigen in ihrem ganzen Wesen. Ungeachtet auf Mägdegeschwätz nicht viel zu bauen ist, konnte

doch die übereinstimmende Aussage Aller nicht ganz und gar verworfen werden. Und daß die Mägde jedes halbe Jahr den Dienst änderten, sprach nicht vortheilhaft für die Heiligkeit der Familie zu Bethanien..

Auf den Schein der Heiligkeit hielt sie offenbar sehr. Nirgends nahm sie an den Vergnügungen der Weltkinder, auch an den unschuldigsten keinen Theil; man sah sie in keinem Konzert — doch behauptete man, Maria spiele das Fortepiano trefflich und habe eine angenehme Stimme. Nur in der Charwoche, wenn im Konzert etwa ein Tod Jesu, ein Messias gegeben ward, zeigten sich dabei Vater und Tochter. In der Kirche fehlten sie selten, zum Genuß des Nachtmahls nie. Der Vormittagsprediger, ein alter, rechtgläubiger, eifriger Mann, der nichts als Glauben und Glauben predigte, machte sich oft mit dieser Herrnhuterfamilie zu schaffen; sprach von Sektirern, Heuchlern, Pharisäern, Anabaptisten und dergleichen; zeigte oft im heiligen Zorn beinahe mit Fingern auf Herrn Selber. Der aber saß so unbefangen, andachtsvoll da, als wenn er nicht wüßte, von wem die Rede wäre. Der Nachmittagsprediger, ein philosophischer Moralprediger, machte es nicht viel besser; eiferte gegen Kopfhängerei, Andächtelei, Schwärmerei, äusserliche Frömmelei, gegen die Gefahren der Absonde-

ungssucht und dergleichen. Die ganze Gemeinde schielte nach Herrn Selber hinüber. Aber kein Mensch in der Kirche schien solche Predigten mit größerer Erbauung anzuhören, als gerade er.

Die gesammte Stadt wußte zuletzt sehr gut, wie sie mit dem frommen Herrn und seiner Herrnhuterei daran war. Ein stilles, heiliges, züchtiges Wesen von aussen, der liebe Heiland das dritte Wort; aber dahinter Knickerei, Selbstsucht, Lieblosigkeit. Hinter der frommen Demuth ein frommer Hochmuth gegen die Weltkinder; bei aller süßen Leutseligkeit von aussen, ein in sich verschlossenes, untheilnehmendes Wesen von innen. — Umgang hatte aus der Stadt eigentlich Niemand mit den Leuten; doch waren sie gar nicht menschenscheu. Man sah sie oft auf Spaziergängen, oder wohin sie sonst Geschäfte halber mußten. Aber bei aller Höflichkeit liessen sie doch Jeden fühlen, daß sie nähere Bekanntschaft meiden möchten. Nur von Zeit zu Zeit wohnten Fremde bei ihnen; allein es versteht sich von selbst, es waren „Brüder im Herrn", oder „Schwestern im Herrn."

Recht aufrichtiges Mitleiden hatte man mit Marien, die zur vollendetsten Herrnhuterin erzogen und damit der Welt vollkommen geraubt ward. Sie war ein sehr hübsches, ja, was die Sache noch viel schlimmer machte, ein schönes

Mädchen — sie war, und wenn man's auch hier und da nicht Wort haben wollte, offenbar das schönste Mädchen in der ganzen Stadt, Einige behaupteten sogar, in der ganzen Welt. Es war in ihrer einfachen Art sich zu kleiden, in ihren sittigen Geberden, in der bescheidenen Anmuth ihrer Bewegungen, in ihrem ganzen kunstlosen Sein etwas unaussprechlich Verführerisches. Niemand, auch nur bei einiger Menschenkenntniß, zweifelte einen Augenblick daran, daß, wäre es Herrn Daniel Selber mit seiner Herrnhuterei und der Besserung der sündigen Welt wahrer Ernst und nicht bloße Heuchelei gewesen, er alle Einwohner der Stadt, wenigstens die männliche Hälfte, in wenigen Wochen zu „Brüdern im Herrn" und wahren „Heilandskindern" hätte verwandeln können, troß dem Eifer des orthodoxen Vormittags- und des moralphilosophischen Nachmittagspredigers.

Marie mochte etwa siebenzehn Jahre haben. Denn als sie mit ihren Aeltern in Bethanien einzog, sprang sie noch zuweilen sehr unherrnhuterisch durch die Wiesen; mehr als zehn Jahre hatte sie damals gewiß nicht. Jetzt sprang sie nicht mehr, ungeachtet man ihren niedlichen Füßen wohl ansah, sie wären recht zum Tanzen geboren. Ausser der Mutter hatte sie keinen andern weiblichen Umgang, als ein Mädchen, Na-

mens Susanne, ein paar Jahre älter als sie, sittig und fromm wie sie, gekleidet wie sie, auch mit rosenfarbenem Band wie sie, aber nicht so schön, wie sie, doch hübsch genug. Herr Selber versicherte zwar, Susanna sei eine in ihrer frühesten Kindheit von ihm aufgenommene arme Waise. Aber in der Stadt wußte man sehr gut, daß sie ihn nicht umsonst Vater nannte und Marie Schwester. Man verkannte die Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge mit den Selberschen nicht. Und die Heiligen haben auch ihre schwachen Stunden. Der fromme Sonderling konnte sich durchaus nicht rein brennen.

---

## Die Hausverschönerung.

Zu seinen frommen Eigenheiten gehörte, daß er in der Stadt nie bei Handwerkern arbeiten ließ, die den meisten Ruf hatten, sondern bei solchen, welche die wenigste Kundschaft besaßen oder in Noth waren. Denen bezahlte er denn auch ohne Knauserei. Im Frühjahr 1796 ließ er sein Landhaus zu Bethanien, welches trotz aller Sauberkeit etwas morsch geworden sein mochte, von unten bis oben ausbessern. Die ganze Stadt wunderte sich über den plötzlichen Aufwand des Mannes. Eine Magd aber, die freiwillig aus

dem Dienst lief, ohne das Ende ihrer Zeit abzuwarten, lösete das Räthsel. Die schöne Marie war bestimmt, die Braut eines Mitgliedes der Brüdergemeine zu B— zu werden. Dieser Bruder war der Sohn eines reichen Kauzes, der lange Zeit zu Surinam Handel getrieben; er hieß Joseph Wermuth. Die Nachricht war in der That zugleich bitterer Wermuth für alle junge Herren in der Stadt, von denen einige schon auf dem Sprunge standen, der Eitelkeit der Welt zu entsagen und Herrnhuter zu werden, um in Gesellschaft der schönen Schwester zu beten. Daraus ward nun nichts.

Trotz ihrer Betrübniß verschönerte Herr Daniel Selber sein Bethanien auf alle Weise. Für sein baares Geld freilich bekam er Arbeiter genug; aber Niemand arbeitete gern bei ihm, denn er machte den Leuten wunderliche Zumuthungen aller Art, deren man nicht gewohnt war.

Ein Beispiel erläutert die Sache am besten. Er wollte in einigen Zimmern neue Fußböden legen lassen. Dafür wandte er sich an einen Schreinermeister, der keinen andern Vorzug hatte, als daß er von seinem Handwerk wenig verstand, und daher nie mit Arbeit überladen war. Meister Leonhard kam zu ihm, besichtigte und maß die Zimmer. Alle Böden sollten eingelegte Arbeit von Nußbaum- und Weißtannenholz werden. Die

Zeichnung dazu hatte Herr Selber mit eigener Hand entworfen.

Nach einigen Tagen kam Meister Leonhard mit dem Kostenanschlag.

„Ich finde es sehr billig, Meister," sagte Herr Daniel: „hat Er sich auch nicht zu Seinem Schaden verrechnet?"

„Ich glaube doch nicht. Aber ..."

„Gut, Meister, die Arbeit soll Er haben. Allein, Er nimmt mir's nicht übel, ich habe schön die Erfahrung an Ihm gemacht, Er arbeitet schlecht. Nichts fugt und paßt bei Ihm gehörig."

Der Meister verzog die Miene, und wollte auf das Unangenehme etwas Unangenehmes erwiedern. Aber Herr Selber ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Stelle Er einen oder zwei gute Gesellen an. Nur güte Arbeit! Ich will Ihm gern etwas mehr zahlen, als Er begehrt."

„Herr Selber, nichts für ungut, Ihr Geld verdiene ich recht gern; aber wenn Sie glauben, daß ich in meiner Sache nicht Verstand und Geschick ..."

„Nicht doch, lieber Meister; nehme Er Aufrichtigkeit nicht hart auf. Also, Er hat Gesellen?"

„Ja, einen; seit vorgestern. Blos für diese Arbeit habe ich ihn angenommen."

„Das ist schlimm, Meister Leonhard. Ich wollte, Er hätte ihn erst zur Probe genommen. Denn sieht Er, der Mensch soll Alles hier im Hause unter meinen Augen arbeiten. Nun ist die Frage, ob er seine Sache aus dem Grund versteht?“

„Das glaub' ich, Herr; der oder keiner versteht's. Der ist durch die ganze Welt gereiset; kann zeichnen, wie ein Maler; rechnet, wie ein Schulmeister. Er heißt nur Salomon Weise; aber der Kerl könnte wohl der weise Salomon unter allen Schreinergesellen heißen.“

„Vortrefflich, lieber Meister. Aber damit ist nicht Alles gethan. Wer bei mir arbeitet, muß einen stillen, ehrbaren Wandel führen; nicht fluchen, schwören und unnützes Geschwätz treiben. Ich wollte, Er hätte Seinen Salomon Weise nur auf die Probe genommen. Hör' er mich mit Geduld an, lieber Meister. Zürnen ist unchristlich!“

Meister Leonhard zerriß beinahe vor Zorn seine Mütze, die er zwischen den Händen hielt. „Herr, ich bin der Meister, und muß wissen, wer mein Gesell ist, und ob er mir taugt!“

„Gut, lieber Meister; da ich aber für das, was ich fordere, bezahlen will, so thut Er mir schon die Gefälligkeit, und achtet auch ein wenig auf meine Wünsche. Ich mache mit Ihm folgenden Akkord. Er schickt mir Seinen Gesellen. Ge-

fällt er mir: gut. Wo nicht: so zahle ich den Lohn für so viel Zeit aus, als er zu fordern hat, und man läßt ihn ziehen. Wir suchen uns einen andern, der mir anständiger ist.“

Meister Leonhard machte ein ärgerliches Gesicht, sagte kurzweg: er wolle sich darüber noch besinnen, und ging davon. Sein ganzer Stolz war durch die seltsamen Bedingungen aufs Tiefste gekränkt. — „Lieber Wasser und Brod daheim,“ brummte er, indem er durch die hohe Pappelallee des Gartens hinging, „als bei solchem Heilandsbruder Braten verdienen. Der bringt neue Moden auf, und will uns Meistern die Gesellen verdingen und anstellen. Was? Und bei mir fuge und passe nichts? Was versteht er darunter? Habe ich trockenes Holz, arbeit' ich trotz dem Besten! Das muß mir der alte Narr nicht sagen.“

So zankte Meister Leonhard, bis er zu Hause kam. Da schimpfte er auf die Sektirer und Herrnhuter ärger noch, als der orthodoxe Vormittagsprediger; ging aber nie mit der Sprache hervor, warum er eigentlich so aufgebracht sei? Inzwischen wollte er doch auch den guten Verdienst im Selberschen Hause nicht verlieren, ließ Fünf gerade sein, und befahl seinem Gesellen, in das Herrnhuterhaus zu gehen. Alles Werkgeschirr und Holz ward hingeführt.

Man sieht schon aus diesem Beispiel, warum

Herr Daniel Selber wenig Freunde, selbst bei den Handwerksleuten, hatte. Die Einen ärgerten sich über ihn, weil er nicht bei ihnen arbeiten ließ; die Andern, weil sie bei ihm arbeiten mußten.

---

### Herrnhutischer Geist.

Darin hatte Meister Leonhard Recht, sein Gesell Salomon Weise hätte verdient, der weise Salomon zu heißen. Denn binnen acht Tagen hatte er Herrn Selbers volle Gunst erobert, insofern ein solches Weltkind der Gunst eines solchen Heiligen fähig war. Unverdrossen arbeitete der junge Mensch vom Morgen bis zum Abend; bewies viel Geschicklichkeit, und schwor nicht, fluchte nicht, trieb kein unnützes Geschwätz, sondern — redete fast kein Wort, ausgenommen wenn er gefragt ward. Er schien sogar recht geflissentlich zu meiden, mit Herrn Selber ins Gespräch zu kommen. Hatte er Feierabend, so pflegte er noch — dazu hatte er sich Erlaubniß gebeten — in der schönen großen Gartenanlage zu lustwandeln zwischen den blühenden ausländischen Bäumen und Gesträuchen. Sorgfältig wich er selbst da aus, Jemand zu begegnen. Er schien ein stiller, sehr in sich verschlossener Jüngling zu sein, und gute Erziehung genossen zu haben. Immer betrug er sich mit vielem Anstand und einnehmender Be-

scheidenheit. Auch sein Aeusseres sprach vortheilhaft für ihn; es war in der Haltung seiner schlanken Gestalt etwas Edles, in seinem Mienenspiel etwas Seelenvolles. Das lichtbraune Haar, wie es sich wild um seinen Kopf kräuselte, stand ihm recht gut an, und in seinen lebhaften, glänzenden Augen lag etwas so wunderbar Sicheres, Klares, Durchdringendes, daß man ihm nicht, ohne eine Art Ehrfurcht zu fühlen, hinein sah. Er mochte ein Alter von fünfundzwanzig Jahren haben.

Herr Selber bewies ihm bei vielen Gelegenheiten Wohlwollen. Der Schreinergesell erwiederte immer mit kalter Höflichkeit, und ward, durch alle Aeusserungen der Güte gegen ihn, nicht zuthunlicher. Herr Selber stand oft Stunden lang bei ihm an der Hobelbank, und sah seiner Arbeit zu; aber es kostete Mühe, dem Burschen mehr als ein trockenes Ja oder Nein abzugewinnen. Gerade das war's, was Herrn Selber anzog und für den jungen Menschen gewann, den irgend ein Kummer zu drücken schien — vielleicht Geldnoth.

Eines Abends, da Herr Selber durch die Irrgänge des Gartens lustwandelte, fand er den einsamen Salomon unweit des Wohnhauses, im Gebüsch auf einem Ruhebänkchen; in der einen Hand ein halboffenes Buch, in der andern ein

Schnupftuch, mit dem er sich die Augen trocknete. Die Töne des Fortepiano's klangen von oben herab durch ein offenes Fenster in die Stille des Gartens.

„Warum so traurig, mein Freund?“ fragte Herr Selber den Schreiner, welcher die Thränen und das Buch zu spät verbergen wollte. „Er ist wohl nicht ganz glücklich?“

„Wer sagt Ihnen das?“ erwiederte Salomon finster und mit verdrießlichem Tone. „Ich bin sehr glücklich, und eben jetzt am meisten.“ Er sagte das auf eine Art, die zu fühlen gab, wie unangenehm ihm die Störung sei.

„Glücklich? Aber Seine nassen Augen, mein Freund, scheinen etwas Anderes zu sagen. Hat vielleicht das Buch —“

— Ganz und gar nicht.

„Darf ich's sehen?“

— Warum nicht? Ich fand es im Hause meines Meisters, und nahm es für die Langeweile. Es ist Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi. Ich kannte es längst schon dem Namen nach.

„Möge der Herr das heilige Wort an Seiner Seele segnen! Lieber Freund, Herz gegen Herz! Bewegte nicht in diesem Augenblicke etwas Göttliches Sein Gemüth?“

— Warum sollte ich's Ihnen verhehlen? Ja.

Ich war in den Himmeln Gottes. Aber nicht durch dies Buch ward ich erhoben, sondern durch die Heiligkeit des Abends, die mich umgibt, und durch die Saitenklänge, die mir so wohl thun. Musik ist immer ein Seelenwein. Sie berauscht mich. Ich gedachte meiner längst verstorbenen Mutter, und es überwältigte mich Sehnsucht nach meinem entfernten Vater. Ich freute mich meines Lebens und meines Todes, meiner Auflösung in Gott und des Einswerdens mit ihm und allen meinen Geliebten. Sie sehen, ich spreche noch im Rausch. Sie verstehen mich doch nicht.

„Wohl verstehe ich Ihn. Doch möchte ich eine Frage thun. Von welcher Religion ist Er, mein Freund?“

— Ich gehöre zum evangelischen Glaubensbekenntniß; und das ist ..cht meine Religion, sondern das äusserliche Kleid meines innern Glaubens.

„Und, mein Freund, dieser innere Glaube?“

— Das ist das Unaussprechliche, wodurch ich eins bin mit der Gottheit und allem was göttlich ist. Könnte ich's ganz aussprechen, so wäre es nicht mehr mein Inneres, sondern nur wieder ein Kleid des Innern. Die innere Religion, Herr Selber, ist die Gemeinschaft meines Ichs mit Gott, ist das Athemholen meiner Seele. Ich kann Ihnen wohl meinen Leib, den Schleier des Gei-

stes, zeigen, aber nicht mich selbst. So sehen wir auch Gott nicht, sondern nur sein Gewand, das Herrliche, worin er vor uns schwebt, worin wir ihn erfassen. Aber brechen wir davon ab.

„Nein, mein Freund!“ rief Herr Selber gerührt und erstaunt, setzte sich zu dem Schreiner auf die Bank und ergriff mit Herzlichkeit dessen Hand. „Warum aufhören, da wir vom Besten anfangen? Sprechen wir nicht vom Höchsten und Schönsten, was die Menschheit hat? Ich weiß Sein Wort, Sein offenes Vertrauen zu würdigen. Brech' Er nicht ab. Reden wir noch vom Herrn. Er sagte mir etwas Dunkles. Was soll das Gewand Gottes sein, worin wir ihn erfassen?“

— Herr, wir sehen Gott, wie wir Menschen sehen; er ist unsern Augen und Ohren offenbar, wie ein Mensch dem andern. Unser Gott ist ein lebendiger, sichtbarer Gott, wie ein lebendiger Mensch dem andern erscheint. Aber der innere unsichtbare Mensch wird nicht mit den Sinnen erkannt, sondern nur seine Hülle, der Leib; und der unsichtbare Gott schwebt hinter seiner Hülle, in der er sich uns kund thut, das ist die Natur. Die ist sein Leib. Aber spreche ich mit dem Menschen, so ist's meine Seele, die zur Seele redet; ich rede nicht zum Leibe, so wenig als zu einem Felsen. Denn aller Leib an sich ist todt. Eben

so rede ich nicht zur Natur, sondern zum Unsichtbaren, zum Allerheiligsten dahinter.

„Mein Bruder!" rief Herr Selber: „Ja, du bist's! — Aber sage mir: ist dir der gar nichts, der uns die Majestät Gottes und unserer eigenen unsterblichen Seele geoffenbaret hat? Warum schweigst du von Jesu?"

— Ich rede ja immerdar von ihm, indem ich durch ihn und mit ihm rede. Meine Ansichten, habe ich sie nicht von ihm? — Ich gedenke sein mit heiliger Ehrfurcht. Doch nenne ich den König lieber, als den Gesandten; den, zu dem ich durch ihn geführt ward, lieber als den Mittler.

„Aber, lieber Bruder, sind wir nicht Alles durch ihn?"

— Alles durch Gott.

„War Gott nicht in ihm geoffenbart?"

— Wie in Allem.

„Ist er nicht unser Haupt?"

— Gott, der auch Christi Haupt ist, den Christus auch Vater nennt.

„Sind Vater und Sohn nicht eins?"

— Allerdings. Darum bin ich auch eins mit Gott.

„O mein Vater! Du schwebst mit deinem Geist auf einer unnatürlichen Höhe, in der du dich nicht immerdar mit gleicher Kraft erhalten kannst."

— Jedem Vogel wächst sein Fittig. Er fliegt nicht weiter, als ihm wohl ist.

„Ich dachte einst auch, wie du. Meine Sehnsucht zum Höchsten riß mich über mich selbst hinaus. Aber ich fühlte, daß ich unnatürlich und mir selbst zum Widerspruch ward."

— So lange wir in der Wahrheit sind, begegnet uns kein Widerspruch in ihr.

„Mein Bruder, es gibt zweierlei Wahrheit, die der Erkenntniß und die des Seins. Die Wahrheit der Erkenntniß ist die philosophische; die des Seins die christliche. Erkenntniß aber ist nur ein Theil des Seins und Lebens; philosophische Weisheit nur ein Theil der Jesusweisheit. Christliche Wahrheit aber umfängt und durchdringt das ganze Sein, ist das wahre Dasein selbst. — — Der Mensch hienieden ist nicht blos ein Anschauendes, ein Erkennendes; er ist ein vielartiges Leben; das Zentrum seines Lebens, das Gemüth. Da hervor, da zusammen gehen seine Kräfte insgesammt, wie Strahlen einer geistigen Sonne: die Erkenntniß und der Wille, die Empfindung und Erinnerung, der Gedanke und die Lust. — Wahrheit ist in jedem Einzelnen von diesen, aber das Leben ist in Aller Gesammtheit. Die Wahrheit ist eine Frucht des Lebens; aber das Leben ist Wurzel, Stamm und Verzweigung selbst von Allem. — Du, mein

Bruder, hast freilich die Wahrheit, aber auch nur sie allein; darum bist du in einer unnatürlichen Stellung, weil du nur in einem Theile von dir da bist. Auch ich war einst wie du, bis Jesus mein Arzt und Heiland ward. Da sank ich in seine Arme, kraftlos und nun in ihm genesend und selig. Ich hatte vorher, wie du, die Wahrheit der Erkenntniß, und war in allem meinem Uebrigen todt. Nun aber genas ich in Christo zu meinem ganzen, vollen Leben; nun kamen Erkenntniß und Wille, Empfindung und Erinnerung, die schöpferische Einbildungskraft und die bewahrende Gedächtnißkraft, nun das Erste und Letzte, das Höchste und Tiefste in mir zu Wohllaut und Einklang. Vorher dachte ich, philosophirte ich, wie du; nun lebte ich. Vorher hatte ich die Wahrheit der Erkenntniß, nun die Religion. — — Hast du vorhin nicht selbst gesagt, die innere Religion sei das Athemholen der Seele? Siehe, das ist sie. Nun ist Christus mein Leben; nicht blos durch die Offenbarungen, die er meiner Erkenntniß mittheilte; nicht blos durch die Heiligkeit der Lehre, die er meinem Willen gab; nicht blos durch die Seligkeit, die er mit den Ahnungen eines Künftigen meinem Gefühl mittheilte — nein, Bruder, dadurch, daß er mir in Allem Alles verlieh; daß er mich, der nur in einzel-

nen Theilen meines Selbstes lebte, vom Tod erweckte und zum vollen Leben in meinem Gesammtwesen brachte; daß er mich mit sich und der Gottheit gleichsam in Eins auflösete und verschmolz. Nun ward mir erst Licht über seine Worte, und über mich selbst. Vorher verstand ich sie nur mit einem Theile meines Ichs, mit dem Verstande allein; nun verstand ich sie in meiner ganzen Natur; nun fand ich einen sichtbaren Uebergang der Welt in das Reich Gottes. Und je mehr ich in diesem Leben auflebe, je heller und schöner wird mir das All. Nur das Einzelnleben in einer einzigen Kraft unsers Ichs bringt Widerspruch hervor und ist Krankheit, Tod, Sünde. So, wer nur vorzüglich in der Sinnlichkeit sein Heil sucht; so, wer seine Ruhe nur in Erkenntniß und im Wissen allein sucht. Aber durch Jesum verschmelzen Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit, Leib und Geist in ein unzertrennliches Eins; und alles ist mit und durch einander da, nicht wider einander. Das Geistige verklärt mein Irdisches; das Irdische ist die goldene Schaale der geistigen Perle. Indem alle Widersprüche in mir aufhören, hören in mir alle Pflichten auf. Es gibt dann kein Sollen mehr in mir, sondern nur ein seliges Wollen. Wer in Jesu lebt, hat keine Pflicht mehr, sondern nur Liebe, durch

die er Alles ist und zu Allem mächtig. Ach, mein Bruder, wären wir da! Da ist Vollendung der Menschheit!"

Herr Selber sprach mit großer Bewegtheit. Sein Angesicht schien von einem Lichte zu glänzen. Er lächelte sanft auf Salomon, und stand auf. „Mein Bruder, ich weiß nicht, ob du mich verstanden hast, doch nicht blos mit dem Verstande. Möge der Geist des Herrn dich durchdringen. Ich will ihn darum anflehen. Ich küsse dich mit dem Kusse des Friedens." Er küßte ihn auf die Stirn und begab sich hinweg. Es ward schon dunkel. Die Sterne zitterten in der von überhangenden Zweigen finstern Laube. Von oben her tönten Silberklänge der Saiten durch die Gebüsche, wie Töne des Himmels. Salomon war in einer der heiligsten Stimmungen. Er ging tiefer in die Irrgänge von Bethanien. Wo es am dunkelsten war, kniete er hin, legte sein Antlitz betend in das kühle, bethaute Gras. In den Abenthau flossen seine Thränen.

---

### Fortsetzung des Gesprächs.

Als Salomon folgendes Morgens zur Arbeit nach Bethanien ging, und die hohen italienischen Pappeln in der Ferne sah, die wie eine grüne Mauer den Garten und das Landhaus von der

übrigen Welt trennten, näherte er sich mit ganz andern Empfindungen, denn ehemals. Das gestrige Gespräch hatte ihm großes Nachdenken verursacht; er hatte sich die Hauptsätze von Selbers Reden noch den gleichen Abend aufgeschrieben; er hatte sie am Morgen beim Erwachen wieder gelesen. Es lag darin etwas, das ihm vorher nie in die Seele gekommen. Je öfter und besonnener er las, je deutlicher ward ihm der große Sinn. Da war keine Schwärmerei, kein mystisches Träumen und Empfindeln, sondern etwas Ueberzeugendes und Rührendes. Es war eine Auslegung der Schrift, eine Darstellung vom Mangel aller menschlichen Schulweisheit, wie sie ihm nie begegnet war. Ihm fielen manche Worte Jesu und seiner Jünger ein, die ihm nun in vollem und herrlichstem Lichte da standen, während er sie sonst wie halbe Räthsel betrachtete, unverständlich durch ihr Alterthum. — Religion war ihm von jeher ein heiliges Gut gewesen; nun war ihm, als hätte er jetzt erst begriffen, was Religion sei; als hätte er bisher nur den Namen, höchstens ein Bruckstück davon gehabt.

Bei dem allen konnte er sich nicht eines gewissen Mißtrauens gegen sich selbst erwehren, weil er vorher immer mit Vorurtheilen gegen die Herrnhuter erfüllt war. Er wußte, daß Herr Daniel Selber zu dieser Sekte gehörte, und wußte, wie

unvortheilhaft im Ganzen die Stadt über den Mann urtheilte. Daher war gekommen, daß er, voll natürlichen Ekels gegen alles Andächteln, Frömmeln und Heucheln, sich niemals mit Herrn Selber ins Gespräch hatte verflechten lassen wollen. Nun aber erschien ihm dieser Mann ganz anders. Er erblickte in ihm einen Menschen voll tiefer Religiosität, dem, wie er nun einmal war, bei gewöhnlichen Menschen nicht wohl sein konnte. Er verzieh ihm die herrnhutische Absonderungssucht, und dachte: wohl dem, der sich ganz selbst leben kann.

Wie Salomon durch die hohe Gartenthür in die saubern breiten Wege zwischen den grünen Rasenbeeten und blühenden Baumgruppen in Bethanien eintrat, ward ihm, als träte er in das Heiligthum eines einsiedlerischen Weisen, der von der Welt nicht verstanden wird, und ihr daher gern aus dem Wege geht. Zwar schon immer heimelten ihn diese stillen Schattengänge, diese freundlichen Ordnungen, diese Sauberkeit und anmuthige Einfalt der Dinge an, die zu Bethanien gehörten. Aber doch hatte er bis dahin nichts anderes darin erblickt, als eine den Herrnhutern eigenthümliche Weise, einen äusserlichen, gefälligen Schein, ein demüthiges Prunken mit Einfachheit, eine Vorspiegelung innerer Reinigung durch äusserliche Reinlichkeit. Jetzt glaubte er auch dies zu-

fällige Aussenwesen besser zu verstehen, und ehrte es als die Wirkung eines Geistes, der die Harmonie seines Innern über Alles verbreitet, was zu ihm gehört.

Er ging in die Werkstätte zur Hobelbank. Er sah Herrn Selber den ganzen Tag nicht. Salomon sehnte sich jetzt, dem merkwürdigen Mann näher zu werden.

Als er in der Feierstunde fortging, suchte er doch noch den Platz des gestrigen Abends auf. Der war ihm lieb geworden. Des Fortepiano's Saiten klangen wieder leise durch die Bäume nieder, und auf dem Bänkchen, zu dem er wollte, saß schon Herr Selber.

Dieser stand mit freundlichem Lächeln auf, reichte ihm zum Gruße die Hand und sagte: „Es hätte mir leid gethan, wenn ich dich vergebens erwartet haben würde, mein Bruder. Ich hätte glauben müssen, was wir gestern sprachen, habe dich leer und kalt gelassen."

— Nein, erwiederte Salomon: vielmehr, den ganzen Tag hatte ich Sehnsucht, Ihnen für den gestrigen Abend zu danken. Sie haben mich mir selbst deutlicher gemacht. Doch fürchte ich, es wird schwer sein, Ihre Ansicht der Religion in das Wirkliche überzupflanzen. Es wird schwer sein, den Einklang alles Irdischen und Geistigen in sich herzustellen. Der Eine bleibt mehr im Er-

kennen, der Andere mehr im Gefühl behangen; hier hat die Sinnlichkeit das Uebergewicht, dort die nach Vollendung strebende, weltverachtende Seele.

„Du willst sagen, mein Bruder," erwiederte Herr Selber, „es sei schwer von einer Krankheit zu genesen. Fürchte dich nicht. Wir vermögen Alles durch Jesum. Er gibt uns die unser ganzes Wesen durchdringende Arzenei; und hat sie uns ganz durchdrungen, dann sind wir geheilt. Dies ist aber die Liebe, in der er gestorben ist für uns. Darum liebe deinen Nächsten wie dich selbst, Gott über alles. Du sollst aber Gott lieben nicht blos in deinen Gefühlen, auch nicht blos in deinen ehrfurchtsvollen Erkenntnissen, sondern von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe, in allen deinen Kräften. Lerne lieben, leben in Liebe, leiden in Liebe, aufopfern in Liebe, sterben in Liebe. Siehe, dann bist du im Seelenumgange mit dem Heilande, dann in seiner Nähe. Es ist wahr, du kannst auch Gutes thun ohne Religion, aus blos tugendhaften Grundsätzen; aber die Stürme der Sinnlichkeit stürzen die festesten Grundsätze der Vernunft. Hast du es nie erfahren? Zwar du kannst gut sein durch natürliches Temperament, durch dein weichgeschaffenes Herz; aber eben dieses kann oft von Trugschlüssen des Verstandes geblendet werden. Hast du es nie erfah-

ren? Du mußt lieben und gut sein durch dein ganzes Wesen, weil du nicht anders kannst, weil du eins bist mit Gott. Irren kannst du auch dann noch, aber böse sein nicht mehr. — Willst du aber diese Jesusliebe, diese Arzenei: so verläugne die Welt und nimm dein Kreuz auf dich, folge ihm nach. Weißt du aber, wie man der Welt entsagt und sich von ihr losreißt? — Es geschieht darin, daß man nicht ihr, sondern sich selber gehört. Man gehört aber sich selber, wenn man durchaus wahr ist, und nicht besser, nicht schlechter scheinen will, der Welt zu gefallen, als man wirklich ist. Fürchte Gott und scheue Niemanden. Sei wahrhaft in Wort und That, dann bist du nicht mehr von der Welt verschlungen und beherrscht, dann bist du du selbst. Dann hörst du auf, glänzen zu wollen und Flittern zu borgen, die dir nicht gehören; dann wirst du wandeln in Einfalt und Demuth, verkannt von den Leuten und doch ohne Furcht vor Menschen. Zwar immer werden wir bei allem Ringen und Streben unsere Unvollkommenheit empfinden; immer werden sich die alten Schmerzen und Lüsternheiten unserer Krankheit wieder regen: aber wir kennen unsern Arzt und sein Erbarmen: es thut uns wohl, bei allem Gefühl unserer Elendigkeit, auf seine Liebe hoffen zu dürfen. Gerade unsere Schmerzen machen uns den Heiland und Arzt

werthvoller; es ist selbst im Wahrnehmen unserer Armensünderschaft etwas Seliges.“

Salomon drückte mit Herzlichkeit die Hand des frommen Daniel und sprach: Bis hieher hörte ich Sie mit Vergnügen an. Aber, verzeihen Sie meiner Freimüthigkeit, jetzt mischt sich in die Erhabenheit Ihrer Vorstellungen doch etwas von herrnhuterischem Sauerteig. Das Süßliche, Spielende, Bildliche verdrängt das Reine, Klare, Hohe, und gibt uns Schattenwerk, statt des Wesens. Ich glaube, Sie, Herr Selber, bedürfen dessen nicht; ich kann ihm keinen Geschmack abgewinnen. Aber vielleicht ist Ihnen das Bildliche bedeutungsvoller durch daran hängende Nebenvorstellungen, die ich noch nicht daran knüpfen lernte; vielleicht übt auch nur Gewohnheit und Umgang mit Ihrer religiösen Brüderschaft ein Recht an Ihnen aus; immer aber leitet das Spielen mit Bildern zu weit seitwärts ab in das Feld unfruchtbarer Phantasie und Empfindelei. Es stört den Einklang der gesammten Gemüthskräfte, den Sie selbst wollen, und die prüfende, ruhige Vernunft steht wie eine verstoßene Weise dabei.

Der fromme Mann schwieg, und sah lange vor sich hin. Endlich sprach er kaum hörbar leise: „Es ist wohl möglich!“

Salomon fürchtete sehr, ihn beleidigt zu ha-

ben; er setzte im Allgemeinen zum Lobe der herrnhutischen Verbrüderungen einige Worte hinzu.

„Nein, mein Freund," sagte Herr Selber, „du hast mich nicht beleidigt, weil du sprachst, was in dir wahr ist. Ob du in der That vortheilhaft von dem herrnhutischen Leben denkst, weiß ich nicht; daß du aber keine andere als diese Lebensweise ergreifen könnest, wenn du von dem, was ich bisher und gestern gesprochen, ergriffen und wahrhaft überzeugt bist, daran zweifle ich kaum."

— Führten Jesus auf Erden und seine ersten Jünger dies Leben? Sonderten sie sich von der Welt ab?

„Ja, weil ihr ganzes Inneres anders als die Welt war. Daher wurden sie von der Welt nicht erkannt, sondern verfolgt."

— Ihr Gedanke freilich war nicht der Gedanke der Welt. Aber sie stifteten darum nicht eigene Gebräuche und Feste; sie blieben darum nicht unter sich, und von Andern abgeschieden. Jesus ging zu den Zöllnern und Sündern am liebsten; und die Apostel trennten sich, um in alle Welt zu wandern und die Völker zu belehren.

„Ich gebe dir Beifall, mein Bruder. Nach Jesu Tod aber wohnten die Jünger beisammen. Dann reiseten sie von einander, um neue Gemein-

den verbrüderter Christen zu stiften. So entstand die erste Kirche im Urchristenthum."

— Aber, Herr Selber, bald ging die Religion in der Kirche unter, und das innere Leben, der Glaube ward von den äussern Gebräuchen verrätherisch erdrückt.

„Nicht alle erkrankten, die den Namen Christi führten. Immer regte sich die heilige Sehnsucht nach dem Höchsten und Wahrsten, und Jesus ward wieder lebendig in vielen Todten. So entstanden neue Kirchen, neue Gemeinden. So auch unsere Brüdergemeinde. Viele Heerden und ein Hirt Aller; viele Laufbahnen, ein Ziel."

— Ich bin ein Christ, Herr Selber; aber mir thut weh, Bekenner einer Kirche sein zu müssen. Und wenn ich öffentlicher Zucht willen die Kirche noch liebe, thut mir weh, in der Kirche wieder ein Kirchlein, in der Glaubenspartei wieder die Sekte zu sehen. Könnten Sie nicht Bekenner Jesu sein, ohne Herrnhuter zu heißen? Was hat mit dem Glauben an den Sohn Gottes eure äusserliche Absonderung, eure halbklösterliche Gemeinordnung zu schaffen? Ach, Herr Selber, wandelten heut Christus und die Apostel durch die Länder der Christen, in welcher Kirche oder in welchem Glaubensbekenntniß würden sich die Heiligen wieder erkennen? Zu welchem würde der Herr mit besonderer Vorliebe sprechen: ihr seid

meine Auserwählten! Petrus, der Jünger, würde er nicht noch einmal sagen: in den katholischen und lutherischen Tempeln, in den nackten Kirchen der Reformirten, in den Erbauungssälen der Brüdergemeinden — überall, in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist Gott angenehm!

Leise antwortete der fromme Mann: „Ich glaube, so würde er.“ Nach einigem Bedenken sagte er zu Salomon: „Die Form ist hinfällig; der Glaube ewig. Aber das Irdische ist die Krücke des Geistigen, so lange dieses einer Krücke bedarf. Wie der Mensch, so ist sein Alles, auch sein Religiöses, aus Sterblichem und Unsterblichem zusammengebaut. Der schaffende Geist wirkt von innen nach aussen, und verwandelt die Welt, so weit er mag, sich selber zum Ebenbild. Da entsteht die Form von selbst, wie die wunderbare Korallenverzweigung um die darin lebende Kraft der Thierpflanze. Die ganze Natur ist die Form, in welcher sich der Geist Gottes ausspricht.“

Salomon nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Nun denn,“ fuhr Herr Selber fort, „so gestattet dem Geiste jeder Glaubensgemeinde ihre Kirche, und tadelt den evangelischen Brüdern nicht, daß sie Menschen sind und des Menschlichen bedürfen, wie ihr Andern, zu ihrer Erbauung und Erhebung. Die Erfahrung lehrt es uns täglich,

daß die Form auch wohlthuend auf den Geist zurückwirke; daß, wenn das Höhere in uns erschlaffen will, das Niedere, das Sinnliche, das Irdische seine beste Stütze wird. Das stille Bündniß frommer Seelen mit dem Heiland des Lebens ist's, was uns eigentlich zur Gemeinde Jesu macht; nicht unser Betsaal, nicht die stille Andachtsfeier, nicht das Brüder- und Schwesternhaus, nicht unsere Begehung des Liebesmahls, nicht der Schmuck unsers Todtengartens, nicht die äussere Ehrbarkeit und Einfalt des häuslichen Wandels, nicht der Bruder- und Schwestername, mit welchem wir einander grüßen, nicht der Bruder- und Schwesterkuß, mit welchem wir den Neuankommenden feierlich in unsere Gemeinschaft aufnehmen."

Salomon nickte abermals stillen Beifall.

„Aber läugnen wir denn auch nicht, der Geist bedarf der irdischen Hilfsmittel zur Erfrischung eines ermattenden Willens, zur Belebung ersterbender Gefühle, zur Erhebung des ganzen sinkenden Gemüths. Raube der Lilie nicht die Erde, worin sie wurzelt, damit sie ihre klare Blume heben und aufschliessen könne! — Läugnen wir nicht, daß wir zum Schutz unsers innern Heiligthums ein starkes Bollwerk gegen den zerstörenden Sturm der Welt draussen nöthig haben. So mahnt die zärtliche Benennung, in der wir uns als Brü-

der und Schwestern empfangen, an die ewige Liebe, welche alle Seelen unter sich und mit dem Herrn vereinen soll. So mahnt die stille Würde und Ruhe, welche unserm Betragen vorgeschrieben ist, an die ewige Sabbathsstille unsers Herzens, und wehret selbst den Ausbrüchen der Leidenschaften und damit ihrem Wachsthum ab. So mahnet äussere Einfalt und Reinlichkeit auf die innere Reinheit des Gemüths und dessen Adel, welchen wir nicht beflecken dürfen. Ein veredelter Geist veredelt seine Sinne und alle irdische Umgebung. Er scheut die Hoffart des Glanzes, aber liebt die gefälligen, ihm entsprechenden Formen, den lieblichen Anstand, die Bedeutsamkeit seiner Schöpfungen. Er macht, was an sich Staub ist, göttlicher, weil er Alles zum Sinnbild seiner selbst macht."

Salomon rief: O wäre dieser Geist in Allen, die zur Brüderunität gehören! Ist er's?

„Ich zweifle fast daran!" antwortete Herr Selber. „Aber ist auch mein Gedanke vielleicht nur der Gedanke Einiger, ist doch, was in meinem Gemüth liegt, das Leben und Eigenthum der Meisten. Und die da krank sind: in unserer Ordnung und Zucht finden sie das beste Krankenbett, die sichere Arznei. Viel liegt am Erdreich, ob die Pflanze gedeihe; viel an der Erziehung, was der Mensch werde."

— So ist denn die Brüdergemeinde eigentlich als ein religiöses Krankenhaus zu betrachten! sagte Salomon: und die äussere Zucht und die äussere Sittsamkeit der Geberden nur wie ein Verwahrungsmittel gegen ansteckende Krankheiten zu betrachten?

„Lieber Salomon, kannst du von irgend einer Kirche und ihren Einrichtungen etwas Schöneres sagen? Ich glaube gern, auch unter uns mögen sein, die von aussen Reinlichkeit ohne innere Reinheit haben. Doch verdamme nicht um Einiger willen Alle. Diese Stellung, welche wir gegen die Welt annehmen, und daß wir mehr im Gemüth leben, als im Getümmel, mehr in der Nähe des Heilandes, als in den wilden Lustbarkeiten, die der Sinnlichkeit gar leicht ein Uebergewicht gegen den Geist geben; daß wir den Muth haben, unter den Stolzen bescheiden, unter den Ueppigen sittsam, unter den Gleisnern wahrhaft, unter den Spöttern Jesusbekenner, unter den Verfolgern liebend zu sein; daß wir die Redlichkeit haben, von denen, mit welchen wir in engerer Berührung stehen, zu fordern, sie sollen das Heilige heilig lassen — dies alles entfremdet die Welt von uns, und uns von der Welt; macht uns zum Gegenstand ihres Spottes oder Hasses. Wir gewinnen aber dabei. Denn je mehr wir verkannt

werden, je inbrünstiger wird unsere Sehnsucht zum Heiland, je flammender unser inneres Leben in Gott."

Das Gespräch der Beiden dauerte bis in die Dunkelheit der Nacht. Die Seelen beider Männer wurden immer enger und enger an einander gezogen. Selbers hoher, heiliger Sinn entzückte den gefühlvollen Salomon; und Selber wieder bewunderte an diesem den hellen, richtigen Blick, die für einen Handwerksburschen ungewöhnliche Bildung und Kenntniß, seinen Ausdruck, seine Kraft und Selbstständigkeit, neben so feinem Anstand in Allem, was er sprach und that.

---

## Kalte Trennung.

Mit jedem Tage ging Salomon freudiger zu seiner Arbeit nach Bethanien. Mit der steigenden Hochachtung für Herrn Selber verschönerte sich alles, was er da sah und hörte. Zwar sein Arbeitszimmer war abgelegen, in einem Flügel des Landhauses; ausser dem alten Knecht und einer Magd, die ihm das Essen und Trinken zubrachten, kam den Tag über Niemand zu ihm, wenn nicht Herr Selber. Durch's Fenster sah er zuweilen die beiden jungen Frauenzimmer, wenn sie im Garten schwesterlich zwischen den Gebüschen wandelten, oder ihre blinde Mutter begleiteten und führten.

Herr Selber ward gegen seinen neuen Hausgenossen mit jedem Tage herzlicher. Er bat ihn endlich, da sie eines Abends wieder auf dem Bänkchen beisammen saßen, ihn auch des Sonntags zu besuchen; und gerade der folgende Tag war ein Sonntag. Er lud ihn ein, bei ihm und im Kreise seiner Familie zu essen. „Meine Töchter, wie meine Frau, wünschen dich kennen zu lernen, mein Bruder. Ich habe ihnen viel von dir und unsern Unterhaltungen erzählt.“ Salomon dankte für so viel Güte, aber lehnte die Einladung ab, war auch durch kein Zureden zu bewegen. Herr Selber konnte nicht begreifen, warum Salomon die wohlgemeinte Bitte um solche Kleinigkeit so beharrlich versagte. Doch drang er nicht weiter in ihn; mochte sich aber kaum der Vermuthung erwehren, Salomon habe eine geheime und tiefe Abneigung gegen nähere Verbindungen mit einer Familie, die sich streng in allen Formen des herrnhutischen Wesens bewege. Zu diesem Verdacht gab Salomon selbst Anlaß, als er im weitern Gespräch sich darüber mit einiger Härte äusserte.

Es war nämlich Herr Selber der Meinung, daß, je bestimmter eine kirchliche Form sei, je bestimmter und reiner bleibe darin der lebendige Geist derselben in seiner ersten Einfalt und Kraft. Je mehr Freiheit, je mehr Entartung und Verwilderung, je mehr Zwietracht und Vergänglich-

keit. „In jeder Kleinigkeit des häuslichen Lebens,“ sagte er, „in jeder Geberde, in jedem Wort, wäre es möglich, in jedem Gedanken, muß sich das Heilige mit dem Irdischen vermählen, muß unsere Andacht leben. Alles, alles muß ein Zeuge werden unserer Liebe zum Heilande, ein Zeichen unserer Jüngerschaft, ein Beweis unsers Strebens nach der Jesusähnlichkeit. Es spotte doch immerhin die Welt, daß der Heiland unser Eins und Alles ist; daß wir in ihm den unmittelbaren Vorsteher unserer Gemeinde erkennen; daß wir ihn gern und ohne falsche Scham nennen; daß wir unser ganzes Gemüth ihm durch die trautesten Benennungen immer enger befreunden. Wir aber fühlen: so und nicht anders kann es sein, wenn unser inneres höheres Leben fröhlich gedeihen soll. In der unaufhörlichen Nähe des göttlichen Freundes erröthet die Seele bei jeder Befleckung von einem unreinen Gedanken.“

Da nahm Salomon Herrn Selbers Hand, und drückte dieselbe mit frommer Innigkeit an sein Herz, und sprach: „Ich liebe, ich verehre Sie, mein theurer, ehrwürdiger Freund. Wenige Menschen haben mir durch ihren tugendhaften, schönen Sinn so große Hochachtung eingeflößt, wie Sie. Nennen Sie mich getrost Bruder, denn ich bin's im Geiste. Es ist in mir nichts anders, als in Ihnen. Ich bin nicht, ich war nie wider

die Zinzendorfische Lehre; nie gegen das Wesen der evangelischen Verbrüderung. Aber eben ihre Form widersteht mi:, weil sie verderblich ist und wider Christi Geist und Gottes Stiftungen."

Herr Selber sah ernst zu dem Jüngling auf.

„Ich war," fuhr dieser fort, — „ich war zu Neuwied im Betsaale, ich weinte Thränen der Rührung unter dem sanften Gesange der Gemeinde; ich ward entzückt durch des Vorstehers milde Rede an das Herz seiner Brüder und Schwestern. Ich empfand die Nähe Gottes in den T:mpeln der römisch-katholischen Kirche, und verließ keine Messe ohne tiefbewegtes Gemüth. Ich kniete fast täglich zu Smyrna in den Moscheen der Rechtgläubigen mit Inbrunst des Gebets. In den Synagogen der Israeliten umgab mich das ganze Heiligthum der alten Welt, da Gott sich den Vätern durch Moses offenbarte. Ueberall, wohin ich auf meiner Wanderschaft kam, war mir der Tempel das Anziehendste. Wo Betende vor Gottes Angesicht lagen, sah ich meine Brüder, und ich betete mit ihnen zum gemeinschaftlichen Allvater. So betete Christus in den Synagogen, so lehrte Paulus am Altar zu Athen. Die Sprache, die Kleidung, das Zeremoniel, die Kirchenordnung der Leute war Nebensache, Menschliches, Hülse. Was Gott duldet, soll der Mensch ehren.

„Es ist heilsam und geziemend, daß der Leib sein Gewand habe und der Glaube seine Kirche. Aber die wahre Kirche der Gotteskinder ist eine unsichtbare, alle Kapellen, Kirchlein, Moscheen, Synagogen und Dome der Völkerschaften und Religionsparteien umfangend. Dasjenige Kleid ist dem Leibe aber das beste, welches ihn in Entwickelung seiner Kraftanstrengungen am wenigsten beengt und drückt; und diejenige Kirche ist dem Geiste die angemessenste, welche seine Freiheit am wenigsten lähmt. In unendlicher Mannigfaltigkeit, wie die Pflanzen, wie die Thiere auf Erden, wie die Sterne am Himmel, stehen die Geister vor Gott. Nicht Einer kann, will und soll sein, was der Andere. Gott will es nicht, darum stattete er uns Alle aus mit verschiedenen Gaben und Kräften; nun komme der sterbliche Sektenstifter nicht, und gebe allen einerlei Maas und einerlei Ziel, und sage, zu Gott führe der Weg nur durch einerlei Kirchenpforte. Wer von den Sterblichen darf sich unterfangen, den Geistern zuzumessen, wie viel Licht, wie viel Wahrheit ihnen tauge, oder die Bedingungen stellen, unter welchen sich die Kraft des Gemüthes am edelsten äussere? Je reinere, freiere Luft, je gesunder das Athmen; je mehr Freiheit in der Kirche, je wahrer und eigenthümlicher und unverkrüppelter der Glaube. Darum hat Christus

keine Kirche, keine Glaubenspartei, keine Sekte gestiftet, sondern ein allumfassendes Gottesreich; darin war für Juden und Heiden Platz und für allerlei Sekten.

„Wem die Formen der Brüdergemeinden wohlthun, der verbleibe in denselben. Aber keine Form ist dem Geiste gemäßer, als die er aus sich selbst hervor erst um sich her schafft. Haben Sie das nicht selbst gesagt, mein Freund? Nun aber, sind die Geister verschieden, so gönnet ihnen, sich in ihren eigenthümlichen Formen zu bewegen. So that Christus. Aber so thaten nie die Sektenstifter, keinen ausgenommen. Es war ihnen nicht daran allein gelegen, daß sie den Glauben hatten, sondern auch die Farbe und das Schild der Partei. Nicht der Glaube Christi, aber die Farben der Parteien brachten den Wahnsinn sogenannter Religionskriege in die Welt.

„Eben das in alle Kleinigkeiten des äusserlichen Thuns und Lassens eingreifende Formenwesen der Herrnhuterschaft beuget den Geist und zwänget das Leben des Glaubens, und thut der Natur Gewalt, daß sie verkrüppeln muß, und täuschet euch, daß ihr bei gleichen Formen und Liebesworten gleichen Glauben, gleiche Liebe voraussetzet. Ein feuriger, kräftiger Jünglingsmuth in die Fesseln äusserlicher Demuth und Ruhe eingeschlagen, ein hellverständiger Kopf, dem ihr die

bildlichen Ausdrücke, die kindlichen Tändeleien und spielenden Benennungen gebet, muß darin verderben, oder Heuchler werden, oder von der Gemeinde verstoßen zu werden Gefahr laufen.

„Ach, mein theurer Freund, erlauben Sie mir Freimüthigkeit. Christus ist der Vater von unser beider Glauben, nicht der Stifter von unsern äussern Bekenntnißformeln. Ich verehre in Ihnen den Christen, verehre in Ihnen den Herrnhuter; aber ich ziehe vor, Christ zu sein von aussen und innen, und anderes nichts. Wie er war, der mir mehr ist, als alle Welt, so will ich werden. — Hätte Christus ein bindenderes äusseres Schein- und Formenwerk nöthig erachtet, o mein Lieber, können Sie zweifeln, daß er es nicht erfunden haben würde, so gut als Rom und Luther, Wilhelm Penn und Zinzendorf?"

Herr Selber schwieg lange. Nach einer Weile stand er auf und sagte: die Nachtluft wird mir zu kühl. Er verabschiedete sich freundlich von Salomon und ging fort.

## Der alte Rock.

Herr Selber fühlte sich durch Salomons Worte überrascht. Solche Kunde und Sprache hatte er in keinem Schreinergesellen erwartet.

Aber er fühlte sich auch gekränkt, weil er ungern sah, daß das schöne, heimliche Wesen der herrnhutischen Gemeinden verachtet werde. Gern hätte er geglaubt, es könne nur ein rohes Gemüth, ein von Weltlust trunkener Sinn die zarte, äussere Form, die ihm so wohl that, feindselig angreifen; aber eben Salomon hatte immerdar das religiöseste Zartgefühl blicken lassen. Gern hätte er dem Jüngling seinen Irrthum gezeigt; aber da fiel er unter der Macht der Wahrheit, die der Vielbewanderte ausgesprochen. Er war in und an sich irre geworden. Manches, was Salomon gesagt, hatte er schon selbst zuweilen gefühlt und gedacht; neben dem vielen Schönen im Wesen der evangelischen Brüderschaft hatte ihm viel Kleinliches, Kindisches, allzusehr das Höchste in die gemeine Sinnlichkeit Niederziehende, widerstrebt. Doch nahm er gern, mit frommem Duldersinn, Geschmack und Vernunft gefangen unter den Gehorsam des Glaubens; legte gern dem Spielenden einen edlern Sinn unter, und hing daran mit wahrer kindlicher Einfalt. Er selbst wußte sehr gut, daß ein großer Theil der Brüder und Schwestern an den Formen und am anmuthigen Aussenwesen hingen, mehr als an dem innern Heiligthum; daß sie der Sektengeist unduldsam machte und im weltlichen Leben zur bürgerlichen Partei, wo man dem am liebsten

in seinen Zwecken beförderlich war, der zur Gemeinde gehörte; daß Eigennutz, Lieblosigkeit, vermummter Stolz, und kleinliche, boshafte Intrigue oft unter dem Deckmantel der Frömmigkeit, Liebe und Einfalt wandelten. Daher war er auch niemals wirkliches Mitglied einer Brüdergemeinde geworden, wiewohl er gern die benachbarte in ihren Versammlungen besuchte, jährlich wenigstens einmal, und zu den Brüdern hielt, und durch Rath und That den alten, schönen Sinn der Stiftung aufrecht zu heben strebte.

Jetzt war er verstimmt; er war's den ganzen Abend. Und doch reute ihn bald, sich so kalt von seinem Freunde getrennt zu haben. Am folgenden Morgen, da der erste unangenehme Eindruck verschlafen war, beschloß er sein Unrecht wieder gut zu machen. Er ging Nachmittags zu Meister Leonhard, um Salomon aufzusuchen und bei ihm Abbitte zu thun.

Er fand ihn nicht zu Hause. Meister Leonhard sagte: „Der läuft alle Sonntage davon, in Bergen und Feldern herum, sucht sich Kräuter und Blumen, und geht in keinen Gottesdienst. Aber sonst bin ich gar wohl zufrieden mit ihm. Reden kann er wie ein Buch, und arbeiten, wie kein Meister in der Stadt. Wenn er nur mehr auf sich selbst hielte. Aber da geht er mit seinem geflickten, abgeschabenen Rock, daß er sich vor

keinem Menschen ordentlich sehen lassen darf. Ich glaube, er besucht blos darum die Kirche nicht, weil er kein gutes Kleid hat."

„Er verdient doch aber ein schönes Geld bei Ihm?" sagte Herr Selber. „Wo läßt er das Geld? Ist er mitunter gern ein lustiger Bruder?"

„Ganz und gar nicht, Herr Selber, aber ein schlechter Haushalter. Er hat nichts mitgebracht, und nimmt nichts mit. Seinen ganzen Verdienst bei mir hat der Narr an die Wittwe des Schuhmachers Meyer gegeben, die neben uns an wohnt. Da hört er, die Frau habe mit ihren Kindern oft keinen Bissen Brod im Hause, seit sie krank ist; läuft er hin, und gibt ihr Alles. Ich wußte nichts davon. Kömmt vorgestern die Meyerin mit einem Arzneiglase zu mir, und sucht den Weise, und will fragen, ob sie von der Mixtur noch einmal soll machen lassen. Ich denke, die Frau sei nicht gescheut. Sie aber erzählt mir haarklein, wie der Weise ihren Kindern zu allerlei Lebensmitteln das Geld, und ihr selbst Medizin gegeben habe, davon sie gesund worden sei; und sagt, der sei ein besserer Doktor, als der Stadtarmenarzt, dessen Pillen und Mixturen bei ihr nichts angeschlagen hätten; und gewiß, es wäre ein wahrhaftiger Engel, den ihr der Herrgott in der Noth gesendet habe. Ich denke, ich sei nicht recht im Kopf oder höre nicht wohl. Aber die Meyerin

heult mir die Ohren voll, und schwört, mein Gesell sei ein Doktor und ein wahrer Engel; für den laufe sie durch's Feuer und bete für ihn alle Tage mit ihren Kindern auf den Knien."

„Hm!" sagte Herr Selber, und es zitterte sein Herz von Wehmuth und Bewunderung: „Wenn dem so wäre, so —"

„Ei, hat er's doch selbst nicht wegläugnen können, als ich's ihm vorhielt, da er von der Arbeit heimkam. Ich sagte: Hör' Er, Seine christliche Mildthätigkeit ist bei der Meyerin zwar nicht am unrechten Ort: aber sorge Er lieber erst für sich, und lasse Er sich einen honetten Ueberrock machen. Das wäre gescheuter. — Aber der Weise ist ein stolzer Monsieur. Wissen Sie, was er sagte? Meister, ist meine Hand für Ihn geschickt genug und fleißig, so bekümmere Er sich nicht weiter um meinen Rock. — Aber Himmelelement, da kam meine Frau über ihn; die hat eine Zunge, die läuft wie's Spinnrädchen, und hielt eine Rede, ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. Das hat denn doch gewirkt."

„Wie so?"

„Gestern Abend, wie ich ihm den Wochenlohn auszahle, verlangt er noch Vorschuß dazu; er wolle sich einen neuen Rock machen lassen. Nun, das habe ich ihm auf der Stelle gegeben. Denn an

dem Burschen ist mir gelegen. Sie sind doch zufrieden mit ihm?“

Herr Selber vermuthete sogleich, Salomon habe sich des alten Rocks wegen geweigert, bei ihm zum Mittagessen zu erscheinen. Er verließ den Meister Leonhard, mit dem er verschiedenes über die von Salomon gelieferten Arbeiten gesprochen, und ging sogleich zu der Wittwe Meyer. Hier vernahm er alles wieder, was er schon gehört hatte, aber umständlicher, rührender. Herr Selber ward auf's Tiefste bewegt. Er gab der Frau eine Unterstützung an Geld; versprach, für sie ferner zu sorgen, und bat sie, ihrem edeln Wohlthäter nicht zu verrathen, daß auch er bei ihr gewesen.

„Wahrlich, er ist ein besserer Mensch als ich!“ seufzte Herr Selber, da er aus dem Hause der Wittwe trat mit nassen Augen. „Er selbst arm, entbehrt für noch Aermere; trägt lieber den alten Rock, und meidet die Gesellschaften, weil er sich in ihnen nicht anständig zeigen kann: aber in den Hütten der Nothleidenden ist er ein reicher Helfer, und thut fürstlich!“

Noch in der ganzen Wärme der ersten Begeisterung erzählte Herr Selber den Seinigen zu Bethanien, was er von dem wunderbaren Jüngling erfahren; dann auch von seinem gestrigen Gespräch mit ihm. Seine Rührung theilte sich der ganzen

frommen Familie mit „Ich will mit der armen Wittwe für ihn beten!" sagte Frau Martha. „Er ist ein wahrer Jünger des Heilandes, arm, verkannt, und doch durch seinen Schatz im Herzen reicher, als ein Fürst!"

Maria und Susanna horchten schweigend mit heiligem Entzücken. Ihnen war, als vernähmen sie von der Wiedererscheinung der ersten Jünger des Herrn.

---

## Die Blinde.

Indem sie mit einander redeten — sie saßen unter einer Jasminlaube im Garten —, trat Salomon daher. Herr Selber ging ihm mit freundlicher Miene entgegen. „Sie haben mich aufgesucht, wie mir mein Meister gesagt," sprach Salomon; „darum komme ich, Ihre Befehle zu erfahren."

„Nur sehen, nur sprechen wollte ich Sie, und auch — auch Abbitte thun, daß ich Sie gestern so schnell verließ, damit Sie nicht glauben möchten, ich zürnte Ihnen." Dann führte er ihn zu der Jasminlaube, wo die Famile beisammen saß.

Es war ein schönes Bild, die drei Frauen da im milden Grün, unter Blumen — in weißen Gewändern, einfach, sittig, demüthig — die

blinde Mutter zwischen den aufblühenden beiden Töchtern. Salomon erschrack, als sähe er drei Engel da schweben. Und in der That, die Jungfrauen mochten etwas Engelhaftes haben; zumal Maria, in ihrer feinen, schlanken Liliengestalt, in ihrer zarten, anmuthigen Haltung, wo jede Bewegung eine neue Lieblichkeit gab; dazu gerechnet das schöne Haupt, von goldenen Locken umglänzt, und der seelenvolle, innige Blick der dunkeln, blauen Augen. Salomon stand in bitterer Verlegenheit vor ihnen da, in stummer Verbeugung. Der fromme Daniel aber, noch in der ersten Begeisterung, die er aus dem Hause der Wittwe mitgebracht hatte, vermehrte die Verlegenheit Salomons, da er denselben in seine Arme schloß und sprach: „Seht hier den stillen Heilandsjünger, der ohne Eigenthum ist, und nur für fremdes Heil arbeitet. Wie ehrwürdig ist dieser alte Rock! Aber denkt nur an die Segensthränen der Wittwe Meyer, und er wird euch schöner als königlicher Schmuck dünken."

Wirklich mochten die Jungfrauen den alten Rock ganz artig finden, so fahl und kahl derselbe auch war; denn sie sahen mit verschämter Freundlichkeit gern auf den edlen Jüngling, dessen glänzende Augen sich kaum zu ihnen zu erheben wagten. Und so staubig und unmodig auch seine Stiefel, so zerstört und entschwärzt auch sein alter Rund-

hut sein mochte — es stand ihm doch alles gar nicht übel an, und es war, als müßte es so sein. Verrieth doch seine feine, weiße Wäsche, daß er Reinlichkeit und Zierlichkeit im Aeussern liebte; und hätte er Geld gehabt oder nicht für ärmere Leute sorgen wollen, wer konnte zweifeln, daß er sich nicht sehr geschmackvoll gekleidet haben würde?

„Setzen Sie sich zu uns!“ sagte die blinde Mutter, und winkte freundlich nach der Gegend, von wannen ihr Salomons wohltönende männliche Stimme klang. Es war aber nur noch ein einziges leeres Plätzchen übrig, dicht neben Marien. Ihm ward bange, theils wegen solcher Nähe, theils wegen seines unhochzeitlichen, überstaubten Kleides neben der herrnhutischen Sauberkeit. Er entschuldigte sich aber vergebens. Herr Selber wiederholte die Einladung, und schweigend that dasselbe Maria, indem sie ihrer Mutter näher rückte, seinen Platz zu vergrößern.

Er nahm von dem ihm überlassenen Raum den möglich kleinsten Theil; wiederholte, mit Scherzen über sein ungastliches Gewand, alles, was er schon zu seiner Entschuldigung gesagt hatte; und so verlegen, sogar finster er anfangs eingetreten war, kehrte bald seine ruhige, höfliche Heiterkeit zurück.

Beinahe noch anziehender als die Schönheit seiner Nachbarin Maria, die immer mit kaum

hörbarer Stimme und mit schüchternem Erröthen zu ihm redete, schien ihm Martha's Blindheit zu sein.

„Beinahe sollte ich glauben, mein Bruder,“ sagte Herr Selber, „du habest ärztliche Kenntnisse.“

„Unbedeutende,“ erwiederte Salomon, „doch habe ich dadurch mir und Andern oft nützliche Dienste leisten können. Auf Reisen ist auch das Geringste brauchbar.“

Martha fand in allem, was er sagte, viel Evangelisches. Auch der Herr und seine Jünger hätten die Heilkunst getrieben, und es sei schön, auch darin ihnen gleich zu werden. Und weil er ihre Augen zu sehen wünschte, trat sie gefällig am Arm ihrer Töchter aus der halbdunkeln Laube in das Helle. Salomon sah ihr lange und scharf in die verfinsterten Augen, und sagte endlich, indem Alle zu ihren Sitzen zurückkehrten: „Wünschen Sie wieder sehend zu werden?“

„Wie der Herr will!“ antwortete Frau Martha. „Als ich vor neun Jahren meines Gesichts beraubt ward — es war die Folge einer andern Krankheit, — betrübte es mich sehr, und mehr, als es wohl hätte sein sollen. Doch bald hörte ich auf zu klagen. Der liebe Heiland öffnete mir die Augen des Geistes.“

Herr Jesu, was haben wir je gehabt?
Mit eignen Gaben wardst du begabt.
Hier hast du uns. Willst du was Beß'res, so eile,
Und mach' aus uns reine und treffende Pfeile.

So sprach ich, und freute mich des innern Sehens, und beweinte meine vorige Blindheit, da ich noch mit leiblichen Augen sehend war. Unsere Sinne sind die Wurzeln der Seele, die sie in das Irdische treibet; mit Glauben, Hoffnung und Liebe ranket sie in das Allerheiligste und Ueberirdische ein. Wie jene erschwachen und erkranken, wachsen und gesunden die Ranken in das Himmlische über. Je heller aber draussen, je dunkler innen. Was ich an der Welt und ihrem Anschauen verlor, habe ich im vertrautern, jüngerhaften Umgang der Seele mit dem lieben Heiland wieder gefunden. So ist die Finsterniß in meinem Innern zum Licht, und die Nacht meiner Augen zur Tageshelle meines Geistes geworden."

Salomon sagte: „Ein frommes, weises Gemüth findet in allem, was Gott sendet, sein Glück. Doch der Schöpfer stattete uns mit allen Sinnen aus, um ihn in diesem Leben aus seinen Wundern zu erkennen. Eine Krankheit ist nie Gesundheit. Würde das Wiedererblicken Ihrer Töchter, Ihres Gatten Sie nicht freuen?"

„Ach!" rief Martha: „ob ich mich freuen würde!" Sie hob langsam ihre gefalteten Hände

zum Himmel, und richtete ihr Angesicht aufwärts, als könnte sie sehen. Dann sank sie mit einem leisen Seufzer in sich zusammen, ihre geschlossenen Hände in den Schoos gestreckt, ihr Haupt auf die Brust geneigt. „Wie der Herr will!“ lispelte sie.

In Marianens und Susannens Augen funkelten Thränen. Beide nahmen die Hände der Blinden und küßten dieselben mit Inbrunst.

„Glaubst du, mein Bruder, es könne ihren Augen das Licht wiedergegeben werden?“ fragte Selber.

„Ich bezweifle es kaum!“ antwortete Salomon, und nach einigem Bedenken setzte er hinzu: „Will sich Ihre Gemahlin mir vertrauen, werde ich sie heilen.“

„Setze hinzu, lieber Bruder, mit Gottes Beistand!“ sagte der fromme Daniel.

„Was kann man ohne oder wider Gott?“ entgegnete Salomon, und runzelte wieder die Stirn. „Ich weiß, daß ich nichts vermag ohne ihn. Aber mir ist's wie Entweihung, wenn ich zu jeder Kleinigkeit seinen Namen nenne. Habe ich einen Odemzug ohne ihn?“

„Zürne nicht, Lieber. Da ist unser Sinn verschieden, ich weiß es; die Herzen selbst sind in Einklang!“ sagte Herr Selber. „Aber traust du dir Kunst zu, meiner Frau den Staar zu stechen?“

„Ich habe es mehrmals versucht, nie unglücklich; das letztemal in Jerusalem.“

„In Jerusalem?“ riefen Alle. „Sie waren auf den heiligen Stätten, wo der Heiland in seiner Menschheit auf Erden wandelte, liebte, duldete, starb?“

Er erzählte von seiner Reise in den Morgenländern; beschrieb, was er im gelobten Lande gesehen, und erfüllte Alle mit ehrfurchtsvoller Begeisterung. Sie betrachteten ihn beinahe selbst wie ein höheres Leben; und alles das Heilige und Wunderbare, mit welchem jene Landschaften in ihrem Gemüth lebten, schien nun auf ihn übergegangen.

So nahte der Abend. Salomon mußte mit ihnen zu Nacht essen. Er versprach die Heilung der Mutter, sobald er seine Schreinerarbeit vollendet haben würde. Umsonst bot ihm Selber Wohnung bei sich an und Geld, um sich die nöthigen Werkzeuge zu der zarten Unternehmung anzuschaffen. Ein Anderer könne die Fußboden vollenden. Salomon weigerte sich standhaft, und versicherte, die Werkzeuge zu besitzen; auch erwarte er alle Tage etwas Geld aus dem väterlichen Hause.

Die Jüngerin und der Heilige Gottes.

Seit diesem Abend ward der kenntnißvolle, fromme Schreinergesell in der Familie einheimischer; zuweilen mußte er mit derselben speisen. Man bewunderte seine Demuth, seine Uneigennützigkeit. Er war durchaus nicht zu bewegen, ein Geschenk aus Selbers Hand anzunehmen; und auch nur selten, nur mit großen Bitten erhielt man von ihm, daß er einen ganzen Abend bei der Familie verweilte. Vielmehr schien er ernster, ja trauriger als sonst zu sein. Das Geheimniß seiner trüben Stimmung fragte ihm Niemand aus, so theilnehmend, gütig und schonend auch Martha und ihr Gemahl forschten.

„Was? Traurig der?“ sagte Meister Leonhard, als sich Herr Selber eines Tages bei diesem erkundigte. „Kommt er, spielt er mit unsern Kindern, nimmt sie eins um's andre auf den Arm, auf den Kopf, und tanzt mit den Kleinen in der Stube herum, daß es eine Lust ist. Ich habe ihm eine alte Flöte von meinem Schwager borgen müssen. Da dudelt er in seinem Kämmerlein oft bis in die tiefe Nacht hinein.“

„Seltsam!“ dachte Herr Selber: „so ist er nur bei uns nicht froh. Was kränkt ihn bei uns?“

Maria hätte ihn wohl auch gern gefragt. Doch wagte sie es nicht. Alles, was Salomon that

und sprach, und Alles, wie er war, schien ihr ohnehin zu ehrwürdig, um es zu tadeln. „Man lieset auch in der Schrift," sagte sie zu ihrer Mutter, „daß der Heiland auf Erden fröhlich gewesen sei, oder gelacht habe. Aber man hat ihn oft weinen gesehen." Sie schloß ihn in ihr frommes Gebet ein, und wünschte ihm das Gefühl des Götterfriedens, welches in ihrer Brust lag.

Kam er Morgens daher zur Arbeit, durch den hohen Palmengang, im blauen Schurz und weißen Hemdärmeln, fehlte sie nie am Fenster, ihn zu sehen, von dem ihre Aeltern so oft sprachen, an dessen Tugenden sie mit Entzücken dachte, für dessen Glück sie mit so vieler Inbrunst betete, von dem sie die Heilung ihrer Mutter mit tiefster Zuversicht erwartete. Doch um den wunderbaren Jüngling schien eine unsichtbare, Alles beugende Kraft und Majestät zu walten. Denn sobald sie ihn in der Ferne erblickte, empfand sie ein süßes, heiliges Grauen und ein ehrfurchtsvolles Beben, und ihr Herz pochte lauter. Sie mußte sich dann von dem Fenster entfernen, so gern sie auch länger da verweilt hätte. Und es dauerte immer mehrere Minuten, ehe sie sich von dem schönen Schrecken ganz hergestellt fühlte. Geschah es aber, daß Salomon in Bethanien speisete und sie ihm nahe sein mußte, so hatte sie Mühe, ihr Zittern

und ihre Verwirrung zu verbergen. Solche Empfindungen erinnerte sie sich nie in der Nähe eines Sterblichen gehabt zu haben; — sie glaubte ihn auch nicht als einen gewöhnlichen Menschen, sondern als einen Heiligen Gottes ehren zu müssen. Die Niedrigkeit seines Standes machte ihn nur erhabener und apostolischer.

Der gute Salomon seinerseits, der doch das heilige Grab und Golgatha und Gethsemane gesehen, hatte in seinen Wanderungen noch nie eine so sanfte, stille Jungfrau gefunden, ein so frommes Bild der Unschuld und Hoheit, wie Maria. Seit jenem Sonntagsabend, da er sie zum erstenmal in der Jasminlaube so nahe gesehen, war ihm, der Andere vom Staar heilen wollte, als wäre er sonnenblind geworden. Wer in die Sonne sieht, erblickt ausser ihr nur Flecken und Finsterniß. So ging's ihm. Es war ihm, als gäbe es auf Erden keine andern Menschen mehr, als Marien; denn er sah und dachte nur sie, und Alles empfing nur Werth, insofern es mit ihr in Berührung stand oder doch gedacht werden konnte. Fern von Bethanien dachte er mit Sehnsucht und Seligkeit dahin, wo ihre Nähe jeden Strauch, jeden Grashalm verklärte. War er in Bethanien, entwich ihm aller Muth, alle Lust. Im Gefühl seiner Unwürdigkeit, vor Mariens Augen Gnade zu finden, und der ungeheuern Kluft, welche zwischen ihr

und ihm durch irdische und religiöse Verhältnisse entsprungen war, verzweifelte er an der Hoffnung seines ganzen Lebensglücks. Er hatte zu Bethanien auf immer den Frieden seines Herzens eingebüßt. Das wußte er bald selbst nur zu gut. Er wußte, daß er von der Leidenschaft der Liebe unterjocht war, und wollte es doch nicht sein. Er athmete und lebte nur in dem Gedanken an die Jüngerin, und konnte doch ihren Anblick kaum ertragen. Er machte sich selbst Vorwürfe. Sein männlicher Stolz empörte sich; und doch ward es nur immer schlimmer. Entzweit in sich selber, faßte er wandelbare Entschlüsse; hoffnungslos gab er sich Hoffnungen hin; selig in seiner Schwärmerei verlachte er sich selbst.

Er vollendete inzwischen seine Fußböden. Er konnte sie nicht zierlich genug arbeiten, da künftig Mariens Fuß sie berühren sollte.

---

## Herr Joseph Wermuth.

Wenige Tage vor Beendigung seines Werkes war zu Bethanien ein Bruder im Herrn angekommen, und zwar Herr Joseph Wermuth; derselbe, welchen das Gerücht schon längst Mariens Verlobten nannte. Auch Salomon kannte das Gerücht. Um so eifriger ward er mit Hobeln und Sägen, Zusammenfügen und Befestigen, um

bald eine Gegend verlassen zu können, die seiner Gemüthsstille so gefährlich geworden war.

Herr Wermuth hörte in der frommen Familie oft den Ruhm des Schreinergesellen ertönen. Er nahm daher auch gern die Einladung des Herrn Selber an, denselben einmal bei seiner Arbeit zu besuchen. Salomon empfing beide mit gewohnter Artigkeit; als er aber Wermuths Namen hörte, ward es ihm wie Wermuth bitter in Mund und Herzen. Er arbeitete gelassen und ohne sich stören zu lassen fort, sah nur selten auf, und gab sehr einsilbige Antworten. Herr Wermuth, ein hübscher, wohlgewachsener, feiner junger Mann, machte sich gern an ihn; fragte sehr bescheiden nach verschiedenen Gegenden, die Salomon auf seiner Wanderschaft gesehen und nicht gesehen; ließ zuweilen einen frommen Seufzer zwischen seinen Lippen hervordringen, wenn von den Ungläubigen die Rede war, welche heut zu Tage Herren der heiligen Oerter des Morgenlandes sind; ließ mitunter seine Hoffnung blicken, daß endlich doch noch Alles ein Hirt und eine Heerde durch die Gnade des lieben Heilandes werden werde. — Trotz dem fand Salomon diesen Heiligen unleidlich; seine Sprache widerlich süßlich; sein Wesen ausgekünstelt, heuchlerisch; in seiner scheinbaren Demuth eine eigene Art Stolzes, eine fromme Vornehmthuerei, die beleidigend war. Er ath-

mete erst wieder freier, als der künftige Schwiegersohn dieses Hauses ihn verlassen hatte.

Sah er ihn von ungefähr im Garten wandeln neben Marien und Susannen, dann kam er ihm noch unausstehlicher vor. Sein geziertes Wesen neben der schlichten, anspruchslosen Würde und Einfalt der beiden Mädchen; seine steife Ehrbarlichkeit, die gar komisch ward, wenn sie galant werden wollte neben den beiden Frauenzimmern; sein ewiges Lächeln und frommes Augenverdrehen machten den guten Salomon beinahe krank.

Er trat also eines Abends recht freudig zu Herrn Selber, da er diesem sagen konnte: „Meine Arbeit ist vollendet. Ich danke Ihnen für die vielen Beweise Ihrer unverdienten Güte. Empfehlen Sie mich dem Andenken Ihrer Gemahlin und Töchter. Ich habe in der Stadt nur noch einige Aufträge meines Vater bei seinen alten Freunden zu vollziehen. Dann, in wenigen Tagen, verlasse ich die Stadt. Doch komme ich im Herbst zurück, mein Wort bei Ihrer Gattin zu lösen; früher kann ich die Operation nicht vornehmen.“

Herr Selber nahm freundlich Salomons Hand und sagte: „Lieber Bruder, ich hätte wohl noch manche andere Arbeit in meinem Hause für Meister Leonhard, oder vielmehr für dich. Bleib' noch. Ich verliere dich ungern.“

Salomon schlug Alles ab.

„Du scheinst fröhlich zu sein, von uns loszukommen, während wir trauern werden, dich zu verlieren!“ fuhr Herr Selber gutmüthig fort. „Nun denn, du machst bei uns mit deiner Arbeit Feierabend. Verschmähe denn nicht ein kleines Geschenk, das ich dir längst zugedacht habe.“ Er zog seinen Geldbeutel hervor, und legte ihn mit dessen ganzem Inhalt in Salomons Hand.

Aber auch dies schlug der Sonderling ab, indem er versicherte, keines Geldes für sich zu bedürfen, weil ihm sein Vater, sobald er den Aufenthaltsort gemeldet, Reisegeld und Empfehlungsbriefe geschickt habe. Nun wolle er von einer dreijährigen Wanderschaft in die Heimath zurück.

Alles was Herr Selber erbitten konnte, war, daß Salomon versprechen mußte, vor seiner Abreise wenigstens noch einmal zum Besuch nach Bethanien zu kommen. Er versprach's; aber man sah es ihm wohl an, er that es ungern.

„Warum meidest du uns, die wir dich Alle lieb haben? Wer von uns hat dir wehe gethan? Kann dich unser Glaube, unser Stillleben, unsere Liebe, unsere Verehrung des Heilandes betrübt haben? Das wolle der Herr nicht! Bist du vielleicht mit den Vorurtheilen der Welt gegen die herrnhutischen Gemeindsgenossen erzogen worden? — Lerne uns näher kennen, und du wirst uns lieben lernen, wie du Christen, Heiden, Juden

und Türken liebst, wenn sie Gott fürchten und recht thun."

Der gute, fromme Mann sprach so herzlich, rührend, daß Salomon endlich, statt aller Antwort, mit Augen voll Thränen die Arme ausbreitete, den redlichen Freund an seine Brust drückte, ihn lange fest und innig an sich geschlossen hielt, dann sich umwandte, und ohne weiter ein Wort zu sagen, mit schnellen Schritten Bethanien verließ.

Herr Selber erzählte von diesem Abschied Salomons in seiner Familie. Herr Joseph Wermuth schüttelte verwundert den Kopf und sagte: „Ich habe es diesem Menschen wohl angesehen, daß ihn heimlich etwas foltert. Da er Geld ausschlägt, ist es nicht Armuth. Er muß sich einer Schuld bewußt sein. Der Herr kennt allein die Herzen. Ihm ist in unserm stillen Kreise nicht wohl. Er sucht vielleicht Zerstreuung der Welt, während ihn der liebe Heiland vergebens sucht."

Auf diese Aeusserung hin nahm der fromme Daniel nicht ohne Unwillen das Wort, und sprach Salomons Vertheidigung mit einem ihm ungewöhnlichen Feuer. Frau Martha stimmte ein; Suschen desgleichen. Maria aber war, sobald Herr Wermuth geredet hatte, hinausgegangen. Und da man sie nach einer Viertelstunde aufsuchte, fand man sie in einer abgelegenen Gegend

des Gartens einsam, mit verweinten Augen. Herr Selber bemerkte diese schnell und erschrack. Er führte Marien auf die Seite, und fragte um die Ursache ihrer Thränen. Sie legte sich an seine Brust und weinte von neuem. Dann sprach sie: „Lieber Vater, mich betrübt, daß Salomon Weise uns so absichtlich meidet. Er muß an uns finden, was nicht gerecht ist vor dem Herrn, und was sein reines Herz kränkt. Lasset uns suchen, bis wir finden. Wir wähnen als stille Bekenner des seligmachenden Glaubens aller Pflicht ein Genüge zu thun, und wandeln vielleicht in allzugroßer Sicherheit mitten unter den Sünden. Wir wohnen in Gemächlichkeit und zeitlichem Reichthum, und freuen uns der Gnade Gottes. Salomon Weise aber nimmt freiwillige Armuth auf sich nach dem Vorbilde des Weltheilandes, und thut in regsamer Frömmigkeit des Guten mehr, als wir. Er arbeitet für die Bedürftigen; er entbehrt für die Hungrigen; er trägt sein schlechtes Gewand, um Nackte besser zu kleiden, als sich selbst; er heilet die Kranken. Seine Worte sind Leben und Wahrheit. Wie gering stehen wir neben ihm! Und diesem heldenmüthigen Zeugen des Herrn, diesem Mann, der so erhaben über die Grundsätze einer übermüthigen Welt ist, diesem mußte in unserm Hause begegnen, daß er noch dazu verkannt ward; daß ihn Herr Wermuth sogar . . ." Hier unter-

brach und endete ein neuer Thränenstrom ihre Worte.

Der fromme Daniel versammelte die Familie. In seinem Hause durfte unter derselben nie ein Mißklang statt finden, auch nicht das leiseste Mißverständniß. Am empfindlichsten würde ihm dies zwischen Marien und dem auserwählten Eidam gewesen sein. Da es ohnedem die gewohnte häusliche Andachtsstunde war, erhob er als Aeltester und Vorsteher seiner kleinen Gemeinde die Hände zum Gebet voller Inbrunst und Gottesliebe. Dann ward die Veranlassung von Mariens Thränen berührt. Joseph fühlte seine Schuld, und indem er sie reuig von sich warf, um Marien zu versöhnen, beging sein Herz eine andere. Er beneidete heimlich den Glücklichen, um welchen die zartfühlende Marie köstliche Thränen des Mitleids vergossen. Ja, er konnte es sich selbst nicht bergen, wäre Salomon nicht ein Schreinergesell gewesen, er würde auf den hübschen Burschen eifersüchtig geworden sein. Doch dafür bewahrte ihn noch das Bewußtsein des wichtigen Unterschieds zwischen dem reichen Sohn und Erben eines Kaufmanns von Surinam.

## Die Verwandlung.

Einige Tage nach diesem Vorfall ereignete sich ein anderer. Herr Wermuth, der zwar über die eitle Weltlust der Menschen recht innig seufzte, und gegen Hoffart und Stolz der Kinder dieser Zeit eiferte, hatte es doch nicht ungern, daß ihn der königliche Gouverneur zu einem großen Gastmahl einlud. Der Gouverneur hatte ihm wegen Bezug einer Erbschaft aus Holland Verbindlichkeiten. Herr Wermuth betheuerte seinen Freunden in Bethanien, wie große Mühe ihm diese Einladung mache; konnte jedoch kaum den Augenblick erwarten, beim Gouverneur vorzufahren.

Er kam erst spät in der Nacht vom Schmause zurück. Herr Selber war noch beim Lesen einiger herrnhutischen Missionsberichte wach geblieben, und empfing seinen Gast, dessen Angesicht vom Feuer des süßen Weins glühte.

„Wichtige, wichtige Dinge!“ rief Herr Wermuth: „Das Unglaubliche habe ich Ihnen zu erzählen. Wie wir in unserer Taubeneinfalt jedesmal ein Hohn der Weltkinder werden! Unser erlauchter Schreinergesell zum Beispiel, dessenwillen die liebe Schwester Maria ihre schönsten Thränen weinte, dessenwillen ich Vorwürfe dulden mußte, die mir durch das Herz schnitten, — doch ich trug

sie gern! — Vorwürfe, nur weil ich das Wesen jenes Heuchlers allzufrüh durchsah . . ."

Herr Selber rückte ängstlich her und hin auf dem Stuhl; räusperte sich; wollte reden; entschuldigte im Herzen alle Worte, die er hörte, mit der verdächtigen Gluth des Antlitzes; bat sanft und freundlich den lieben Bruder, das Nachtlager zu suchen. Allein umsonst. Der liebe Bruder ließ sich keineswegs stören.

„Er ist ein gefährlicher Mensch!" fuhr er fort. „Er hat hier in Bethanien nur Mummerei getrieben, vermuthlich um sich bei uns einnisten zu können. Was sagen Sie dazu: er war beim Gastmahl des Gouverneurs; er saß dem Gouverneur zur Seite; der Gouverneur unterhielt sich mehr mit ihm, als mit uns Allen. Denken Sie sich mein Erstaunen! — Anfangs glaubte ich in dem saubern jungen Herrn nur ein wunderbares Ebenbild unsers Schreinergesellen zu sehen; als man mir aber auf mein Befragen sagte: er sei der Herr Doktor Weise, glaubte ich, es müsse vom Schreinergesellen ein Zwillingsbruder sein. Nach aufgehobener Tafel machte ich mich an ihn, und wollte nur horchen. Er aber hatte die Frechheit, in Gegenwart mehrerer Offiziere und Frauenzimmer, die umher standen, gar kein Hehl daraus zu machen, daß er über fünf Wochen lang als Schreinergesell zu Bethanien gearbeitet. Die Offiziere

lächelten bedeutungsvoll, und schienen sich über mich lustig zu machen. Er aber blieb, so sehr hat er sich in seiner Gewalt, vollkommen ruhig, und wandte mir verächtlich den Rücken, als ich fragte: warum es ihm gefallen, einen so sonderbaren Roman zu spielen?"

Der gute, fromme Daniel saß mit gefalteten Händen und starren Augen vor dem Erzähler. Er wollte mancherlei Zweifel gegen die Richtigkeit der Thatsache erheben. Dieser aber widerlegte alle mit unbesiegbarer Beredsamkeit.

„Und welchen Grund könnte er zu dem Possenspiel gehabt haben?" sagte Herr Selber.

„Welchen? Einen lustigen Studentenstreich zu machen; die fromme Familie von Bethanien vor der ganzen Stadt lächerlich zu machen; und — ich sage nicht zuviel -- das Alles um der lieben Schwester Maria willen. Einem solchen Wildling ist Alles Spaß. Maria ist schön genug, dergleichen in fleischlichen Begierden Ertrunkenen zu reizen."

Herr Selber rieb sich die finstere Stirn, stand auf, drückte dem Erzähler schweigend die Hand und begab sich in sein Schlafgemach.

Folgendes Morgens, ehe die Familie zum Frühstück niedersaß, betete in der gewohnten Andachtsstunde der fromme Vater im Kreise der Seinen mit großer Rührung für den Frieden der-

selben. Als er mit Thränen im Auge zu Gott rief, er möge Trug und Arglist der Welt zu Schanden machen, und die Unschuld beschirmen wider die Bosheit unreiner Herzen, sank Maria auf die Kniee, hob ihre gefalteten Hände auf und die von Thränen verdunkelten Blicke gen Himmel.

Es herrschte beim Frühstück erst eine lange Stille. Dann erzählte Herr Selber in den schonendsten Ausdrücken: Salomon sei, unter dem Namen eines Doktors, beim Gastmahl des Gouverneurs gewesen. „Wir sind Alle billig über den räthselhaften Mann erstaunt!“ sagte er: „Doch enthalten wir uns liebloser Muthmaßungen über die Ursachen seines sonderbaren Betragens.“ Dieser Zusatz war für Herrn Wermuth ein leitender Wink. Maria sagte: „Für einen gewöhnlichen Handwerker zeigte Salomon zu viel Kenntnisse. Auch die Apostel des Heilandes verdienten ihr tägliches Brod mit ihrer Hände Arbeit; aber dann gingen sie und lehrten und predigten das göttliche Wort.“

Herr Selber küßte bewegt die Stirn seiner Tochter, in deren frommer Brust auch nicht die leiseste Ahnung des Argen rege werden konnte. Dann begab er sich in die Stadt, um die Wahrheit zu erforschen.

Meister Leonhard erzählte sogleich, Salomon wohne nicht mehr bei ihm, sondern im Gasthof

zum schwarzen Adler. „Herr, mit dem ist's nicht richtig!“ sagte er: „In meinem Leben sind viel Gesellen bei mir in Arbeit gestanden, aber so einer ist mir noch nicht vorgekommen. Vor acht Tagen ungefähr langt ein großer Reisekoffer bei mir an. Salomon soll acht Gulden Fracht zahlen; hat keine acht Pfenninge in der Tasche. Ich selbst muß das Geld beim Nachbar borgen. Folgendes Tags kommt ein Schreiber vom Banquier Kreutzer, wirft einen Sack mit Thalern hier auf den Tisch für Salomon Weise. Ich denke, ich bin ein Narr; will den Weise rufen; tritt mein Gesell in die Stube herein, aber gekleidet wie ein vornehmer Herr. Alle meine fünf Sünden am Leibe stehen mir stille. Na, sag' ich, bin ich denn auf den Kopf gefallen? Der antwortete: „Meister, ich dank' Ihm für alles Liebe, was Er an mir gethan. Ich bin jetzt Doktor Weise, und will Ihm nicht länger beschwerlich fallen. Laß Er meine Sachen in den Gasthof zum schwarzen Adler bringen.“ Wie ihn meine Frau sieht, die aus der Küche kommt, macht sie einen Knix um den andern, und weiß nicht, wo ihr der Kopf steht. Er aber küßt die Kinder, gibt jedem von den Kleinen einen harten Thaler, schüttelt uns Andern die Hand zum Lebewohl, und — weg ist er. Jetzt frag' ich nur: geht das mit rechten Dingen zu? In zwei Tagen arm und reich, Knall

und Fall, gering und vornehm! Salomon! Salomon! sagte ich, als er schon zur Thür hinaus war: Es thut mir leid. Ich habe längst gemerkt, Er treibt verbotene schwarze Kunst. Drum ging Er, statt in die Kirche, in Wald und Feld, Hexenkräuter zu suchen."

Herr Selber beruhigte den Meister, so gut er konnte, und bemühte sich, ihm bessere Vorstellungen von seinem Gesellen beizubringen. Dann machte er sich auf zum schwarzen Adler, um seine eigenen Vorstellungen zu berichtigen. Wermuths Argwohn hatte einen Dorn in ihm zurückgelassen, den er nicht aus dem Herzen reissen konnte.

Salomon saß in einem leichten, saubern Morgenkleide am Tisch und schrieb Briefe, als Herr Selber zu ihm hineintrat. Wie er diesen erblickte, eilte er ihm mit der gefälligsten Unbefangenheit grüßend entgegen, und brachte das Gespräch gleich selbst auf die mit ihm vorgegangene Verwandlung.

„In der That, lieber Freund," sagte Herr Selber, „die Nachricht davon führt mich zu Ihnen; nicht bloße Neugier, sondern herzliche Freundschaft. Ich mag nicht ertragen, daß der, welchem ich meine Liebe gab, mir auch in Kleinigkeiten zweideutig erscheine. Also offen und wahr, wie sich Männer sein sollen, die einander das Heiligthum ihres Gemüthes schleierlos gewiesen haben: warum liessen Sie sich als Schrei-

nergesellen durch Meister Leonhard in mein Haus einführen? Sie hatten dabei Absichten. Dürfen Sie sie mir bekennen, ohne in sich selbst vor dem allwissenden Gott zu sagen: ich rede Unwahrheit?"

„Allerdings darf ich's," sagte Salomon, „so wie Jedem, der mich fragt. Ich hatte nichts zu leben; darum mußte ich durch mein Handwerk Brod suchen."

„Nur Brod?" sagte Herr Selber, dem gerade diese Antwort die unerwartetste und unglaubhafteste wurde. „O lieber Freund, warum denn verschmähten Sie, was ich Ihnen oft genug anbot? Reden Sie frei und wahr. Ich beschwöre Sie bei der Liebe unsers Heilandes, lassen Sie in meiner Brust keinen Zweifel zurück. War's nur der armselige Verdienst eines Schreinergesellen, der Ihnen Bethanien wichtig machte?"

---

## Erklärungen.

Bei dieser Frage ward Salomons Antlitz feuerroth. Herr Selber bemerkte es; er stand auf, um nichts mehr zu hören, drückte schweigend die Hand des verlegenen jungen Mannes, und ging fort. Salomon ihm nach. Es kostete Mühe, den edeln Selber noch einige Augenblicke zurückzuhalten.

„Warum wollen Sie mich verlassen, ohne meine Antwort zu hören?“ fragte Salomon.

„Ich habe die Antwort schon gesehen in Ihrem Erröthen!“ antwortete Herr Selber.

„Doch schwerlich verstanden. Ein Mann, den ich so hoch verehre, wie Sie, darf und soll mich nicht verkennen. Ich werde wahrhaft gegen Sie sein, wie ich es immer war. Ich begreife, daß meine doppelte Rolle Sie befremdet. Hören Sie mich an.“

— Ich höre.

„Ich bin meines Handwerks ein Schreiner; aber zu Jena und Wien habe ich die Arzneikunde studirt. Mein Vater, der Oberkonsistorialrath zu ***, ein Mann nach dem Herzen Gottes, schlicht und edel, in seinen Grundsätzen eisern, über die Alltagsansichten der Welt erhaben, dem ein frommer Sinn mehr als alles Gut der Welt gilt, erzog mich und meine andern Brüder, daß wir werden sollten, wie er. Und ich danke ihm ewig, daß er es that. Die Hauptsätze seiner Erziehungskunst waren folgende: Den Leib habt ihr für wenige Jahre, den Geist für die Ewigkeit; mich auf kurze Frist, Gott für immer. Darum ist euer Geist und euer Gott das Vornehmste; werdet in jenem das Ebenbild von diesem. Ihr habt nur eine einzige Pflicht auf Erden — ihr sollt lieben. Wer liebt und überall aus Liebe

handelt, thut nichts Uebels. Darum lebet nicht für euch, sondern für Andere; dann lebet ihr in Gott, weil ihr alle seine Geschöpfe liebet, wie er. Ehret den Unterschied bürgerlicher und religiöser Verhältnisse bei den Menschen; aber machet unter den Menschen selbst keinen Unterschied, wegen ihrer Sprachen, Religionen, Kleider, Aemter und Besitzungen. Sie sind alle die Lieben Gottes. Der Rock bezeichnet den Fürsten, den Bettler, deu Priester, den Soldaten, den Handwerksmann, den Bauer. Seht nicht den Rock, immer den Menschen an. Seid wahr gegen euch selbst, wie gegen Andere. Täuschet nicht Andere, aber laßt euch auch nichts Aeusseres täuschen. Ihr sollet Handwerke erlernen und mit den Geringsten im Volk vertraut werden; durch eure Kenntnisse sollet ihr würdig sein, an der Seite der Ersten im Volk zu stehen. Solch ein Umgang wird euch über vieles Blendwerk wegheben; werdet frei von Vorurtheilen die Dinge sehen, wie sie sind, und die Menschen, wie sie meistens von ihren Standesbegriffen unbeschreiblich verkrüppelt werden. Ihr sollet Handwerke lernen, um unabhängig vom Vorurtheile zu werden, und unabhängig von wandelbarer Menschengunst. Eure Hand, habt ihr sie zu nützlichen Dingen geübt, wird euch immer ernähren. Wenig bedürfen und viel leisten können, das macht

euch frei und mächtig. Es ist kein Glück, viel zu haben, sondern viel zu sein. Der Leib hat; der unsterbliche Geist ist. Ihr sollet Handwerke lernen, weil ihr auf Reisen gehen und das Treiben der Menschen und das Walten Gottes unter verschiedenen Himmelsstrichen beobachten müsset. Ich habe nicht Vermögen genug, fünf Söhne in Kutschen bequemlich durch die Welt fahren zu lassen. Euer Handwerk wird euch überall des Lebens Nothdurft reichen."

Herr Selber sprach: „Wahrlich, Ihr Vater ist ein voller Mensch des Herzens!"

„Als ich die hohe Schule von Wien verließ," fuhr Salomon fort, „trat ich meine Reise an. Ich wanderte als Handwerksbursch. In großen Städten vertauschte ich zuweilen meinen Schreinerschurz mit dem Doktorkleide; einen kleinen Geldvorrath hatte mir der Vater für den Nothfall mitgegeben auf drei Jahre. Meinen Koffer ließ ich mir überall dahin nachkommen, wo ich längere Zeit zu verweilen nützlich fand. Ich bin nun seit vier Jahren auf solcher Wanderschaft gewesen. Als ich von Petersburg über Warschau hieher kam, war ich arm. Darum suchte ich Arbeit und Unterkommen. Beides gab mir Meister Leonhard. Von meinem guten Vater und meinen Brüdern hatte ich seit mehr denn zwei Jahren keine Nachrichten gehabt. Ich schrieb meinem

Vater, und erzählte ihm kürzlich meine Schicksale. Ich zitterte, statt Antwort von ihm, Kundschaft von seinem Tode zu erhalten. Das machte mich oft traurig. Endlich traf alles Gute zusammen ein. Mein Vater ist noch am Leben und gesund. Er sandte mir Wechsel und Empfehlungsbriefe an einige seiner alten Freunde. Darunter ist auch der hiesige Gouverneur, der meinen Vater sehr lieb hat. Auch mein Koffer traf von Breslau glücklich ein. Nun glaube ich alle Ihre Zweifel gelöst zu haben. In wenigen Tagen, sobald ich das Merkwürdigste hier gesehen und einige Pflichten der Höflichkeit gegen die Freunde meines Vaters geleistet haben werde, reise ich in die Heimath zurück, wohin mich meine Sehnsucht ruft."

— Warum verschmähten Sie aber, da Sie bedürftig waren, was ich Ihnen mit wohlmeinendem Herzen anbot? fragte Herr Selber.

„Sobald ich in Arbeit stand, war ich nicht mehr bedürftig. Ich hatte genug für mich; warum sollte ich von Ihnen nehmen?"

— Und — wollen Sie jeden Zweifel lösen, wie Sie mir versprachen? fuhr Herr Selber zu fragen fort.

Salomon holte seine Kundschaft, mit der er als Handwerksgesell gewandert war; sein Doktor-Diplom; seines Vaters Brief; verschiedene kleine

Denkmale seiner Reise, Begebenheiten aus dem Orient und ein Bündel fein beschriebener Papiere.

— Nicht das meinte ich! sagte Herr Selber. Ich glaube Ihnen. Ich hätte Ihnen auch noch das Gute geglaubt, wenn Sie mir Böses von sich gesagt hätten. Aber . . . Sie versprachen mir keinen Zweifel zurückzulassen. Darf ich noch eine Frage thun?

„Jede."

— Warum errötheten Sie, mein lieber Bruder, als ich Sie das zweitemal fragte: was Sie eigentlich in mein Haus geführt habe?

Salomon erwiederte nach einigem Besinnen: „Wenn ich mich vielleicht verfärbte, haben Sie gewiß nicht dies gefragt."

— Sie haben Recht, lieber Bruder. Ich erinnere mich meiner Worte. Sie jetzt wiederholen, wäre unbescheiden. Aller Argwohn ist verschwunden. Was ich mit allem Grübeln nicht erforscht haben würde, hat Mariens kindlicher Sinn und Glauben an Tugend in lauterer Einfalt vorher erkannt.

Als Herr Selber Mariens Namen nannte, entflammte sich das Gesicht des jungen Mannes von neuem. Doch jener bemerkte es diesmal nicht, und Salomon hatte ausser dem Namen nichts gehört. „Was that Ihre Marie?" stammelte er.

— Die Nachricht von Ihrer Doppelrolle ward

uns Allen zum Räthsel — Manche von uns mochten selbst für die Wahrheit Ihres Herzens zittern. Marie aber glaubte fest an die Reinheit Ihres Gemüths, und mahnte uns an den Doppelberuf der ersten Heilandsjünger, die da Handwerke trieben neben ihrem Lehramt.

„O lieber Herr Selber, danken Sie dem Engel in meinem Namen!“ rief Salomon in großer Bewegung.

— Jetzt scheide ich getrost von Ihnen, lieber Bruder. Ich werde meinem Hause große Freude bringen. Wir beklagen, daß wir Sie nur noch wenige Tage in unserer Nähe haben sollen. Sie werden doch nicht abreisen, ohne uns alle Tage zu besuchen? — Lieber Bruder, gib mir auch noch ein paar Abendstunden, wie die waren, da wir uns näher kennen lernten, da wir uns von unserm göttlichen Blutsfreunde unterhielten, da du mich in dein gutes Herz hineinblicken liessest.

Herr Selber bat so dringend, und noch um einen Besuch für den heutigen Tag, daß Salomon nicht anders konnte, als zuzusagen. „Doch der heutige Abend“, sagte er, „gehört mir nicht mehr.“

---

## Neue Entdeckungen.

Mit freudeglänzendem Antlitz trat Herr Selber in den Kreis der Seinigen. Mit dem Vergnügen

reiner Seelen an fremdem Werth vernahmen Alle die Lösung des Räthsels. Ein höheres Roth schimmerte von Mariens Wangen. „Der gehört Gott," sprach sie, „der von der Welt wenig bedarf; arm sein und reich sein, hoch und niedrig sein kann, ohne darum elender oder glückseliger zu werden. Der ist ein Nachfolger des Herrn, welcher freudig dessen Kreuz trägt durch Blumen und Disteln empor gen Golgatha zum Triumph. Sein inneres Leben voll himmlischer Gluth ist mitten unter den Spielen und Träumen, Freuden und Schmerzen, Weisheiten und Thorheiten der vorbeiziehenden Stunden und Menschen ein in sich geschlossenes Ganzes, unabhängig vom Schicksal und frei von der Gewalt fremder Meinung, ein Wandel im Himmel."

Herr Wermuth fand den Gedanken von Salomons Vater zwar etwas neu und etwas sonderbar, doch das Erlernen eines gemeinen Handwerks für Leute von Bildung wohlthätig. Es führe sie zum Gefühl der Demuth und christlichen Leutseligkeit. „Und lehrt in allen Menschen nur Brüder sehen und lieben, nur eine einzige Familie Gottes auf Erden finden!" setzte der fromme Daniel hinzu. „Eben darum", sagte Maria, „kömmt mir jene Lebensweise weder neu noch sonderbar vor. Sie war die Lebensweise des Herrn und seiner Jünger; nur in ihr kann das

Gemüth allezeit, vom Irdischen unabhängiger, dem Heiligen und Ewigen zustreben. Wenn uns weder die Ehre lockt, noch die Schmach zittern macht; wenn weder Bequemlichkeit und Reichthum das Herz umfesseln, noch es zur Wahl des Bösen hinfoltern können: dann sind wir dem heiligen Geiste allein offen, der in wunderkräftiger Macht sich unserer ganzen Seele bemeistern, und unter dem Panier des heiligenden Sühnbildes sie als eine Tochter der Ewigkeit zum Vater heimführt. Die Welt unserer Tage ist aber dem Heilande abtrünnig, der Natur der Göttlichen fremd worden; darum erscheint uns das Einfachste und Natürlichste sonderbar, und das Künstlich-Sonderbare und Unnatürliche ganz alltäglich."

Joseph machte zu Mariens Bemerkung ein bittersüßes Gesicht. Der liebliche, sich in jedes Gemüth einschmeichelnde Klang ihrer Stimme, und dann der fromme, klare, glaubensfeste Blick ihrer Augen zu dem allem, was sie sprach, übten eine siegerische Beredsamkeit. Joseph hätte gern gegen ihre Meinung etwas eingewendet, blos weil die Meinung eine Schutzrede für Salomon war; aber er wußte nichts zu sagen. Doch nahm er eine andere Wendung.

„In Allem sei Maas und Ziel. Es quillt nichts Gutes, als allein aus der Heilandsliebe!" sprach er. „Eine Tugend ohne Glauben ist eine

Nußschale ohne Kern. Die Grundsätze, welche dem Herrn Doktor Weise eingeflößt wurden, scheinen mir mehr einen Philosophen, als einen Christen, einen Jesusbekenner, gebildet zu haben. Ihm sind die Menschen aller Nationen und Religionen gleich lieb; und in den Religionen sieht er nur Menschenwerk. Alles auf Erden freilich ist Menschenwerk, aber Gotteswerk steht darum nicht minder neben und über Alles. Die Religionen sind Menschenwerk, aber die Jesusreligion ist Gottessache. Herr Doktor Weise hat aber, wie er selbst schon gesagt, mit gleicher Andacht in den Kirchen der Lutheraner wie der Katholiken, der Juden wie der Heiden gebetet. Dies scheint mir eine eiskalte Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt zu sein. Nur eine ist die wahre. Der falsche Glaubenseifer der Türken ist mir am Ende noch ehrwürdiger, als der vornehme Indifferentismus der Christen. Wer das Gute mit herzlichster Liebe ergriffen hat, muß nothwendig das Böse hassen. Toleranz in der Religion ist ein Bekenntniß, daß keine die wahre sei. Toleranz gegen Irrende und Missethäter ist die größte Intoleranz gegen Wahrheit und Gerechtigkeit."

„Es ist viel Wahres darin, was Sie sagen!" entgegnete der fromme Daniel. „Auch ich machte

meinem Freund Salomon schon ähnliche Bemerkungen. Entweder schwieg er aus Bescheidenheit oder getroffen von der Gewalt der Ueberzeugung. Gewiß aber ist, daß er, wenn gleich etwas von der Philosophie der Zeit angesteckt, dennoch im Herzen ein lebendiger Jesusfreund ist. Ein Mann, wie er, hat kein Wohlgefallen am unheilig'n Treiben der Weltlinge."

„Ich wünsche es vom Grund der Seelen!" seufzte Joseph. „Doch sollen wir uns nicht verheimlichen, daß wir arme, schwache Menschen hienieden sind in allem unserm Wesen. Wer vorgibt, Alle zu lieben, liebt nicht von Herzen; denn das Unendliche ist uns nicht gegeben. Nur Einen können wir von ganzem Gemüth lieben, ungetheilt. Darum bildet unsere Brüdergemeine einen Kreis von Betenden, Liebenden nur um den einzigen, lieben Heiland; durch ihn Alles zu Gott. Laue Liebe ist keine Liebe, Zärtlichkeit gegen alle Welt keine Zärtlichkeit. Aber den wir lieben, der hält auch uns mit seiner ganzen Liebe aufrecht, daß wir nicht sinken. Ich vertausche nun meinen Jesum nicht gegen die hohe, weltumfassende Philosophie des Herrn Doktor Weise."

Frau Martha winkte mit sanftem Kopfnicken Beifall, und sprach mit leiser Stimme:

„Jesu nach,
Durch die Schmach,
Durch's Gedräng von auß' und innen!“

Durch diese Worte muthiger, setzte Joseph hinzu: „Mir ist mein Heiland, mir meine eigene Liebesgluth Bürge, daß ich im Glauben nicht erkalte, daß ich fest am Einzigen und Höchsten halte. Was gibt uns Bürgschaft für die Tugend des Herrn Doktor Weise? Wo ist sein Anker im Strom sinnlicher Zerstreuungen und im Sturm der Leidenschaften? Aus einem Munde fährt kalt und warm, und dieselben philosophischen Grundsätze rechtfertigen den Fehler, wie das Gute.“

Maria richtete sich auf und sprach: „Lasset uns nicht richten! Ein Anderer war Paulus, ein Anderer Petrus, ein Anderer Johannes, ein Anderer jeder von den ersten Jüngern; und doch liebten sie alle den Einen, den Auserwählten; wenn auch nicht mit einerlei Gedanken, doch mit einerlei Liebe. Das Kind und der Greis, der Unwissende und Gelehrte urtheilen und denken ungleich; Liebe aber in ihnen ist immer das gleiche Gefühl. Hat nicht jegliche Blume ihre eigene Gestalt und Farbe? Aber doch wurzeln tief auf alle Weise alle Kräuter und Zedern in die gleiche Muttererde hinein. So ist unser liebender Glaube die Wurzel des Geistes in das

Himmlische, und alle Vorstellungen sind nur mannigfaltige Blumen der unsichtbaren Welt."

Joseph fühlte wieder in Mariens Worten einen zarten Vorwurf. Er hatte die Erwiedederung bereit, als sich Herr Selber zu seiner Tochter hinüberbog, sie in seinen Arm schloß und küßte und sprach: „Wir begegnen uns im Urtheil über den redlichen Salomon." Herr Wermuth schwieg, doch ungern. Aber die Klugheit gebot es. Er hatte eben diesen Tag bestimmt, förmlich bei den Aeltern um Mariens Hand anzuhalten. Seine Verbindung mit Marien war vorher nur frommer Wunsch der Väter gewesen, welche Jugendfreunde waren. Nun gekommen, die ihm Zugedachte näher kennen zu lernen, war, was die Väter in einer frohen Lebensstunde beredet haben machten, das höchste Ziel seines eigenen Herzens geworden.

Herr und Frau Selber erklärten sich dieser Verbindung nicht abgeneigt. Doch erinnerten Beide den Bräutigam, daß sie zwar über Mariens Hand, aber nicht über ihr Herz zu verfügen hätten. Er, riethen sie, solle ihre Neigung erforschen oder gewinnen. Sie selbst wollten in einem günstigen Augenblicke mit ihrem Kinde reden; Alles aber in frommem Gebet dem Heiland anheimstellen. Nach diesen Eröffnungen hatte

der gute Wermuth eben nicht viel gewonnen. Er fühlte, daß Maria noch nie mit so vieler Herzlichkeit für ihn, als für den „Abentheurer“ — so nannte er in Gedanken immer Salomon — gesprochen. Es war etwas zwischen ihm und ihr, das Beide eben so oft von einander stieß, als sie, sich einander nähern zu wollen, Neigung zeigten. Was dies sei, konnte er sich nicht erklären. Er rieth im Stillen umher, und immer erschien ihm dann unwillkührlich die Vorstellung von Salomons einnehmender Gestalt. Es regte sich in ihm etwas Bitteres, wie Eifersucht. Dennoch tröstete ihn, daß Maria den vermeinten Nebenbuhler bisher nur wenig gesehen und gesprochen, und daß Salomon gar wenig Begierde gezeigt, Bethanien zu besuchen, seit er es als Schreinergesell verlassen hatte. Dies flößte ihm frischen Muth ein. Er nahm sich vor, noch denselben Abend der Angebeteten sein Herz zu offenbaren. Ein Mittagsmahl, zu welchem er in der Stadt eingeladen war, hielt ihn ab, den Tag in der frommen Familie zuzubringen.

Als er nun am Abend in Bethanien erschien, kam er mit von Freude und Hoffnung glänzenden Augen daher. In seinem ganzen Wesen lag etwas Geheimnißvoll-Wichtiges. Die Familie machte einen Gang durch den Garten. Herr Wermuth empfing Mariens Arm; die Aeltern gönnten ihnen

beiden, sich allein zu sprechen; sie kannten des liebenden Brautwerbers Vorhaben. Dieser aber, um sich für die bevorstehende einsame Unterredung bei der Braut seines Herzens geneigtere Aufnahme zu bereiten, hob von einer merkwürdigen Entdekkung an, die er den Nachmittag in der Stadt zu machen Gelegenheit gehabt. Auch Suschen und die Aelten traten nun wieder näher, das Merkwürdige zu hören. Man blieb stehen.

„Als wir ziemlich spät vom Gastmahl aufgestanden waren," sagte Joseph, „bemerkte ich verschiedene Gäste, die sich neugierig zum Fenster drängten. Man winkte mir, und sagte: in dem großen Hause gegenüber haben die Freimaurer der Stadt ihre Loge, und heut ein Fest; Sie können jetzt alle Freimaurer unserer Stadt kennen lernen, denn sie gehen in das Haus zu ihrer geheimen Versammlung. Ich trat also an's Fenster. Man nannte mir die Herren alle, welche zahlreich in das große Haus gingen. Endlich kam unter ihnen einer, den Niemand, aber ich kannte. Es war der Herr Doktor Salomon Weise. Er ging mit den Andern in das Freimaurerhaus. Als ich dies sah, fuhr mir's wie ein Stich durch's Herz."

So sprach Joseph. Der Stich mochte freilich bei ihm wohl nur eine Redensart gewesen sein; aber in der That fuhr er durch Mariens und

ihres Vaters Herz. Marie zuckte und zog ihren Arm von Wermuths Arm hinweg. Herr Selber faltete die Hände und senkte die Augen trüb zur Erde. Susanne lispelte: „Das hätte ich dem Herrn Doktor Weise nie zugetraut.“ Frau Martha sagte: „Der liebe Heiland wolle sich sein erbarmen!“

Die Bestürzung der Familie von Bethanien wird man sich erst dann erklären können, wenn man weiß, in wie übelm Ruf die Freimaurer und ihr geheimes Wesen in der Stadt und zwar beim größern Theil des Volks standen. Nach der Versicherung des orthodoxen Vormittagspredigers waren sie allesammt gemeine Heiden, Abtrünnige vom Glauben, Deisten, Atheisten, Naturalisten, die von keiner Hölle, keinem Himmel wissen wollten, die Kirche mieden oder nur zum Schein besuchten, und in sinnlichem Wohlleben ihr größtes Gut fänden. Man wußte von Mehrern, daß sie lustige Brüder waren, von oft allzufreien Sitten, oft von ärgerlicher Lebensart. Einige hielten ohne Scheu in ihren Häusern Buhldirnen; Andere strichen verbotenen Liebschaften nach. Zwar viele der reichsten und angesehensten Männer der Stadt gehörten zu ihnen; zwar von vielen konnte man nichts Böses sagen; aber doch war es ein Flecken an ihnen, Freimaurer zu sein. Dies machte ihre Denkart immerdar verdächtig. Zwar wußte

man, daß sie fleißig und reichlich Almosen sammelten und spendeten; aber selbst die affektirte Heimlichkeit, mit der sie den Leidenden Unterstützung zukommen liessen, Bedrängten halfen, vermehrte nur den Argwohn, daß ihre Wohlthaten nichts seien, als Gleisnerei, und Staub in die Augen der Menge.

Herr Joseph Wermuth glaubte nun den günstigsten Augenblick gerufen zu haben, Marien an sein frommes, heilandliebendes Herz ziehen zu können. Er stimmte in die allgemeine Trauer um Salomon, um das verlorene Schaf.

„Was verirrt geht," sagte Maria, „ist ja noch lange nicht verloren. Kann in einem Gemüth, wie das seinige, die Sehnsucht nach dem Göttlichsten je sterben? Ist nicht sein Leben ein Ringen nach dem bessern Heil? Und wer ist heiliger, als ein Sünder, der Gnade hat?" So sprach Maria. Ihre Seele war voll großer Traurigkeit. Zwar gelang es dem Herrn Wermuth, mit ihr eine Einsamkeit zu finden, aber den ganzen Abend keinen Augenblick, ihr sein Herz zu eröffnen. Er sprach zwar von dem Glück, wenn stille Bekenner des seligmachenden Glaubens fest und traulich an einander hielten; von seinem Himmel auf Erden, wenn er immerdar in Mariens und ihrer Aeltern Gemeinschaft leben dürfte; endlich sogar von der Gluth einer übersinnlichen Liebe, seit er

Marien erblickt, und wie er in den Flammen derselben frömmer und heiliger geworden. Maria verstand ihn nicht. Joseph kehrte betrübt zu den Aeltern zurück.

---

### Der Freimaurer.

Mit sehr ungleichen Empfindungen ward folgenden Tages von den Bewohnern Bethaniens Salomon erwartet. Herr Selber sah ihm mit trauernder Freundschaft, Herr Wermuth mit großer Unbehaglichkeit, Frau Martha mit frommer Scheu, Suschen mit Neugier, Maria mit angenehmer, ihr unerklärlicher Unruhe entgegen. Er stellte sich früher, als man erwartete, ein. Er beklagte, sich den Genuß ihrer Gesellschaft nicht gestern schon haben gewähren zu können; darum müsse ihm der heutige Tag Ersatz leisten.

„Sie waren ohne Zweifel“, sagte Herr Wermuth etwas spitz, doch in verbindlichem Tone, „in einem Kreise trauterer und engerer Freunde, die größeres Recht auf Ihren Besitz hatten, als wir Einsamen hier.“

„Zum Theil ja, zum Theil nein,“ erwiederte Salomon; „aber die kleinste Pflicht geht doch dem größten Vergnügen vor. Und ich komme auch zu Ihnen heut — zum Theil — aus dem gleichen Grund, der mich von Ihnen entfernt hielt. Ich

gehe betteln. Ich möchte die evangelische Brüdergemeinde durch Sie um eine Beisteuer anflehen, die mir zu gleichem Zweck schon gestern die hiesige Freimaurerloge reichlich und auf die rührendste Weise gewährte. Von wem darf man in diesen selbstsüchtigen Zeiten noch kräftige Unterstützung für Brüderglück hoffen, als von solchen und ähnlichen Verbindungen trefflicher Menschen!"

Diese unverhoffte und seltsame Paarung der evangelischen Brüdergemeinde und der Freimaurer — Christus und Belial, dachte Frau Martha im Stillen — benahm Allen die Sprache.

„Doch nicht für sich betteln Sie, Herr Doktor?" fragte Suschen, die am unbefangensten geblieben.

„Nicht für mich, doch wie für mich!" antwortete Salomon, und zog ein großes zusammengelegtes Papier hervor, welches er Herrn Selber überreichte. „Ich lernte im Orient sieben brave Deutsche kennen, die daselbst in harter Sklaverei schmachten. Zufällig gab sich mir einer als Freimaurer zu erkennen; dies zog mich an ihn. In diesem Papier finden Sie alles, was den unglücklichen Zustand dieser beklagenswürdigen Christen betrifft. Ich gelobte ihnen, gleich nach meiner Ankunft in Deutschland durch Einsammlung eines

hinlänglichen Lösegeldes den Rückkauf ihrer Freiheit zu versuchen. Gestern machte ich den Anfang. Es kamen durch Unterschrift sogleich gegen tausend Gulden zusammen. Von andern Logen erwarte ich nicht weniger, und kein Geringes von Ihrer frommen Verbrüderung."

Herr Selber öffnete das Papier und las. Es enthielt einen umständlichen Aufsatz von Salomons Hand, welcher die Lage der Sklaven, die Ursache ihres Unglücks, den Preis für die Befreiung jedes Einzelnen, ihre Namen, ihre Herkunft und endlich die Mittel angab, die Lösungssumme in den Orient zu bringen. Salomon rief die Freigebigkeit der Barmherzigen mit so herzerschütternden Worten an, daß Keiner in der Familie, selbst Herr Wermuth nicht, ungerührt die vorgelesenen Worte hörten. „Denen muß geholfen werden, und sollte ich die ganze Summe aus meinem Eigenen geben!" sagte Herr Selber bewegt. Alle sagten: „Gewiß!" Maria war stumm, ihr Auge naß. Doch durch die Thränen lächelte sie mit unbeschreiblicher Anmuth Salomon an, trat einen Schritt näher, legte ihre beiden Hände mit sanftem Druck auf seinen Arm, und zog sich still erröthend zurück.

Joseph, welcher mit schmerzlicher Empfindung Zeuge dieser schmeichelnden Belohnung Salomons war, hätte eine solche gern mit seinem ganzen

Vermögen erkauft. „O warum denn kamen Sie nicht zuerst zu uns, mein lieber Herr Doktor; warum eröffneten Sie mir nicht Ihr Gelübde? Ich allein würde den erforderlichen Preis mit Freuden in Ihre Hand gegeben haben!“ sagte er. Wenigstens mußte er ein so ungeheures Gebot für einen freundlichen Blick Mariens thun, oder dem gefährlichen, nebenbuhlerischen Edelsinne Salomons in ihren Augen das Gleichgewicht halten, es mochte ihm nun Ernst sein oder nicht mit der Mildthätigkeit. Doch setzte er weislich hinzu, um den verhaßten Freimaurernamen wieder tönen zu lassen: „Es thut mir beinahe leid, daß Sie einer gewissen Verbindung von Leuten, ich meine den Freimaurern, den Vorzug gaben, die in unserer Stadt, wie in mancher andern, nicht des besten Rufes geniessen.“

„Lassen Sie das gut sein!“ versetzte Salomon. „Es gibt viele Edle unter denselben. Man muß nicht den Namen, sondern die Werke sehen. Das Urtheil des großen Haufens beurkundet nichts, als eigene, blinde Befangenheit Sie selber wissen, wie übeln Rufes Religiosität und Denkart der biedern Herrnhuter beim Pöbel stehen; wie man die frommen Brüder ohne Unterschied als Frömmler und Schwärmer, oder als Heuchler, als Abtrünnige und Sektirer, als kopfhängerische Pharisäer voll geistlichen Stolzes, als scheinheilige

Egoisten verdammt. Kein gebildeter Mann stimmt dem bei. Es wird aber in unsern Tagen mit der sogenannten „Stimme des Publikums“ oder „öffentlichen Meinung“ eine unleidliche Abgötterei getrieben; oft ein bloßes in Herrschaft gesetztes Vorurtheil, eine ganz gemeine Klatscherei von den Götzendienern auf den Thron ihrer Verehrung gesetzt. Wie viel würde ich an meinem Glück verloren haben, hätte ich dafür Bethanien hingegeben!“

Es entstand ein Schweigen des Nachdenkens. Joseph brach es zuerst, um nicht seinem gewandten Gegner das Siegesfeld zu räumen. „Was wir thun und sind, liegt vor aller Welt Augen offen!“ sprach er. „Unwürdige Brüder der Gemeinde stoßen wir selber von uns aus, und reinigen uns mit Ernst. Um so ungerechter ist die Menge, wenn sie uns tadelt. Dann will sie geflissentlich ungerecht und blind sein. Ein anderes scheint es doch mit der Freimaurerei zu sein. Sie scheut das Licht, sie verbirgt ihr Treiben hinter geheimnißvollen Schleiern. Nicht Wahrheit, nicht Tugend bedürfen dieser Finsterniß, welche sie so angelegentlich sucht; auch kennt man viele Glieder dieses Ordens, die von dessen Gemeinschaft nicht ausgestoßen werden, so unsittlich oft ihr öffentlicher und häuslicher Wandel sein mag.“

„Sie haben vollkommen Recht in allem, was

Sie sagen!“ erwiederte Salomon. „Doch müssen wir nicht vergessen, daß der große Haufe viele schlechte Christen im Lande und viele schlechte Bürger im Lande sieht, ohne darum die Religion oder den Staat zu verdammen. Er haßt aber engere Verbindungen mit Menschen, die sich im Besitz gewisser Vorzüge oder Vollkommenheiten wähnen, welche er entweder nicht für solche hält, oder von deren Genuß man ihn ausschließt. Dann folgert seine gekränkte Eitelkeit gern von den Mängeln einzelner Eingeweihten das Mangelhafte oder Gefährliche der gesammten Bundesanstalt.“

„Läßt sich dies auch wohl im Ernst auf die Brüdergemeinde anwenden?“ fragte Herr Selber. „Ich zweifle fast; denn Jeder, welcher Beruf zur Theilnahme an derselben in sich trägt, wird willig und gern in ihren Schoos aufgenommen.“

„Eben so auch in den Orden der Freimaurer; es gehen allezeit ernstliche Prüfungen voraus!“ versetzte Salomon. „Nicht das ist das Anstößige der evangelischen Brüdergemeinden, daß sie einer höhern Frömmigkeit, einer innigern Einheit mit Jesu nachstreben; sondern daß sie in der großen Kirche wieder ein besonderes Kirchlein und eine zunftartige Jesusjüngerschaft bilden. So wie in diesem, als auch in mancherlei

andern Dingen, haben die Herrnhuterei und die Freimaurerei Aehnlichkeiten."

Frau Martha schlug bei diesen Worten verwunderungs- oder unwillensvoll die Hände sanft zusammen, und ihre Miene bezeichnete ein unangenehmes Befremden. Salomon bemerkte es, und fügte daher schnell hinzu: „Ich will mich deutlicher erklären. Herrnhuterei, wie Freimaurerei, gehen beide vom Gemüth aus, den höchsten geistigen Zielen der Menschen nach. Zwar in diesen Zielen sind sie von einander verschieden, aber in den Mitteln werden sie einander wieder ähnlich; in jenen ist Göttliches, in diesen Menschliches. Herrnhuterei sieht auf die Ewigkeit, Maurerei auf die Welt. Jene will die reinste Veredlung der religiösen Verhältnisse, das innigste Einswerden mit Gott durch Christum; diese will die höchste Veredlung der Menschheitsverhältnisse in diesem Leben. Jene möchten in ihrer Gemeinde die rührende Einfalt und Schönheit des Urchristenthums verjüngen; diese im Innern ihres Tempels das menschliche Geschlecht in seiner höchsten Würde im Leben darstellen, wo ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religionen, der Völkersprachen, der Staatsverfassungen und bürgerlichen Stände, die Sterblichen sich nur als Brüder umarmen, in allgemeiner Kindschaft zum Vater des Weltalls. Beiderlei Stiftungen sind

kühne Versuche, die reizendsten Ideale in der Wirklichkeit darzustellen, nicht mit der Hoffnung, sie allgemein einzuführen, sondern den Geist von Zeit zu Zeit durch ihren Anblick zu erheben über das Alltägliche des Lebens, oder zu erquicken und zu stärken für das Erdrückende und Erschlaffende desselben. So wenig ein Herrnhuter im Ernst glauben kann, daß endlich alle Christen, Türken, Juden und Heiden wirkliche Herrnhuter werden, und das Bild einer Heerde und eines Hirten gewähren werden: eben so wenig kömmt einem Freimaurer in den Sinn, den Versuch zu machen, alle Völker der Erde zu einer einzigen Verbrüderung, zur Aufhebung des Unterschieds der Stände und alles Vorurtheils zu bewegen, welches hienieden mit dem Besitz von Gold, bürgerlichen Vorrechten und kirchlichen Absonderungen verknüpft zu sein pflegt."

„So finde ich," sagte Joseph, „in Ihrer eigenen Darstellung der Sache nichts weniger, als Aehnlichkeit, sondern die entgegengesetzteste Verschiedenheit beider Stiftungen."

„Im Zweck; doch in den Mitteln werden sie einander wieder ähnlich!" entgegnete Saloman. „Beiderlei Ziele sind ehrwürdig und groß; beiderlei Mittel beschränkend, oft kleinlich. Dort und hier ist eine nur von wenig Gleichgesinnten unter sich abgeschlossene Gemeinschaft;

dort und hier herrscht eine von den Uneingeweihten wenig verstandene, der Welt daher oft lächerlich scheinende eigene Kunstsprache; dort und hier walten bei den Zusammenkünften der Brüder eigene Feierlichkeiten und Gebräuche, meistens sinnbildlicher Art; dort und hier nennen sie sich Brüder und Schwestern, und haben daneben ihre besondern Vorsteher, Beamte, Redner, Festtage; dort und hier die gleiche Ermunterung zur reinsten Menschenliebe; dort und hier die Schwäche der Mehrheit, welche sich selbst wie Andere täuscht, die todte Form für das Wesen hält, sich am Aeusserlichen ergötzt, und die ganze ehrwürdige Stiftung zu einem Hilfsmittel seiner Eitelkeit, seines kleinen, irdischen Eigennutzes, seiner weltlichen Anschläge verwandelt. Ein heiliges Ziel — gebrechliche Mittel und mangelhafte Wege."

„Aber doch nicht das Mittel, sondern der Zweck ist die Hauptsache, die uns trennt; Nichts liegt an der Form, aber Alles am Wesen!" entgegnete Joseph.

„Auch ich sage dieses. Aber die Zwecke der Maurerei und Herrnhuterei widerstreiten einander nicht," sprach Salomon, „sondern stehen neben einander, wie Zeit und Ewigkeit im Weltall, oder wie Leib und Geist im Menschen, wo Eines nicht ohne das Andere bestehen mag. Das

Wesen und Ziel ist die Hauptsache, nicht das Mittel und die Form. Darum wer das heilige Ziel der Brüdergemeinden mit recht jesushaftem Gemüth will, ist Herrnhuter, ohne daß er sich durch feierliche Aufnahme zünftig machen läßt; und es gibt viele der edelsten Freimaurer, die doch niemals eine Loge gesehen und deren sinnbildliche Geschäfte gelernt haben. Liebe des Reinmenschlichen im Menschen, ohne Frage nach seinem Herkommen, Rang, Gold, Vaterland und Glauben; Sehnsucht zur Vollendung im einzelnen Menschen und der gesammten Menschheit im Großen — das macht den wahren Freimaurer. Und Heiligung des Gemüths in der Liebe zum Heiland, dem hocherhabenen Vermitttler zwischen uns und Gott — das macht den wahren Herrnhuter; nur diese innere Weihe, keine äusserliche allein. — Und so" — setzte Salomon mit leiserer Stimme hinzu — „bin auch ich Herrnhuter."

Herr Selber schloß den Jüngling in seine Arme und sprach laut: „Und so bin auch ich Freimaurer nach deinem Sinne, mein Bruder!"

---

## Die Folgen davon.

Je länger Salomon, der fromme Daniel und die Frauen von Bethanien mit einander in solchen traulichen Gesprächen ihre Gedanken, Mei-

nungen und Gefühle austauschten, je sichtbarer und auffallender war das unwillkührliche Zusammenneigen aller dieser Gemüther. Salomon schien von jeher ein Mitglied der Familie gewesen zu sein. Es war in seinem ganzen Thun und Reden eine Klarheit, daß Alle ihn durch und durch erkannten, als wäre er mit ihnen auferzogen; und sie Alle waren ihm so unverborgen, wie sich Brüder und Schwestern sind. Nur der arme Joseph stand, wie durch eine zauberhafte unsichtbare Hand zurückgehalten, immer ausserhalb dem schönen Kreise engverbundener Seelen, und je zudringlicher er in denselben eintreten wollte, um so weiter sah er sich jedesmal von demselben hinweggerückt. Alle suchten ihn mit Güte und Leutseligkeit auf, und fanden ihn doch immer wie einen Fremdling, der nie zu ihnen gehört habe und nie zu ihnen gehören könne. — Martha sagte am Abend zu Salomon: „Seit die Welt vor meinen Augen dunkel geworden, habe ich noch keinen Menschen so deutlich vor mir gesehen, wie Sie.“ Und die beiden Jungfrauen hingen sich mit so schwesterlicher Ruhe und Harmlosigkeit an seinen Arm, wenn sie die Lustgänge des Gartens mit ihm durchwandelten, als sie es nicht mit Joseph konnten. Sie erzählten ihm aus dem Glück ihres Stillebens; er ihnen von den Pflanzen und Steinen umher, von seinen Reisen, seinen Ansichten

der Natur. Sie mochten von einer häuslichen Freude, er von einem Schauspiel der morgenländischen Welt plaudern: jeder Gegenstand, welchen eigene Wahl oder Zufall ihnen gab, war ihren Gemüthern nur, was der wunderbaren Blumensaat eine Erdscholle gilt, Nahrung für das Geistige; ein fester Punkt, groß genug, durch Abstoß sich davon in das Unendliche aufzuschwingen. In süßer Unschuld und Einfalt schwebte ihm da Susannens Schwesterseele vor; in engelhafter Verklärung, die ihn erleuchtend und entzückend durchströmte, Mariens Geist; — er Beiden wie ein heiliges Wesen, in einer ihr ganzes Sein überwältigenden Majestät.

Der erste Abend ihres Beisammenseins hatte zur Folge, daß Salomon den andern Tag nicht weigerte, schon den Mittag in ihrer Gesellschaft zu sein, und am dritten Tag eine Lustfahrt mit der Familie von Bethanien auf's Land zu machen mit den ersten Morgenstrahlen.

Dieser vertrautere Umgang, welcher das gemeinschaftliche Glück zu einer Seligkeit hinaufsteigerte, wie man sie selten genießt, brachte zugleich eine wunderbare Traurigkeit über Alle. Schmerz und Freude sind ein zärtliches Zwillingsgeschwister; reinen Seelen bieten sie aus der glei-

chen Schale den Nektar der höchsten Lust. Auf den Gipfeln des Glücks zittern wir am bängsten.

Nur Herr Joseph kannte die Wehmuth der lautern Freude nicht. Er fühlte Verdruß und nichts anderes, wenn er sah, wie der Kreis von Bethanien sich immer enger um Salomon zusammenschloß. Die Sprache Salomons und der Bethanier ward ihm immer dunkler. Sie Alle verstanden sich mit bloßen Hindeutungen, mit einem winkenden Worte. Joseph, der im Leben das Göttlich-Poetische nur ehrenhalber mittrieb, wenn die Leute etwas darauf hielten, fand doch darin nichts als Schwärmerei, und zog das solide Irdisch-Prosaische vor. Darum war ihm sehr daran gelegen, seine Ehestandsangelegenheiten mit Marien so bald als möglich in's Reine zu bringen. Blieb Doktor Weise länger in diesen trauten Verhältnissen, so mußte er mit Recht fürchten, daß Maria ihm ganz entrückt werden würde. Zwar hatte er, auf Frau Martha's Rath, seine Sache bisher im Gebet ganz dem lieben Heiland anheimgestellt; aber es entging seinem Scharfblick nicht, daß er unter so bewandten Umständen dabei zu kurz kommen würde, was ihm eben nicht lieb gewesen wäre. Denn Maria war ein liebliches, ein reiches, ein frommes Mädchen, aller Eitelkeit fremd, und ganz geschaffen, das irdische Jammerthal recht behaglich zu machen.

Er kannte Marien, und hoffte daher ihr Herz früher oder später noch zu erobern, besonders nach der Hochzeit. Auch Salomon kannte er. Er hatte ihn anfangs für einen schlauen Abentheurer gehalten und wenig beachtet; bald aber in ihm einen Mann gefunden, der durch Ueberlegenheit des Kopfes und Herzens und der äussern Anmuth den Wermuthschen Planen der gefährlichste Feind werden konnte. Je weniger er Salomon seine Hochachtung versagen durfte, je furchtbarer fand er denselben; und wen man fürchtet, den liebt man nicht.

Nach einem langen Gebete zum Heilande, daß ihm in diesen betrübten Umständen ein erspriesslicher Rath werde, beschloß er, den ersten günstigen Augenblick zu benutzen, um Mariens Herz zu werben, indem er ihr die stille Qual des seinigen offenbarte. Noch dringlicher schien ihm Salomons Entfernung von Bethanien. Denn obgleich der Herr Doktor schon lange von seiner nahen Abreise geredet hatte, verzögerte sie sich doch, nicht nur von Tag zu Tage, sondern auch von Woche zu Woche. Joseph rechnete auf Salomons Tugend und Zartgefühl, und hoffte ihn vermittelst derselben am schnellsten über die Grenzen zu bringen. Er verrechnete sich auch nicht.

## Der entscheidende Tag.

Der Tag, welchen er zu seines Entwurfs Vollziehung wählte, begünstigte ihn, ohne daß er es wußte, mehr als jeder andere. Bald nach der üblichen Morgenandacht des Hauses hatte sich Maria in das Zimmer ihrer Mutter begeben, weil diese es gewollt hatte. Martha, oft von Herrn Wermuth um ihr Fürwort angegangen, gedachte endlich dessen Wunsch bei Marien zu erfüllen. Sie leitete das Gespräch zuerst, wie immer, auf heilige Angelegenheiten und den Zustand der Gemüther.

„Bist du auch recht glücklich, liebe Maria?" fragte Martha. „Du scheinst mir seit einiger Zeit minder frohsinnig, als sonst."

Maria schwieg. Die Mutter, welche zu reden fortfuhr, sah weder das Erröthen noch die Thränen, welche ihr Wort bewirkte. Erst als Maria sich schweigend zu ihr hinüber neigte, beide Arme um den mütterlichen Nacken schlang und einen heißen Kuß auf Martha's Wange drückte, ward diese gewahr, daß die Tochter still weinte.

„Nein," sagte Maria, „nein, ich bin nicht ganz glücklich mehr; denn ich bin nicht mehr so gut, als ich's sonst war, da ich mich noch eine harmlose, treue, liebende Braut des Himmels

wußte. Meine Gedanken werden dem Himmel abtrünnig, und der Heiland empfängt nur getheilte Empfindungen eines Herzens, das sich ihm ganz gelobt hatte. Alle meine Sehnsucht, meine Hoffnung, meine Freude ist zerrissen; denn ich weiß nicht, wem ich angehöre."

Martha erschrack, als sie dieses hörte; doch sanft und beruhigend forschte sie weiter, und fühlte Trost, als Maria in treuer Wahrheit ihr Inneres mehr enthüllte und sprach: „Meine Gottesbuldigung will eine Menschenhuldigung werden. Und ob ich gleich fühle, daß meine Gebete inbrünstiger werden, als sie je waren; daß ich die Jesusliebe lebendiger in mir trage, als je; daß ich die ganze Welt herzlicher liebe; als je — es ist doch das Alte nicht mehr. Ich bin in mir selber zwieträchtig, und weiß nicht, ob ich nicht in eben dem Seufzer sündige, in welchem ich mich heiligen möchte. Ich denke, ich lebe, ich athme nur in dem einzigen Menschen, der ausser dir, Mutter, und ausser meinem Vater, mir der Ehrwürdigste auf Erden geworden."

Frau Selber hörte die letzten Worte kaum, so leise flüsterte Maria dieselben.

„Weiß er darum? Hat er sein Herz dir entdeckt?" fragte Frau Selber, die durchaus unter dem ehrwürdigsten der Menschen keinen andern

als Herrn Joseph Wermuth denken konnte. „Es ist keine Sünde, geliebtes Kind, daß du ihn liebst, der dich so herzlich, so fromm, so treu liebt. Die stillen Hoffnungen deines Vaters und meine eigenen Wünsche für dein Glück sind erhört in diesen Thränen.“

„Mein Glück?“ seufzte Maria. „Unmöglich! Zieht er mich nicht mit unbegreiflicher Macht aus der Nähe Jesu hinweg, allein zu sich? Ich bin nicht mehr so gut, als ich war.“

„Bestes Kind, das wolle der liebe Heiland nicht! Du verstehst vielleicht nur dein eigenes Selbst nicht; das macht dich an dir irre und zweifelhaft. Laß die himmlische Vorsehung walten; sie führte dir ihn entgegen, daß in seinem Herzen du zu neuer Liebe des Schönsten und Heiligsten entflammt würdest. Die Strahlen der Liebe, welche du bisher durch das weite göttliche All versandtest, werden nun in einem einzigen Punkt zusammengezogen, leuchtender, brennender. So soll es sein. Wir sind Menschen, und unsere hinfällige Kraft bedarf solches Beistandes zu neuen Aufschwüngen. Das Kind wird durch die Liebe, welche es gegen seine Aeltern empfindet, zur himmlischen Liebe gebildet; die Jungfrau wird, indem sie den Mann ihres Herzens erblickt, aus dem Kindertraum wach. Sie liebt das heilige Unsicht-

bare in dem sichtbaren Vollkommenen mit höherer Kraft; sie liebt wahrer, menschlicher; die zur Jüngerin Erzogene wird nun Jüngerin aus eigener, nicht aus empfangener fremder Weihe. Und wirst du einst über geliebten Leichen weinen, dann, Maria, gewinnt die heiße Sehnsucht nach dem dort oben ihren höchsten Gipfel."

So sprach Frau Selber noch lange, und in Marien ward es heller. Sie verließ ihre Mutter, und begab sich in die Einsamkeit ihres Gemachs. Da erst in der Inbrunst stillen Gebetes, dann in den Tönen des Fortepiano's erhob sich ihre Seele zum Himmel. Sie fühlte sich mit sich selber versöhnt, als sie neben der Liebe zum Himmlischen die Liebe zu dem wunderbaren Salomon wohlbestehen sah. Eine ward durch die andere erhabener, und am Ende in ein einziges Gefühl der Seligkeit aufgelöset.

Als so der größere Theil des Vormittags verschwunden war, eilte sie hinab in den Garten, sich da zu ergehen und zu zerstreuen. Sie irrte von Beeten zu Beeten, und endlich trat sie, weil es heiß werden wollte, in dem kühlen Schatten einer kleinen Laube unter. Da saß Salomon in Gedanken verloren. Ihr Eintritt schreckte ihn auf.

„Es thut mir leid," sprach sie eben so erschrocken, und eine schöne Röthe umfloß ihre

Wangen, „daß ich Sie in Betrachtungen unterbrach.“ Sie wollte umkehren. — „Nein, meine Freundin, fliehen Sie nicht!“ rief er, und ergriff ihre Hände. „Ich war doch schon bei Ihnen im Geiste.“ Sie senkte mit schüchterner Verwirrung die Blicke zur Erde nieder.

Da standen Beide, plötzlich durch eine unbekannte Macht ergriffen, zitternd bis in ihr Innerstes, wie die Unschuld vor dem Verbrechen; selig, begierdenlos, aufgelöset im Uebermaas niegeahneter Wonnen, wie Verklärte und Vollendete in Gott. Daß erst Beider Hände fest und zart zusammenschlossen; daß dann Maria an Salomons Brust gezogen ward; daß er seine Arme liebend um sie hinwarf; daß sie dann mit einem gebrochenen Blick zu ihm empor sah, wie eine Segnende; daß dann seine Lippen an ihren schönen, nieentweihten Lippen bebten — von dem allen wußten Beide kein Wort.

Und da sie aus dem Traum traten, oder aus der Entzückung, Beide erstaunt und furchtsam, Beide beglückt, sich so zu sehen, flüsterte Maria, indem sie ihren Arm in den seinigen legte, um einen Gang durch den Garten zu thun: „O Salomon, nun habe ich genug gelebt!“ — Und Salomon erwiederte: „Meine himmlische Maria, jetzt weiß ich, daß ich des Lebens werth bin!“

Als sie zu den Andern kamen, glichen sie höhern Wesen. In Beider Tönen, Bewegungen und Zügen lag ein unbeschreiblicher Adel, das Gepräge einer Erhabenheit über alles irdische Weben und Leben, über alles Schicksal.

In dieser Stimmung war's, daß Salomon am Abend desselben Tages von Herrn Joseph Wermuth vertraulich beiseite geführt ward. In dieser Stimmung vernahm er dessen Verhältniß zu Mariens Aeltern, und dessen Ansprüche auf Mariens Hand; und wie jetzt durch Salomons Eintritt in den Familienkreis von Bethanien alle diese Verhältnisse zerrissen, sein und Mariens Frieden gestört und ein stiller Kummer über Alle gekommen sei. Josephs Schmerz bei dieser Mittheilung, Josephs Offenheit und Zuversicht auf den Edelmuth und Zartsinn seines Nebenbuhlers wirkten tief auf Salomon, der bisher noch nie an eine ernstere Verbindung mit Marien gedacht, noch zu denken gewagt. Seine mittelmäßigen Vermögensumstände und daneben Mariens Reichthum, — die Verschiedenheit seiner und der Religionsverhältnisse ihrer Aeltern, — dann in seinem Gemüth der hohe Widerwille selbst gegen den Schein, als könne er fähig sein, durch weibliche Hand seine Vermögensumstände bessern, oder um eines Mädchens willen seinen Grundsätzen entsagen und herrnhutische

Formen annehmen zu wollen, — das alles entschied ihn schnell zum Sieg über sich selbst. „Fliehe, ehe es zu spät, dir und Marien zu spät wird!“ rief es in ihm. Er umarmte Joseph von Herzen. „Ich danke Ihnen“, sprach er, „für Ihr edles Zutrauen. Ich werde kein Störer Ihres Glücks, ich will nicht der sein, welcher Unfrieden in diese tugendhafte Familie bringt.“

Sie kehrten zu den Andern zurück; Salomon mit blutendem, geopfertem Herzen; Joseph mit dem Hochgefühl des errungenen Sieges, fröhlicher als jemals. Salomon verließ diesen Abend Bethanien früher, denn gewöhnlich. Da er hinter sich die Thür des Gartens schloß, zum letztenmal, und zur Stadt wandelte, schluchzte er laut.

Noch in derselben Nacht wurden Wagen und Pferde bestellt zur Abreise. In wenigen Zeilen an Herrn Selber sagte er ihm und den Lieben in Bethanien Lebewohl; wünschte Marien Glück an Josephs Herzen; verhieß nach einem halben oder ganzen Jahre, je nachdem er es vermöchte, wieder zu kommen, wegen Martha's Augen.

---

## Beruhigung.

Im Hause seines Vaters, in seiner Geburtsstadt, unter seinen Brüdern, Blutsverwandten

und ehemaligen Kindheitsgenossen, in der Einrichtung eigenen Hauswesens, in den Geschäften seines ärzlichen Berufes fand Salomon freilich Trost und Zerstreuung genug. Aber doch verfloß mehr als ein halbes Jahr, ohne daß er, wie er erwartete, Muth gewonnen hätte, Bethanien wieder zu sehen. Alles von da glich ihm einem Traum. Nie empfand er eine Reue über die Art, wie er Bethanien verlassen; aber auch nie Ersatz für das verlorene Glück. Seinem edeln Vater hatte er die Begebenheiten jener Tage und sein ganzes Gemüth offenbart. Der Vater nahm ihn segnend in die Arme und sprach: „Du thatest, wie du solltest, mein Sohn. Du hast ein höheres Glück in dir selbst gefunden, als du draussen verlorst. Du bist ein freier, selbstständiger Mensch. Deine wunden Gefühle werden mit dem Lauf der Zeiten verbluten; aber das Bewußtsein der Tugend wird dich erheben und nie verlassen."

Herr Selber hatte ihm einen ungemein freundschaftlichen Brief geschrieben, worin er die Bestürzung der ganzen Familie über das plötzliche Verschwinden Salomons schilderte; dennoch aber hinzusetzte: „Du hast deiner würdig gethan, mein Bruder!" und in Betreff von Mariens Verhältnissen zu Joseph nur sagte: „Wir erwarten mit stiller Ergebung, was unsers Herrn Wille ist."

Salomon beantwortete den Brief nicht; er vernichtete denselben sogar, um durch seinen Anblick nicht in dem Frieden gestört zu werden, den er mit großer Sorge und Vorsicht in sich zu schaffen suchte.

Seitdem erschien von Bethanien her keine Zeile mehr. Der Winter verfloß. Zufällig vernahm Salomon von einem Reisenden, daß Maria längst nicht mehr in Bethanien bei ihren Aeltern sei. Sie hatte also Josephs Hand angenommen. Diese Nachricht, erst erschreckend, ward ihm mehr als jede andere erquickend. „So hast du denn wahrlich wohlgethan, ihre Nähe zu meiden," sprach er zu sich selbst, „ehe du eine erwachende Neigung zu dir in Leidenschaft verwandeltest, deren Flammen das Paradies eines Engels verzehrt haben würden."

Im folgenden Frühling hatte er schon so viel Gemüthsstärke, Herrn Selber in einem Briefe zu ersuchen, sich mit seiner blinden Gemahlin nach der Stadt W— zu begeben, wo der Versuch gemacht werden sollte, ihre Augen von den Schuppen des Staars zu befreien. Doch fügte er zwei Bedingungen hinzu: die eine, daß Maria nicht gegenwärtig sein dürfe; die andere, daß auch Niemand ihm von Marien reden möchte, wenn er nicht selbst zuerst fragen würde.

Herr Selber erklärte in der Antwort, daß er die Bedingungen erfüllen und zur bestimmten Zeit in der bestimmten Stadt mit Martha eintreffen werde. Salomon reisete dahin. Es war ihm wie Trost gegen große und geheime Furcht, daß sich sein vortrefflicher Vater entschloß, ihn dahin zu begleiten, um die Bekanntschaft jenes frommen, ehrwürdigen Paars zu machen, und Zeuge der wichtigen Augenheilung zu sein. Denn in der Nähe des Vaters fühlte sich Salomon immer stärker; ja, er glaubte, was er jedoch nicht wagen wollte, selbst den Anblick von Wermuths liebenswürdiger Gattin ruhiger ertragen zu können an seines Vaters Seite.

---

## Heilung.

Die erste Zusammenkunft im Gasthofe zu W— war zwischen so guten, einander in reinster Freundschaft verwandten Menschen unendlich rührend. Nicht mit Worten, nur mit Thränen und wiederholten Umarmungen begrüßte man sich. Und als man von der ersten frohen Wehmuth sich erholt hatte, sprach man — sorgfältig Alles meidend, was eine Wunde berühren konnte — von den kleinen Vorfällen der Reise, von der schönen Blüthenzeit, von hundert unbedeutenden Dingen.

Bald war man wieder zu einander gewöhnt; das Gespräch erhielt seine ehemalige Unbefangenheit wieder; man schien das Gedächtniß für das Schmerzhafte des Vergangenen verloren zu haben; Mariens ward mit keiner Silbe gedacht, selbst Suschens nicht, um nicht an deren schwesterliche Freundin zu mahnen. Salomons Vater und Herr Selber, beide fast im gleichen Alter, beide von gleichen Gefühlen gegenseitiger Hochschätzung belebt, wurden schon den ersten Tag Herzensfreunde, und schienen sich nicht von einander mehr trennen zu können.

Der Wirth des Gasthofes, welcher vor der Stadt ein kleines Gartenhaus im Grünen hatte, zur Noth für eine Familie von wenigen Personen bewohnbar, räumte dasselbe, auf Salomons Verlangen, seinen Gästen ein. Dort wollte der Arzt die Unternehmung an Martha's Augen verrichten, wo man theils vom Getöse ab- und zugehender Fremden entfernt sein, theils sich des erquickenden Schmelzes der Wiesenfluren erfreuen konnte für das Gesicht der zu Heilenden.

Gleich den andern Tag, nachdem sie hinausgezogen waren, wurden Anstalten zum Stechen des Augenstaars gemacht. Salomon vollbrachte dies Werk in so kurzer Zeit — es war ein Geschäft von wenigen Minuten —, daß weder Martha

noch die anwesenden Zeugen es schon beendet glaubten. Die wunden Augen wurden so schnell verbunden, daß selbst Martha zweifelte, ob sie wirklich sehen könne, wiewohl es ihr jedesmal, wenn er mit fester Hand den zarten, gewagten Schnitt machte, wie Blitz in's Auge flammte. Er aber versicherte, sie habe ihr Gesicht wieder; und als er den zweiten Tag die Binde von ihrem Antlitz nahm, ward sie dessen selbst gewiß. Beinahe zehn Tage blieb sie in der Dunkelheit des Zimmers, um sich allmälig zum Sehen zu gewöhnen; aber ihren Gatten wie ihren Arzt erkannte sie in den sparsamen Dämmerungen. Wer beschreibt das Entzücken der Sehendgewordenen? wer das Entzücken des frommen Daniel?

Als sie an einem warmen mondhellen Abend zum erstenmal ohne Binde in's Freie hinausgeführt ward, und die blühende Welt nach so vielen Jahren wieder um sich her schweben sah in allem Zauber der wunderbaren Beleuchtung, erhob sie stumm ihre gefalteten Hände zum Sternenhimmel, sank auf's Knie, legte dann ihr Angesicht demuthvoll zur Erde und betete mit lauter Stimme in der Inbrunst eines dankbaren Herzens. Aller Herzen wurden weich — Alle beteten ihr leise nach.

Wie sie schwieg und sich erhob, sah sie die drei Männer nebend sich weinend und in enger

Umarmung zusammengeschlossen. „Laßt auch mich meinen Retter und Arzt an's Herz drücken!“ rief sie, und schloß den Jüngling fest an ihre Brust.

„O Salomon! Salomon!“ rief sie: „Mein Mund soll dich anreden, wie dich mein Herz im Gebet vor dem Herrn nannte! Gib mir noch zu meiner heutigen Freude eine Seligkeit. Laß mich ungestraft dankbar sein. Ich bin Mutter! Ich bin Mutter, Salomon, mein Salomon; ich bin Mutter, und habe mein Kind seit so vielen Jahren nicht gesehen! — Vergib, daß ich von der rede, von der ich vor dir schweigen sollte. Aber ich bin Mutter; o gönne mir, meine Tochter zu sehen!“

Salomon schluchzte und antwortete nach einiger Stille: „Sie sollen und können Ihre Tochter sehen.“

„O Mutter!“ riefen zwei weibliche Stimmen: „Mutter! Nimm uns an dein Herz!“

Maria und Susanne traten, oder schwankten vielmehr, halb ohnmächtig aus dem Gartenhause; mit ausgebreiteten Armen wendete Martha sich zu ihnen um, und schloß Beide an ihre Brust. Salomon hörte die wohlbekannte Stimme, sah die wohlbekannte Engelsgestalt, und stand wie versteinert. Endlich gefaßter sprach er zu Herrn Selber: „Ich glaubte Ihre Töchter weit von hier;

ich fürchte, es könne Ihre Gemahlin zu sehr angreifen."

Herr Selber nahm mit Herzlichkeit Salomons zitternde Hand in seine beiden Hände, und sprach: „Mein lieber Bruder, vergib den Betrug — dein guter Vater verhieß, ihn bei dir zu verantworten. Er war's, der mir gleich nach glücklich vollbrachter Augenöffnung zuredete, Marien von B— kommen zu lassen, wohin sie sich bald nach deiner Entfernung von uns in das Chorhaus der ledigen Schwestern begeben hatte, um getrennt von der Welt ihrem Heiland ganz zu gehören. Ich war schwach, und gehorchte deinem guten Vater nur allzugern."

Dann trat Salomons Vater zu ihm heran und sagte: „Herr Selber hat mir ein Recht auf sein Kind gegeben, wie ich ihm auf dich gab. Zürne nicht, Salomon. Deine alten Wunden sollen nicht wieder bluten."

Indem sie noch redeten, führte Herr und Frau Selber ihre Tochter Maria gegen Salomon. Sie war blässer, aber schöner. Ihre bethränten Augen suchten den Geliebten, der sie mit den Worten: „Braut des Himmels!" begrüßte, und nun zitternd, sprachlos vor ihr stand.

Sie antwortete nicht. Ihr schönes Haupt sank verschämt auf ihren Busen nieder. Die Aeltern

legten ihre Tochter an seine Brust und sagten: „Wir möchten gern dankbar sein. Dein Vater sagt: du liebest sie. Wir sagen dir, sie liebt dich!“

Da umschlangen sich Maria und Salomon unter dem Segen ihrer frommen Aeltern.

# Die Walpurgisnacht.

## Der Versucher.

Ich befand mich in Geschäften zu Prag. Es war im April. Wie angenehme Zerstreuung es auch für mich gab, konnte ich doch das Heimweh nach unserm Städtchen nicht unterdrücken, wo mein junges Weib schon sieben Wochen auf meine Heimkehr hoffte. Seit unserm Hochzeitstag waren wir nie so lange getrennt gewesen. Freilich Fanny schickte mir regelmäßig alle Woche Briefchen zu; aber diese Zeilen voller Liebe, Verlangen und Wehmuth waren Oel ins Feuer. Ich wünschte Prag und den heiligen Nepomuk vierunddreißig Meilen nordostwärts hinter mir.

Wer nicht ein liebenswürdiges, blondköpfiges blauaugiges Weibchen von zweiundzwanzig Jahren hat, reizend wie die Liebe, umspielt von zwei blühenden Liebesgöttern; wer in solch ein Wesen nach fünfjähriger Ehe nicht fünfhundertmal verliebter ist, als den Tag vor der Hochzeit, dem erzähle ich vergebens von meinem Heimweh.

Genug, ich dankte jauchzend dem Himmel, als die Geschäfte endlich abgethan waren. Ich nahm bei den wenigen Bekannten und Freunden

Abschied, und sagte dem Wirth, er solle die Rechnung geben. Andern Tags wollte ich mit der Post fort.

Am Reisemorgen erschien der Wirth, gehorsamst aufzuwarten, mit zahlenreicher Rechnung; ich hatte des baaren Geldes nicht genug zur Tilgung meiner Schuld und für die Ausgaben unterwegs. Da wollte ich einen guten Wechsel versilbern. Ich griff nach der Brieftasche, und suchte sie in allen Taschen, allen Winkeln. Sie war fort. Da ward mir nicht wohl: denn ich hatte für mehr denn vierzehnhundert Thaler Papier darin, und das ist doch keine Kleinigkeit unterm Himmel.

Es half mir auch nichts, daß ich die Stube umkehrte — die Brieftasche war verschwunden.

„Dacht ichs doch!“ sagte ich zu mir selbst: „Wird der Mensch einen Augenblick seines Lebens froh, sitzt der Teufel gleich hinterm Hag und spielt ihm einen Possen. Man sollte sich in der Welt über nichts freuen, so hätte man auch der Höllenangst und des Verdrusses weniger. Ich habe es so oft schon erfahren.“

Entweder war die Brieftasche gestohlen oder verloren. Ich hatte sie noch den Tag vorher, noch des Mittags in Händen gehabt; ich pflegte sie in der Brusttasche meines Ueberrocks bei mir zu tragen. Auch lagen Fanny's Briefe darin. Es war

mir, als hätte ich sie noch des Abends beim Entkleiden gefühlt. Wie nun meine theuern Papiere wieder bekommen? Denn wer sie hatte, konnte sie jede Stunde nach Belieben in Gold oder Silber verwandeln.

Da fing ich an zu fluchen, was sonst meine Leibsünde nicht ist. Ginge noch, wie in den guten, alten Zeiten, der Teufel herum, wenn auch wie ein brüllender Löwe, ich hätte auf der Stelle mit ihm einen Pakt geschlossen. Indem ich dies dachte, fiel mir eine Gestalt ein, die ich etwa acht Tage vorher gesehen hatte, und mir damals wie ein menschgewordener Höllenfürst vorgekommen war. Es überlief mich kalter Schauer. Und doch war ich so verzweifelt, daß ich dachte: „Meinethalben, und wenn er's wäre, jetzt würde er mir ganz willkommen sein, schaffte er mir nur die Brieftasche wieder."

Indem ward an meine Stubenthür gepocht. „Hollah!" dachte ich: „Der Versucher wird doch aus Spaß nicht Ernst machen?" Ich lief zur Thür; in Gedanken hatte ich den berüchtigten Rothrock, und glaubte in der That, der werde es sein.

Und siehe — wunderliche Ueberraschung! — da ich die Stubenthür eröffnete, trat mit flüchtigem Kopfnicken der Versucher herein, an den ich gedacht hatte.

## Nähere Schilderung.

Ich muß erzählen, wie und wo ich die Bekanntschaft dieser Erscheinung gemacht hatte, damit man mich nicht für einen albernen Träumer halte.

An einem Abend war ich in ein Kaffeehaus oder Cassino in der Neustadt gegangen, wohin mich schon einmal ein Bekannter geführt hatte. Ich hoffte da die neuesten Zeitungen zu finden. An einem Tischchen spielten zwei Herren sehr nachdenkend ihre Parthie Schach. Einige junge Männer saßen am Fenster in lebhaftem Gespräch über Todtenerscheinungen und Natur der menschlichen Seele. Ein kleiner ältlicher Mann, in scharlachrothem Ueberrock, wanderte, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. Ich nahm ein Glas Danzigerwasser und die Zeitungen.

Niemand machte meine Andacht so rege, als der scharlachrothe Spaziergänger. Ich vergaß selbst die Zeitungen und den spanischen Krieg. Er hatte, wie in der Kleidung etwas Geschmackloses, in Gestalt, in Bewegungen, in Gesichtszügen etwas Auffallendes und Widerliches; weniger, als von mittlerer Größe; aber starkknochigt, breitschultrig; mochte fünfzig bis sechszig Jahre haben, und ging mit dem Kopfe gebückt, wie ein Greis. Ein pechschwarzes, glänzendes Haar hing

ihm glatt und spießig um den Kopf. Das schwarzgelbe Gesicht mit der Habichtsnase und den vorragenden Backenknochen hatte etwas Grausenvolles. Denn während alle Züge kalt und eisern waren, schimmerte sein großes Auge so lebhaft, wie das Auge eines begeisterten Jünglings, ohne daß man darin Begeisterung und Seele las. Der, dachte ich, ist geborner Scharfrichter, oder Großinquisitor, oder Räuberhauptmann, oder Zigeunerkönig. Des Spaßes willen könnte der Mann Städte in Flammen auflodern und Kinder an Speeren zappeln sehen. Ich möchte nicht mit ihm in einem Walde allein reisen. Er hat gewiß in seinem Leben noch nicht lächeln können.

Allein ich irrte mich. Der Mensch hörte den jungen Herrn am Fenster zu, und lächelte einigemal über ihre Reden. Aber, Gott sei bei uns, das war ein Lächeln! Es überlief mich eiskalt. Die schadenfrohe Hölle schien aus allen Zügen zu grinsen. Wenn der im rothen Rocke nicht der Teufel ist, dachte ich, so ist's sein Bruder. Ich sah ihm unwillkührlich nach den Füßen, den bekannten Pferdehuf zu beobachten, und richtig, er hatte einen Menschenfuß, wie unser einer, und sein linker war ein Klumpfuß im Schnürstiefel. Doch hinkte er damit, und trat überhaupt so schleichend auf, wie über Eierschalen, die er nicht zerdrücken wollte. Er hätte sich für baares Geld

sehen lassen können, um die Voltaire abergläubig zu machen.

Den spanischen Krieg vergaß ich durchaus. Ich hielt zwar die Zeitung vor mir hin, schielte jedoch darüber hinaus, um die merkwürdige Gestalt länger zu beobachten.

Indem der Rothrock am Schachtisch vorbeiging, sagte einer der Spieler zu seinem düster und verlegen da sitzenden Gegner mit triumphirender Miene: „Sie sind ohne Rettung verloren.“ Der Rothrock blieb einen Augenblick stehen, warf einen feurigen Blick über das Spiel, und sagte zum Sieger: „Sie sind geblendet; beim dritten Zug unausbleiblich matt.“ Der Sieger lächelte vornehm; der Bedrängte schüttelte zweifelnd den Kopf und zog — beim dritten Zug war der vermeinte Sieger in der That schachmatt.

Während die Kämpfer ihr Spiel wieder aufstellten, sagte einer von den jungen Männern am Fenster zum Rothrock heftig: „Sie lächeln, Herr, unser Streit scheint Sie zu interessiren? Aber Ihr Lächeln sagt mir, daß Sie entgegengesetzter Meinung sind über die Natur der Welt und der Gottheit. Haben Sie Schelling gelesen?“

„Ja wohl!“ sagte der Rothrock.

„Und was will Ihr Lächeln sagen?“

„Ihr Schelling ist ein scharfsinniger Dichter, der die Gaukeleien seiner Einbildungskraft darum

für Wahrheit hält, weil ihn niemand widerlegen kann, als mit andern Träumen, die aber dann mit noch größerm Scharfsinn vertheidigt werden müßten. Es geht den Philosophen heut, wie immer. Blinde disputiren über Farbentheorien, und Taube über die Kunst des reinen Satzes in der Musik. Alexander hätte gern Schiffbrücken zum Monde geschlagen, um ihn zu erobern, und die Philosophen, unzufrieden im Kreise der Vernunft, wollen gern übervernünftig werden."

So sagte der Rothrock. Da gab's Lärmen. Er aber hielt nicht Stand, nahm den runden Hut und schlich davon.

Ich sah ihn seitdem nie wieder, aber vergaß die auffallende Gestalt mit der Höllenphysiognomie nicht, und fürchtete mich, sie im Traume zu erblicken.

Nun stand er unverhofft vor mir im Zimmer.

---

## Die Versuchung.

„Um Verzeihung, wenn ich Sie störe!" sagte er: „Habe ich die Ehre Herrn Robert von . . . zu sprechen?"

„Der bin ich in der That!" erwiederte ich.

„Womit beweisen Sie das?"

Sonderbare Frage, dachte ich, ohne Zweifel ein Polizeispion. Es lag ein halbzerrissener Brief

auf meinem Tisch. Ich zeigte ihm die an mich gerichtete Zuschrift auf dem Umschlag.

„Ganz gut," sagte er, „allein Sie tragen einen Namen, der so allgemein ist, daß man dergleichen in allen Winkeln Deutschlands, Ungarns und Polens findet. Geben Sie mir nähere Umstände an. Ich möchte mit Ihnen Geschäfte machen. Man hat mich an Sie adressirt."

„Mein Herr," sagte ich, „verzeihen Sie, ich kann jetzt nicht an Geschäfte denken; bin auf dem Sprung zur Abreise und habe noch tausend Dinge zu besorgen. Auch irren Sie sich wohl in meiner Person, denn ich bin weder Staatsmann noch Kaufmann."

Er maß mich mit großen Augen, und sagte: „So?" Er schwieg eine Weile, und schien im Begriff umzukehren, dann aber fing er an: „Sie haben doch Handelsgeschäfte in Prag gemacht? Ist nicht Ihr Herr Bruder zu.... auf dem Punkt, Bankerot zu machen?"

Ich muß feuerroth geworden sein, denn davon wußte, glaubte ich, ausser meinem Bruder keine Seele, als ich. Auch lächelte der Versucher wieder sein entsetzlich-schadenfrohes Lächeln.

„Mein Herr, Sie irren sich noch einmal!" sagte ich. „Zwar habe ich einen Bruder, und mehr, als einen, aber keinen, der an Bankerot denkt, oder dergleichen zu fürchten hätte."

„So?“ murmelte der Versucher, und seine harten, eisernen Züge wurden wieder starr.

„Mein Herr,“ — sagte ich etwas empfindlich, denn es war mir gar nicht lieb, daß jemand in Prag lebte, der von meines Bruders Umständen unterrichtet war, und ich fürchtete, der Schlaukopf wolle in mein Spiel sehen, wie dem Schachspieler im Kaffeehause — „Sie sind gewiß an den unrechten Mann gewiesen. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Sie ersuche, sich kurz zu fassen. Ich habe keinen Augenblick zu versäumen.“

„Gedulden Sie sich nur eine Minute“, erwiederte er, „es liegt mir daran, mit Ihnen zu reden. Sie scheinen unruhig und verlegen. Ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren? Sie sind fremd hier. Ich zwar gehöre auch nicht nach Prag, und sehe die Stadt seit zwölf Tagen zum erstenmal. Allein ich weiß zu allen Dingen guten Rath. Vertrauen Sie sich mir. Sie haben das Gesicht eines Biedermanns. Brauchen Sie Geld?“

Da lächelte, oder vielmehr grinsete er wieder, als wollte er mir meine Seele abkaufen. Sein Wesen ward mir immer verdächtiger; ich schielte von ungefähr nach seinem Klumpfuß, und wirklich wandelte mich abergläubige Furcht an. In keinem Falle wollte ich mich mit dem verdächtigen Wesen einlassen, und sagte: ich hätte kein Geld nöthig. „Da Sie mir es aber so groß-

müthig antragen, mein Herr, darf ich Sie um Ihren Namen bitten?"

„An meinem Namen kann Ihnen nicht viel liegen," erwiederte er, „der thut nichts zur Sache. Ich bin ein Mannteuffel. Gibt mir der Name bei Ihnen mehr Zutrauen?"

„Ein Mannteuffel?" sagte ich, und wußte in seltsamer Verlegenheit nicht, was ich sagen wollte, und ob das ganze Ding Ernst oder Spaß sei.

Indem ward an die Thüre gepocht. Der Wirth trat herein und brachte mir einen Brief, der von der Post gekommen war. Ich nahm ihn.

„Lesen Sie nur den Brief erst," fing der Rothrock an, „nachher können wir schon weiter sprechen. Der Brief ist ohne Zweifel von Ihrer liebenswürdigen Fanny."

Ich ward verlegener, als je.

„Wissen Sie nun endlich," fuhr der Fremde fort und grinsete: „wissen Sie nun, wer ich bin und was ich von Ihnen will?"

Es lag mir auf den Lippen, zu sagen: „Mein Herr, Sie sind, glaube ich, der Satan, und möchten meine arme Seele zum Frühstück?" doch hielt ich an mir.

„Noch mehr," setzte er hinzu: „Sie wollen nach . . . . . Gut, mein Weg geht durch das Städtchen. Ich reise morgen ab. Wollen Sie einen Platz in meinem Wagen annehmen?"

Ich dankte, und sagte: ich habe schon die Post bestellt.

Da ward er unruhiger, und sagte: „Es ist Ihnen nicht beizukommen. Aber Ihre Fanny, den kleinen Leopold und August muß ich doch im Vorbeigehen kennen lernen. Errathen Sie noch nicht, wer ich bin und was ich will? In des Teufels Namen, Herr, ich möchte Ihnen gern einen Dienst leisten. Reden Sie doch.“

„Gut!“ sagte ich endlich: „Wenn Sie ein Hexenmeister sind, mir ist meine Brieftasche fortgekommen. Rathen Sie mir, wie ich sie wieder bekomme?“

„Pah, was ist an einer Brieftasche gelegen? Kann ich Ihnen sonst nicht = = =“

„In der Brieftasche waren aber wichtige Papiere, über vierzehnhundert Thaler an Werth. — Rathen Sie mir, was habe ich zu thun, wenn sie verloren ist? und was, wenn sie gestohlen ist?“

„Wie sah die Brieftasche aus?“

„Seidenüberzug, hellgrün, mit Stickerei, mein Namenszug von Blumen darin. Es war eine Arbeit von meiner Frau.“

„So ist der Ueberzug mehr werth, als die vierzehnhundert Thaler.“ Er lächelte mich wieder dabei mit seiner fürchterlichen Freundlichkeit an; dann fuhr er fort: „Da muß Rath geschafft wer-

den. Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Verlust ersetze?"

Bei diesen Worten sah er mich so scharf und sonderbar an, als wollte er mir die Antwort: „Ich verschenke Ihnen meine Seele!" auf die Zunge legen. Da ich aber verlegen still schwieg, griff er in die Tasche und zog meine Brieftasche vor.

„Da haben Sie Ihr Kleinod und die vierzehnhundert Thaler nebst Zubehör!" sagte er.

Ich war ausser mir. Wie kommen Sie dazu?" rief ich, und blätterte in der Brieftasche, und fand, daß nichts fehlte.

„Gestern Nachmittag um vier Uhr fand ich die Brieftasche auf der Moldaubrücke, und steckte sie ein."

Richtig um die gleiche Zeit war ich über die Brücke gegangen, hatte die Brieftasche in Händen gehabt und eingesteckt.

„Vermuthlich nebenbei gesteckt!" sagte der Rothrock. „Nun aber wußte ich nicht, ob mein Fund von einem zu Fuß oder zu Pferd, hinter oder vor mir verloren war. Ich blieb eine Stunde lang auf der Brücke, einen Suchenden abzuwarten. Als niemand kam, ging ich in mein Wirthshaus. Ich las den Inhalt, die Briefe, um daraus den Verlierer zu erforschen. Eine Adresse zeigte mir Ihren Namen und Ihren Aufenthalt

in diesem Gasthofe an. Darum machte ich mich jetzt zu Ihnen auf. Schon gestern Abend war ich hier, und fand Sie nicht."

Lieber Gott, wie kann man sich doch mit seiner Physiognomik täuschen! Ich hätte meinem Mannteuffel um den Hals fallen mögen. Ich sagte ihm die verbindlichsten Dinge. Meine Freude war so übermäßig, als vorher mein Verdruß. Er wollte aber nichts von allem hören.

„Grüßen Sie Ihre schöne Fanny von mir. Reisen Sie glücklich. Wir sehen uns schon einmal wieder!" sagte er, und ging davon.

---

## Heimkunft.

Nun wollte ich aufbrechen, abreisen. Ich zahlte den Wirth. Mein Knecht, mit dem Koffer auf dem Rücken, ging vor mir her, ich die Treppe hinab. Da kam mein Bruder die Treppe herauf, derselbe, deswillen ich in Prag war.

Natürlich, aus der Abreise ward nun nichts. Wir gingen in mein Zimmer zurück. Da hörte ich denn mit Vergnügen, die schwankenden Vermögensverhältnisse meines Bruders hätten sich zu ihrem Vortheil geändert. Ein sehr bedeutender Verlust war ihm durch ungeheure Spekulation in

Baumwolle und Kaffee sechsfach vergütet. Er war nach Prag geeilt, um seine Angelegenheit selbst zu berichtigen. „Jetzt habe ich mein Schäfchen in's Trockne gebracht," sagte er, „aber Angst habe ich ausgestanden. Nun gebe ich dem Handel gute Nacht. Ich lege mein Geld lieber an mäßigen Zins, so laufe ich nicht Gefahr, heut ein Millionär, morgen ein flüchtiger Bettler und Betrüger zu sein. Darum komme ich, dir für deine brüderliche Treue zu danken, und mich mit meinen Leuten für immer auseinander zu setzen."

Ich mußte ihn zu verschiedenen Häusern begleiten. Aber er spürte meine Ungeduld und mein Heimweh; drum nach einigen Tagen rieth er mir, ohne ihn zurück zu reisen. Das that ich denn auch, weil sich sein Aufenthalt in Prag wohl auf mehrere Wochen verlängerte. Ich nahm Extrapost und flog meiner geliebten Heimath entgegen.

Unterwegs fiel mir noch immer der seltsame Mannteuffel ein. Ich konnte die Figur mit dem rothen Rock, dem Klumpfuß und der wüsten Gesichtsbildung nicht vergessen. Ich besann mich noch, daß ihm ein Büschel seiner schwarzen Haare über der Stirn emporstanden. Vielleicht hatte er ein kleines Horn darunter, und dann war der Beelzebub fertig vom Wirbel bis zur Sohle.

Zwar die Brieftasche hatte er wieder gebracht;

ehrlicher konnte kein Mensch in der Welt sein. Er hatte Fanny's Briefe und meines Bruders mir gegebene Instruktion gelesen, so konnte er freilich von meinen Geheimnissen unterrichtet sein. Allein dann das Gesicht dazu — nein, so unleserlich schreibt die Natur sonst nicht! — Genug, hätte ich iemals an das Dasein eines Mephistopheles geglaubt, würde ich diesmal keinen Augenblick daran gezweifelt haben.

Ich hing träumend diesen Gedanken nach, und läugne sogar nicht, daß ich mich recht willig dem Spiel meiner Einbildungen überließ. Es vertrieb mir die Langeweile. Ich nahm an, mein ehrlicher Mannteuffel könnte wohl der ächte Teufel sein; seine Ehrlichkeit eine Hinterlist, um dem Himmel meine arme Seele wegzuschnappen. Und wenn er es nun wäre, was könnte er mir wohl bieten? — Gold und Gut? — Ich war nie geldsüchtig. Einen Thron? Ja, den hätte ich wohl für acht Tage besessen, um der Welt Frieden zu geben; aber dann wäre ich wieder in meine bescheidene Wohnung zurückgegangen, um, ein zweiter Cincinnatus, eigenhändig Rüben zu bauen. — Hübsche Weiber? ein Harem voll der schönsten Hellenen, Armiden und Amanden? Nein, wenn ich an Fanny dachte, kamen mir die reizendsten Zirkassierinnen wie alte Weiber vor. Ich hätte keinen Strohhalm darum gegeben,

einmal Doktor Faust zu sein. Und wozu das? Ich war glücklich! Glücklich? Nein, das doch auch nicht ganz, eben weil ich so glücklich war. Ich fürchtete mich ein wenig vor Freund Hain, dem Knochenmann, der mit der verwünschten Hippe mir meine Fanny, meine beiden Söhne, mich selbst wegmähen konnte. Und dann wäre es doch die große Frage, ob und wie wir uns im Paradiese wieder zusammen finden würden? — Ich hätte wohl einen Blick ins künftige Leben geworfen, um mich zu beruhigen. Aber gesetzt, mein Teufel hätte mir den frommen Wunsch erfüllen, und mich durch einen Spalt der Himmelspforte hinüberblinzeln lassen, was würde mir ein Unterthan Adramelechs anderes haben zeigen können, als seine Hölle?

Doch genug von den Possen.

Ich war von Prag bis zu unserm Städtchen zwei Tage und eine Nacht unterwegs. Aber den zweiten Tag ward's spät. Umsonst schalt und spornte ich die Postknechte mit Wort und Geld — es ward immer später, immer dunkler, und ich immer sehnsuchtsvoller. Ach, seit beinahe einem Vierteljahr hatte ich ja Fanny nicht gesehen! meine Kinder nicht, die um die junge Mutter, wie zwei Rosenknöspchen um eine kaum aufgeschlossene Rose blühten! — Ich zitterte vor Entzücken, wenn ich daran dachte, die Liebenswür-

digste ihres Geschlechts, mein Weib, sei noch heute in meinen Armen.

Es ist wahr, ich hatte, ehe ich Fanny kennen lernte, auch schon geliebt gehabt. Es gab einst eine Julie für mich, die mir durch den Stolz ihrer Aeltern entrissen und einem reichen polnischen Edelmann zum Weibe gegeben war. Unsere Liebe war die erste für uns beide — an gegenseitige Vergötterung und Raserei gränzend. Wir schworen uns noch in der Abschiedsstunde ewige Liebe über Leben und Grab hinaus, und Küsse und Thränen hatten die Eide besiegelt. Aber man weiß nun, wie es damit geht. Sie ward Frau Starostin, und ich sah Fanny. Meine Liebe zu Fanny war eine heiligere, tiefere, zärtlichere. Julie war einst die Gottheit meiner Phantasie; allein Fanny die Angebetete meines Herzens.

Es brummte die Glocke des heimathlichen Städtleins ein Uhr, da wir in die schlafende Straße einfuhren. Ich stieg beim Posthause ab, ließ den Knecht nebst dem Koffer zurück, weil ich selbst, falls in meinem Hause Alles schlafen würde, wieder zurückkehren wollte, und schlich hinaus zur Vorstadt, an deren Ende mein freundliches Haus im Schatten hoher Nußbäume mir schon von weitem mit seinen Fenstern im Mondschein entgegenschimmerte.

---

## Verhaßter Besuch.

Und Alles schlief! — o Fanny, Fanny, hättest du gewacht, wie viel Jammer und Schrecken wären mir erspart worden! — Sie schliefen, mein Weib, meine Kinder, mein Gesinde; nirgends Licht! Ich wanderte zehnmal ums Haus herum — Alles verschlossen. Aus dem Schlaf jagen wollte ich doch keinen. Besser das Entzücken des Wiedersehens für die vom Schlummer erquickte Seele in der Morgenstunde, als in der fieberischen Mitternacht.

Zum Glück fand ich das Gartenhäuschen offen. Ich trat hinein. Da stand auf einem Tischchen der Strickkorb meiner Fanny; da sah ich im Mondschimmer am Boden und auf den Sesseln die Steckenpferde, Trommeln, Peitschen meiner Kinder. Vermuthlich hatten sie den Nachmittag hier zugebracht. O mir war unter diesen Kleinigkeiten so wohl, als wäre ich bei meinen Lieben selbst. Ich streckte mich aufs Sofa, und beschloß hier zu übernachten. Die Nacht war lau und mild, und der Duft blühender Bäume und Gartenbeete drang in mein Gemach.

Wer seit vierzig Stunden nicht geschlafen hat, findet jedes Lager weich. Ich entschlief in meiner Uebermüdung bald. Doch kaum hatte ich die Augen geschlossen, weckte mich das Knarren

der Gartenhausthür wieder. Ich richtete mich auf; ich sah einen Menschen hereintreten; ich glaubte, es sei ein Dieb. Aber man denke sich mein Erstaunen, es war der Freund Rothrock.

„Woher kommen Sie?“ fragte ich.

„Von Prag. In einer halben Stunde reise ich wieder ab. Ich wollte Sie doch im Vorbeigehen und ihre Fanny sehen, um mein Wort zu halten. Ich hörte von Ihrem Knecht, Sie seien erst angekommen, und glaubte in Ihrem Hause Alles nach zu finden. Sie werden doch hier nicht übernachten wollen in der feuchten Kühle, und sich eine Krankheit erschlafen?“

Ich ging mit ihm hinaus in den Garten, und bebte an allen Gliedern, so hatte mich die sonderbare Erscheinung geschreckt. Ich verspottete zwar im Stillen meine abergläubige Furcht, aber doch konnte ich mich ihrer nicht erwehren. Der Mensch ist nun einmal so. Die harten Züge des Prager Freundes waren im täuschenden Mondlicht noch viel schrecklicher, und seine Augen viel blizzender.

„Sie haben mich wirklich erschreckt, wie ein Gespenst!“ sagte ich. „Ich zittere am ganzen Leibe. Wie kamen Sie dazu, mich im Gartenhause zu suchen? Sie sind wie ein Allwissender.“

Er grinsete schadenfroh und sagte: „Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“

„Wahrhaftig, ich kenne Sie jetzt nicht besser, als in Prag. Aber zum Spaß will ich Ihnen doch erzählen, wie Sie mir da vorkommen. Sie nehmen's nicht übel. Ich dachte, wenn Sie kein Hexenmeister wären, möchten Sie wohl der Teufel selbst sein."

Er grinsete wieder, und entgegnete: „Wenn ich, zum Spaß gesagt, nun das letzte wäre, würden Sie mit mir gemeine Sache machen?"

„Sie müßten mir viel bieten, ehe ich einschlüge. Denn wahrhaftig, mein Herr Teufel, erlauben Sie, daß ich Sie zum Scherz so nenne, mein Glück ist vollkommen."

„Oho, bieten würde ich Ihnen nichts, geben nichts. Das war wohl in alten Zeiten Sitte, da die Leute noch an einen Teufel glaubten, und sich vor ihm desto mehr hüteten — da mußte man kapituliren. Aber heutiges Tags, da keiner mehr den Teufel glaubt, und mit der Vernunft alles ausrichten will, sind die Menschenkinder allzuwohlfeil."

„Einmal, hoffe ich, die meinige ists nicht, ob ich gleich den Beelzebub für ein Mährchen halte. Ein Quentchen Vernunft gibt mehr Tugend, als ein Zentner Teufelsglauben."

„Das ists eben! — Eure stolze Sicherheit, ihr Sterblichen — erlauben Sie, daß ich in der Rolle spreche, die Sie mir gaben — euere stolze Sicherheit liefert der Hölle mehr Rekruten, als

eine Legion Werber in Satans Uniform. Seit ihr selbst angefangen habt, die Ewigkeit für ein Problem, die Hölle für eine orientalische Fabel zu halten; seit man Ehrlichkeit und Dummheit für Tugenden gleichen Kalibers erklärt; die Wollust eine liebenswürdige Schwäche, Selbstsucht Seelengröße, Gemeinnützigkeit eine Narrheit, und abgefeimte Tücke Lebensweisheit nennet, gibt man sich in der Hölle keine Mühe mehr, euch zu fangen. Ihr kommt von selbst. Die Vernunft habt ihr auf den Lippen, die Macht von hundert Leidenschaften im Herzen. Der Heiligste unter euch Entnervten ist, wer die wenigste Gelegenheit zu sündigen hat."

„Das heißt recht teuflisch gesprochen!" rief ich.

„Allerdings!" antwortete der rothe Herr, und grinsete wieder. „Aber ich rede die Wahrheit, weil ihr Leute nicht mehr an sie glaubt. So lange den Menschen noch Wahrheiten heilig waren, mußte Satan ein Vater der Lügen sein. Jetzt ists umgekehrt. Wir armen Teufel sind immer die Antipoden der Menschheit."

„So sind Sie in diesem Stück wenigstens nicht mein Gegner; denn ich denke, wie Sie, mein philosophischer Herr Teufel."

„Gut, so gehören Sie mir schon an. Wer mir nur ein Haar reicht, dessen Kopf habe ich. Und — denn hier ist's kühl — mein Wagen ist

vielleicht schon angespannt, ich muß abreisen. Also leben Sie wohl."

Er ging. Ich begleitete ihn wieder zum Posthause zurück, wo wirklich sein Reisewagen eben Vorspann erhielt.

„Ich dächte, Sie kämen mit mir noch hinauf ins Haus, und tränken mit mir zum Abschied ein Glas Punsch, den ich bestellt hatte, ehe ich zu Ihnen ging."

Ich nahm die Einladung an. Es that mir wohl, in ein warmes Zimmer zu kommen.

---

## Die Versuchung.

Der Punsch stand schon auf dem Tisch, da wir ins Zimmer traten. Ein fremder Reisender ging finster und müde auf und ab; es war ein langer, hagerer, alter Mann. Auf den Stühlen umher lag Gepäck; auch bemerkte ich ein Frauenzimmershawl und Strohhut, nebst weiblichen Handschuhen.

Als wir tranken, sagte der Fremde zum eintretenden Hausknecht, der das Gepäck holte: „Sagt meiner Gemahlin, wenn sie kommt, ich sei zu Bett. Wir reisen in aller Frühe fort." — Ich wollte auch nicht wieder ins kalte Gartenhaus zurück, und bestellte mir für die Nacht ein Bett. Der Fremde ging fort. Wir tranken den Punsch-

napf leer unter allerlei Geschwätz. Das Feuer des Rums erquickte und durchglühte mich. Der Rothrock eilte darauf zu seinem Wagen, und indem ich ihm hineinhalf, sagte er: „Wir sehen uns noch einmal wieder.“ Damit rollte der Wagen weg.

Da ich ins Zimmer zurücktrat, war ein Frauenzimmer darin, welches den Shawl, die Handschuhe und den Hut holte. Wie sich die junge Schöne nach mir umdrehte, verlor ich fast die Besinnung. Es war Julie, die erste Geliebte, im Begriff mit ihrem Gemahl, wie ich nachher erfuhr, eine Lustreise nach Italien zu machen. Sie war nicht minder erschrocken, als ich.

„Um Gotteswillen, ist es dein Geist, Robert?“

„Julie!“ stammelte ich, und alle Wonnen der ersten Liebe wachten wieder auf bei diesem überraschenden Anblick. Ich wollte mich ehrerbietig nahen. Ihre Augen waren voll Thränen; ihre Arme offen. Ich lag weinend an ihrem Busen.

Erst als wir wieder zu uns selbst kamen, bemerkte sie, daß sie halb entkleidet war. Hier ist nicht mein Zimmer!“ sagte sie, und warf sich den Shawl um. „Komm, Robert, wir haben uns viel zu sagen.“

Sie ging. Ich folgte ihr in ihr Zimmer. „Hier können wir einander freier erzählen!“ sagte sie, und wir setzten uns aufs Sofa. Nun ward denn erzählt. Ich lebte noch einmal im Fiebertaumel einer alten Liebe, die ich längst erloschen geglaubt hatte. Julie, durch ihren Starosten nicht glücklich, hing mit ehemaliger Seligkeit an mir. Sie war schöner, aufgeblühter, als ehemals. Sie fand auch mich schöner, wie sie sagte. — Möge mir's Fanny verzeihen, dachte ich, es ist ja vielleicht nur dieser einzige und letzte Moment im Leben. Es ist ja der Traum weniger Stunden. — Julie küßte mich und sprach von vergangenen Dingen. Die Flamme der Leidenschaft wehte von Seele zu Seele in unsern Küssen.

Ein Zauber, den ich unmöglich beschreiben kann, lag in Juliens Wort und Wesen. Alles von ehemals ward wieder hell; die erste Bekanntschaft auf dem Ball am Brauttag ihrer Schwester; die Empfindungen, welche uns damals bewegten; dann unser Wiedersehen im herzoglichen Schloßgarten; dann die Wasserfahrt mit unsern beiderseitigen Aeltern, und wie wir im Elysium von Wörlitz Liebe gestanden, Treue schworen. Dann — doch genug: für uns gab es nur Vergangenheit, keine Zukunft. Wir vergaßen, daß wir einander nicht gehörten. Wir sprachen von dem Tag unserer Trennung mit Thränen, und in

den Thränen umarmten wir uns. — O wie schwach ist der Mensch!

Plötzlich ging die Thür auf. Der lange, hagere Mann trat herein mit der Frage: „Wer ist noch bei dir, Julie?“

Wir sprangen erschrocken auf. Der Starost stand eine ganze Weile sprachlos, bleich wie eine Leiche. Dann mit drei Schritten sprang er auf Julien zu, schlang ihre langen, kastanienbraunen Locken um seine Faust, und schleuderte die Winselnde zur Erde und schleppte sie auf dem Boden herum, indem er rief: „Verrätherin! Nichtswürdige!“

Ich wollte ihr zu Hilfe eilen. Er stieß mich mit gewaltiger Kraft zurück, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Wie ich mich wieder aufraffte, ließ er die Unglückliche fahren, und schrie mir zu: „Dich erdroßle ich!“ In der Verzweiflung nahm ich ein Messer vom Tisch, und drohte es ihm in die Rippen zu stoßen, wenn er nicht schwiege. Aber der Wüthende warf sich gegen mich, spannte meinen Hals zwischen seine Hände ein, und drückte zu. Ich verlor die Luft. Ich fuhr in der Verzweiflung mit dem Messer nach allen Seiten um mich. Ich stieß es wiederholt gegen ihn. Plötzlich stürzte nieder. Er hatte das Messer im Herzen.

Julie lag wimmernd am Boden neben ihrem

ermordeten Mann. Ich stand da, wie eine Bildsäule. „O“, dachte ich, „wäre es doch nur ein Traum, und läge ich erwachend auf dem Sofa meines Gartenhauses. Verflucht sei der Rothrock! verflucht die Brieftasche! — O meine armen Kinder! o meine geliebte, unglückliche, fromme Fanny! — Nahe an den Schwellen meines häuslichen Paradieses werde ich zurückgeschleudert in eine Hölle, die ich nie kannte! — Ich bin Mörder!“

Der Lärmen im Zimmer hatte die Leute im Hause geweckt. Ich hörte Fragen, Rufen, Gehen. Mir blieb nichts übrig, als die Flucht, ehe ich entdeckt ward. Ich ergriff das brennende Licht, um mir zum Hause hinaus zu zünden.

---

## Vollendung des Gräuels.

Indem ich die Treppe hinabging, nahm ich mir vor, in mein Haus zu eilen, meine Frau, meine Kinder zu wecken, und sie noch einmal an mein Herz zu drücken, dann wie ein Kain in die Welt hinaus zu flüchten, um nicht der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen. Aber schon auf der Treppe sah ich meine Kleider ganz vom Blut des Starosten überschüttet. Ich zitterte, erblickt zu werden.

Die Hausthür nach der Straße war verschlossen. Als ich zurückeilte, um durch den Hof zu

entkommen, hörte ich von der Treppe herab Menschen eilen, Schreien und Rufen hinter mir. Ich lief über den Hof, zur Scheune. Ich wußte, von da hinaus käme ich in Garten und Felder ausserhalb des Städtchens. Aber die mir nachsetzten, waren behend genug. Ich war kaum in der Scheune, als mich einer beim Rock erwischte. Mit Höllenangst riß ich mich los, und schleuderte meine brennende Kerze in die neben mir hoch aufgethürmten Strohwellen. Es gab plötzlich Flammen. So hoffte ich mich zu retten. Es gelang. Man ließ von mir los, vermuthlich um den Brand zu tilgen. So entkam ich ins Freie.

Ich stürzte blindlings fort, setzte über Häge und Graben. Meine Fanny, meinen August, meinen Leopold noch einmal zu sehen, daran war nicht zu denken. Der Trieb der Selbsterhaltung überschrie alle andere Gefühle des Herzens und der Natur. Wenn ich an meine gestrige Heimkunft, an meine Erwartungen auf den heutigen nahen Morgen dachte, kannte ich das Geschehene gar nicht für möglich halten. Aber meine blutigen, klebrigen Kleider, der kühle Morgenwind, der mich durchschauerte, sagten mir nur zu sehr das Gegentheil. Ich lief fast athemlos, bis ich nicht mehr konnte. Hätte ich ein Mordwerkzeug bei mir geführt, wäre ein Strom in meiner Nähe gewesen, ich würde aufgehort haben zu leben.

Triefend vom Schweiße, ohne Athem, erschöpft an allen Kräften, mit zitternden Knien setzte ich meine Flucht in langsamern Schritten fort. Ich mußte zuweilen stehen bleiben, um mich zu erholen. Ich war mehrmals daran, ohnmächtig niederzusinken.

So gelangte ich nach P**, dem nächsten Dorf bei unserm Städtchen. Indem ich davor stand, und noch überlegte, ob ich es umgehen, oder keck durchwandern sollte — denn noch war es mondhell, und die Sonne nicht zum Aufgang — fing es im Dorfthurm an zu läuten. Bald klangen mir auch von andern entfernten Ortschaften Glockentöne. Es war Sturmgeläute.

Jeder Ton zermalmte mich. Ich sah mich um. O Gott, hinter mir weite dunkelrothe Gluth; eine ungeheure Flammensäule, die bis zu den Wolken hinauflehnte, schwebte über meiner Heimath. Das ganze Städtchen stand in Flammen. Ich — ich war der Mordbrenner! — O meine Fanny, o meine Kinder, welch ein entsetzenvolles Erwachen aus dem stillen Morgenschlummer hat euch euer Vater bereitet.

Da ergriff es mich wie bei den Haaren, und hob mich in die Höhe, und meine Sohlen wurden leicht wie Federn. Ich lief in mächtigen Sprüngen um das Dorf herum, einem Kiefernwald zu. Die Flammen meiner Heimath leuchteten wie Ta-

geschelle, und die heulenden Sturmglocken dröhnten mit zerreissenden Klängen durch mein zerrüttetes Wesen.

Wie ich die Nacht des Waldes erreicht hatte, und so tief hinein war, daß ich nichts mehr vom rothen Licht der Feuersbrunst gewahren konnte, in welcher immer mein Schatten vor mir hergaukelte, konnte ich nicht weiter. Ich fiel zur feuchten Erde nieder, und brüllte meinen Schmerz aus. Ich schlug mit der Stirn gegen den Boden, und raufte krampfhaft Gras und Wurzeln aus. Ich hätte sterben mögen, und wußte es nicht zu machen.

Untreuer, Mörder, Mordbrenner, das Alles fast in gleicher Stunde. O der Rothrock hatte wohl Recht: es gibt unter euch keine Heiligen, als denen die Gelegenheit zur Sünde fehlt. Bietet dem Teufel nur ein Haar: so hat er euern Kopf. Welches unselige Schicksal führte den Satan ins Gartenhaus zu mir! Hätte ich seinen Punsch nicht genommen, ich hätte Julien gesehen, ohne Fanny's zu vergessen; hätte ich dies gekonnt, der Starost wäre nicht ermordet; ich würde meine Heimath nicht in Brand gesteckt haben — ich läge nicht hier in der Verzweiflung, mir selbst zum Gräuel, der Menschheit zum Fluch.

Inzwischen heulten die Sturmglocken unaufhörlich, und schreckten mich wieder empor. Ich freute mich, daß es noch nicht Tag war. So durfte ich hoffen, noch eine gute Strecke unerkannt zurückzulegen. Aber ich sank wieder weinend nieder, da ich mich erinnerte, es sei der erste Mai, es sei meiner Fanny Geburtstag. Wie hatten wir Glücklichen ihn sonst im Kreise der Unserigen heiter gefeiert! Und heut! welch ein Tag! welch eine Nacht! — Da durchfuhr mich der Gedanke: es ist Walpurgisnacht! — Sonderbar! der alte Aberglaube machte diese Nacht von jeher zur Nacht des Schreckens, in der böse Geister ihr Fest begangen haben sollten, und der Teufel seine Hexen auf dem Gipfel des Blocksberges versammelte. Fast hätte ich an die Wahrheit der albernsten Abscheulichkeit glauben mögen. Der verdächtige Rothrock fiel mir wieder lebhafter mit allen seinen sonderbaren Reden ein. Jetzt — warum soll ich läugnen? — jetzt hätte ich meine Seele darum gegeben, er wäre wirklich gewesen, der er sich bei mir im Gartenhaus scherzend genannt hatte, um mich zu retten, um mir mein Gedächtniß zu rauben; um mir mein Weib, meine Kinder in irgend einem Winkel der Erde wieder zu geben, wo wir unentdeckt leben könnten.

Aber die Sturmglocken tobten lauter. Ich spürte das Grauen des Morgens. Ich flog auf

vom Boden, und setzte meine Flucht fort im Gebüsch und kam zur Landstraße.

---

## Kain.

Hier holte ich frischen Athem. Alles Geschehene war so gräßlich, so plötzlich — ich konnte selbst nicht daran glauben. Ich sah mich um — aber durch die Kiefern glühte der rothe Wiederschein der Feuersbrunst. Ich betastete mich, und besudelte meine Finger mit dem Blut des Starosten.

Das verräth mich dem Ersten, der mich findet! dachte ich, und riß mir die befleckten Kleider vom Leibe und verbarg sie in dickes Gesträuch, und wusch mir die Hände im Thau des Grases rein. So halb entkleidet rannte ich auf der Landstraße hin.

„Wer bist du nun?“ sprach ich zu mir selbst: „Wer dich erblickt, wird dir nachsetzen. Nur Wahnsinnige oder Mörder laufen im Hemd durch die Wälder; oder ich muß sagen, ich sei beraubt worden. Begegnete mir ein Bauer, den ich übermannen könnte, er müßte mir seinen Kittel geben. So wäre ich für die ersten Augenblicke geborgen. Ueber Tag kann ich im Dickicht der Wälder verborgen bleiben, Nachts meinen Lauf fortsetzen. Aber woher Nahrung nehmen? Woher

Geld?" — Jetzt fiel mir bei, wie ich meine Brieftasche im weggeworfenen Rock gelassen und mich aller Ba‐‐schaft beraubt hatte.

Ich stand still, und war unentschlossen. Einen Augenblick dachte ich daran, umzukehren, und meine Beieftasche zu suchen. Aber — das Blut des Starosten! ich hätte es nicht wieder sehen mögen, und wäre eine Million zu holen gewesen. — Und zurückgehen, die spielende Feuergluth zwischen den Kiefern beständig vor Augen haben ‐‐ nein, die Flammen der offenen Hölle lieber! — So wanderte ich weiter.

Da hörte ich das Rasseln eines Wagens — vielleicht eine Feuerspritze und zu Hilfe eilende Bauern. — Jach stürzte ich mich ins Gebüsch, von wo ich die Landschaft beobachten konnte. Ich zitterte, wie ein Espenblatt. Da kam langsam, von zwei Pferden gezogen, ein geschmackvoller, offener Reisewagen, und mit Koffern gepackt. Ein Mann saß darin, und lenkte die Rosse. Er fuhr immer langsamer, und hielt endlich still nahe vor mir. Er stieg aus, ging um den Wagen herum, besah ihn von allen Seiten; dann verließ er den Wagen und ging abwärts von mir über die Straße ins Gebüsch.

„Dir wäre geholfen, wenn du im Wagen säßest!" riefs in mir: „Deine Beine sind wie gebrochen. Sie schleppen dich nicht mehr. Du wärst

gerettet. Kleider, Geld, schnelle Flucht, Alles wäre vorhanden. Der Himmel will sich deiner annehmen. Benutze den Wink. Der Wagen ist leer. Schwing dich hinein!“

Gedacht, gethan. Denn mit Ueberlegen war kein Augenblick zu versäumen. Jeder ist sich selbst der Nächste; man rettet sich wie man kann. Verzweiflung und Noth haben kein Gesetz. Ein Satz, und ich war aus dem Gebüsch auf der Straße, von der Straße im Wagen. Ich ergriff den Leitriemen, und lenkte die Rosse mit dem Wagen um, von meiner brennenden Heimath ab. Da sprang der Eigenthümer aus dem Wald hervor, und in dem Augenblick, da ich den Pferden die Peitsche fühlen ließ, wollte er ihnen in den Zügel fallen. Er stand vor ihnen. Ich schlug heftiger — jetzt mußte Alles gewagt sein. Die Rosse bäumten sich und drangen vorwärts. Der Eigenthümer fiel und lag unter den Pferden. Ich fuhr über ihn weg. Er schrie Hilfe. Seine Stimme durchbohrte mich. Es war eine bekannte Stimme — eine geliebte Stimme. Ich traute meinen Ohren nicht. Ich hielt still, und lehnte mich aus dem Wagen, um nach dem Unglücklichen zu sehen. — Ich sah ihn! — Aber — ich schaudere, indem ich's sage — ich sah meinen Bruder, der seine Sachen in Prag unerwartet abgethan, oder andere Ursachen zur Heimreise gehabt haben mußte.

Ich saß da, wie vom Blitz gerührt; gelähmt, erstarrt. Unter mir winselte der Geräderte. Das hatte ich nicht gewollt, nicht gedacht. Ich schleppte mich langsam aus dem Wagen. Ich sank zu meinem geliebten Bruder nieder. Das schwere Rad war ihm über die Brust gegangen. Ich rief mit bebender, leiser Stimme seinen Namen. Er hörte mich nicht mehr; er erkannte mich nicht mehr. Er hatte ausgelitten. Ich war der Verruchte, der ihm ein Leben geraubt hatte, das mir so theuer war, als das meinige. — Entsetzlich, zwei Morde in gleicher Nacht! freilich beide unwillkührlich, beide in der Verzweiflung begangen. Aber sie waren doch begangen, und Folgen des ersten Verbrechens, das ich hätte meiden sollen.

Meine Augen wurden naß, aber es waren nicht Thränen der Wehmuth über den geliebten Todten, sondern Thränen der rasenden Wuth gegen mein Schicksal, gegen den Himmel. Nie in meinem Leben hatte ich mich mit einem groben Verbrechen befudelt. Ich war gefühlvoll gegen alles Schöne, Gute, Große und Wahre gewesen. Ich hatte keine süßere Freude gehabt, als am Glücklichmachen. Und nun, ein verdammter Leichtsinn — ein unseliger Augenblick von Selbstvergessenheit — und das — und das frevelvolle Spiel des Zufalls oder der Nothwendigkeit hatten mich zum elendesten, verworfensten Wesen unter dem

Himmel gemacht. O prahle doch niemand mit seiner Tugend, mit seiner Kraft, mit seiner Besonnenheit! — es gehört nicht mehr, als eine Minute dazu, in der man seine bessern Grundsätze ein wenig auf die Seite stellt, um eine Lust zu büßen — nicht mehr, als eine Minute, und der Engelreine ist aller Schandthaten fähig. Wohl ihm, wenn sein Verhängniß besser mit ihm will, als mit mir, und ihm nicht elenderweise einen Bruder zu rädern in den Weg legt!

Doch nichts von Moral. Wer sie hier nicht von selbst gefunden hat, für den gibt es keine. Ich will zum Ende meiner Unglücksgeschichte eilen, die kein Dichter jemals gräßlicher ersinnen konnte.

---

## Reue.

Ich küßte die bleiche Stirn meines Bruders. Da hörte ich Stimmen im Walde. Erschrocken fuhr ich auf. Sollte ich mich ertappen lassen über dem Leichnam des Geliebten, den ich erst berauben wollte, und dann tödtete? Ich war, ehe ich mich selbst besann, im tiefsten Gebüsch, und überließ die Leiche nebst Roß und Wagen ihrem Schicksal. Nur der allmächtige Trieb zum Leben wachte noch in mir; alles Andere war todt. — Ich ging in Betäubung durch Strauch und Dorn; wo die Büschung am finstersten, die Verzweigung am dichtesten geschlungen war, dahin eilte ich. Wer

dich findet, riefs in mir, der wird dich tödten, Kain, Brudermörder!

Ermattet blieb ich auf einem Felsenstein im Innersten des Waldes sitzen. Die Sonne war aufgegangen, ohne daß ichs bemerkt hatte. Ein neues Leben wehete durch die Natur. Die grausenvolle Walpurgisnacht lag hinter mir mit meinen Verbrechen, aber die Kinder derselben gaukelten wie Teufel auf meinem Weg hin. Ich sah meine jammernde Fanny mit den verwaiseten Kindern — ich sah die trostlose Familie meines unglücklichen Bruders — ich sah das Hochgericht — den Henkerszug, den Rabenstein.

Da ward mir das Leben plötzlich zur Bürde. Hätte ich mich doch vom Starost erdrosseln lassen, sprach ich bei mir selbst, ich hatte es ja verdient. Ich war ja ein Verräther an meiner Fanny und an der Treue, die ich ihr tausendmal geschworen. — Oder wäre ich doch umgekehrt, wie das Städtchen hinter mir brannte. Ich hätte Weib und Kind noch einmal küssen und dann nach dem Abschied mich in die Flammen stürzen können. So hätte ich mir doch den Brudermord gespart.

Ich fürchtete das Leben, weil ich mich vor neuen Verbrechen fürchtete, die mir mit jedem Schritt unvermeidlich schienen. So tief hatten mich die bisherigen Ereignisse erschüttert, daß ich glaubte, dem Sünder bringe jeder Athemzug eine

Sünde. Ich dachte an Selbstmord — aber auch dazu war ich zu sehr entkräftet. So beschloß ich mich der Obrigkeit selbst auszuliefern; ihr meine Vergehungen reumüthig zu bekennen. Dann — freilich unter traurigen Verhältnissen — hatte ich doch noch Hoffnung, meine Fanny, meinen Leopold und August noch einmal im Leben an die Brust zu drücken, Verzeihung von ihnen zu erflehen, und von ihren Thränen begleitet in die Ewigkeit überzuwandern. Ich konnte noch manche häusliche Verhältnisse anordnen, meiner Fanny noch manchen nützlichen Rath und Aufschluß über verschiedene Angelegenheiten geben.

Dieser Gedanke gewährte mir einiges Vergnügen. Ich ward ruhiger. Das Leben hatte ich aufgegeben, nun hörten die Furien des Gewissens auf, in mir zu wüthen, da sie hatten, was sie wollten.

Ich stand auf und ging; doch wußte ich nicht wohin? In der Betäubung und Höllenangst hatte ich selbst die Gegend vergessen, aus der ich gekommen war. Die Waldung lag finster und dick um mich her. Ich sehnte mich nach dem Schimmer der Feuersbrunst, die sollte mich zu meinen Richtern leiten. Doch gleichviel. Jeder Schritt, jeder Weg mußte mich doch zuletzt dahin bringen.

Indem ich eine Weile gegangen war, erhellte sich der Forst. Ich kam auf eine schlechte Wald-

straße und schlug sie sogleich ein, unbekümmert, wohin sie gehe.

---

### Der Versucher.

Ich hörte nahe vor mir Pferde wiehern. Ich erschrack. Die Liebe des Lebens erwachte von neuem. Ich wollte wieder in die Wildniß zurückflüchten. Du hast zwar gefehlt; du bist zwar Verbrecher der entsetzlichsten Art, aber du kannst doch noch glücklich werden, wenn du dich diesmal rettest. Denn ein vollendeter Bösewicht warst du nie, wenn gleich der leichtsinnigste. So dachte ich, aller Vorsätze vergessend, und mit meinen Gedanken schon in der Einsamkeit, wo ich unbekannt der Welt mit Weib und Kindern unter fremdem Namen leben könnte. Aber bei dem allem war ich doch vorwärts gegangen.

Da erblickte ich, als sich die Straße bog, dicht vor mir Pferde, einen umgestürzten Wagen mit einem zerbrochenen Rade, und zu meinem Entsetzen oder Entzücken daneben stehend — den wohlbekannten Rothrock.

Als er mich erblickte, grinsete er mich nach seiner Gewohnheit an, und sagte: „Willkommen hier! Habe ich nicht gesagt, daß wir uns wiederfinden würden? — Ich warte schon die ganze Nacht. Mein Postillon ist in das Städtchen zurück, Hilfe zu holen, und kommt nicht wieder."

„Er hat dort mehr zu helfen, als hier," sagte ich, „denn die Stadt steht in vollem Feuer."

„Dachte ich's doch," erwiederte er, „denn ich sah es an der Röthe des Himmels. Aber was wollen Sie hier im Walde? Was suchen Sie hier? Warum helfen Sie nicht löschen?"

„Ich habe wohl andere Dinge zu löschen, als Holzbrand."

„Dachte ich's doch. Sagte ich es Ihnen nicht vorher?"

„Retten Sie mich. Ich bin ein heilloser Verbrecher geworden — ich ward leichtsinniger Gatte, Mörder, Mordbrenner, Straßenräuber, Brudermörder, alles seit dem Augenblick, da Sie mich verlassen hatten, alles binnen drei Stunden. Und doch ich schwöre es Ihnen, ich bin kein schlechter Mensch."

Der Rothrock stampfte mit dem Klumpfuß auf den Boden, da er dies sagte, als wäre er voll Unwillens. Aber seine Geberden blieben hart und eisern. Auch gab er keine Antwort. Da erzählte ich ihm das beispiellose Unglück dieser Nacht. Er blieb ganz gelassen.

„Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?" sagte er endlich.

„Meine Seele! meine Seele!" schrie ich: „denn nun fange ich an zu glauben, daß Sie der

in der That sind, für den ich Sie in Prag mit mir selbst scherzend hielt."

„Und der wäre?"

„Der Satan."

„So falle vor mir nieder und bete mich an!" brüllte er mit gräßlicher Stimme.

Ich fiel auf die Knie, wie ein Wahnsinniger vor ihm, und hob die gefaltenen Hände, und rief: „Rette mich! — rette mein Weib und meine Kinder von dem Verderben! Sie sind unschuldig. Bringe uns in eine Wüste, wo wir Brod und Wasser haben und eine Höhle. Wir wollen uns selig glauben, wie in einem Paradiese. Aber wische die Erinnerung an die Walpurgisnacht aus meinem Gedächtniß, sonst ist auch im Paradiese die Hölle. Kannst du das nicht, so ist mirs besser, ich sterbe büßend auf dem Hochgericht."

Wie ich dies sagte, hob er den Klumpfuß und stieß damit verächtlich gegen mich, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Ich raffte mich auf. Ich wollte meine Bitten wiederholen, aber er unterbrach mich und sagte: „Da seht mir den frommen, gefühlvollen Mann! da seht mir den stolzen Sterblichen in der Herrlichkeit seiner Vernunft! da seht mir den Philosophen, der den Teufel wegläugnet und die Ewigkeit in gelehrte Zweifel bringt! Er krönt seine Schandthaten mit der Anbetung des Satans."

„Daran, Satan, erkenne ich dich," schrie ich wüthend, „daran, daß das sanfte Mitleid in deiner eisernen Brust fehlt, welches sonst doch das warme Menschenherz bewohnt. Ich will auch kein Mitleid von dir, der nur schadenfrohen Hohn kennt. Ich will deine Gunst nur kaufen, mit meiner Seele kaufen. Sie könnte sich ja noch bessern; sie kann ja den Weg zur Reue finden und zur Gnade. Sie könnte dir ja noch entschlüpfen, wenn du sie am sichersten zu haben glaubst."

Düster entgegnete er mir: „Nein, mein Herr, ich bin der Teufel nicht, wie Sie glauben. Ich bin ein Mensch wie Sie. Sie waren ein Verbrecher. Jetzt sind Sie ein Wahnsinniger geworden. Aber wer mit seinem bessern Glauben einmal gebrochen hat, der ist auch mit seiner Vernunft bald fertig. — Ich verachte Sie. Und wenn ich helfen könnte, wahrhaftig, ich möchte Ihnen nicht helfen. Ihre Seele fordere ich nicht. Sie ist zur Hölle reif, ohne daß der Satan dafür den geringsten Kaufschilling bietet."

---

## Hoffnung.

Eine Weile stand ich zweifelhaft und verlegen vor ihm. Scham und Wuth, Reue und Entschlossenheit zu jedem Verbrechen, das mich für den Augenblick retten konnte, kämpften in mir.

Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging; denn was die Geschichte des flüchtigen Augenblicks war, würde jetzt unter meiner Feder sich zu einem Buche ausdehnen: und doch könnte ich's nicht in aller Klarheit darstellen.

„Wenn Sie nicht der sind, wofür ich Sie halte," sagte ich endlich, „so muß ich wünschen, daß Sie es wären. Retten Sie mich, sonst bin ich verloren. Retten Sie mich, denn Sie allein sind an meinem entsetzlichen Schicksal schuldig."

„So macht's der Mensch!" sagte er grinsend: „Er will sich immer rein brennen, und hätte er sich auch im Bruderblut gebadet."

„Ja, Sie, mein Herr, waren die erste Ursache alles namenlosen Gräuels dieser Nacht. — Warum kamen Sie in der Nacht zu meinem Gartenhause, wo ich ruhig und harmlos schlief, um den Anbruch des Morgens zu erwarten? Hätten Sie mich nicht geweckt, wäre alles nicht geschehen, was geschehen ist."

„Aber weckte ich Sie zu Treulosigkeit und Mordbrand? So macht's der Mensch. Wenn er Tausende gemeuchelmordet hat, möchte er alle Schuld auf den Bergmann wälzen, der das Eisen aus den finstern Schachten der Erde heraufgeholt hat. Herr, auch Ihr Athemholen ist am Verbrechen Ursache, weil Sie ohne Athem es nicht

begehen konnten. Aber ohne Athem hätten Sie auch kein Leben gehabt."

„Warum spielten Sie denn im Garten bei mir die Rolle des Teufels, und sagten so bedeutungsvoll, wer dem Satan nur ein Haar bietet, dessen Kopf zerrt er sich daran nach, wie an einem Seil?"

„Gut das! habe ich darum Lüge gesprochen? Wer könnte die Wahrheit fürchterlicher bezeugen, als Sie selbst? Habe ich das Haar von Ihnen begehrt? oder haben Sie es mir angeboten? — Aber, Herr, da Sie Julien, Ihre erste Geliebte sahen, da hätten Sie Ihrer Fanny eingedenk sein müssen. Sie vertrauten Ihrer Tugend zu viel, oder vielmehr, Sie dachten an keine Tugend. Religion und Tugend hätten Ihnen gesagt: fliehe heim zum Gartenhaus. Herr, der Mensch muß seinem Herzen nie vertrauen, sobald ein Verführungsstündchen schlägt. Der erste leichte Gedanke, den man durchschlüpfen läßt, ist der Vater aller schweren Verbrechen; ist das bewußte Haar in des Teufels Klaue."

„Sie haben Recht. Konnte ich aber das voraussehen?"

„Allerdings konnten Sie."

„Es war unmöglich. Denken Sie nur an das abscheuliche Zusammentreffen der Umstände."

„Daran hätten Sie denken sollen. Könnten

Sie nicht an das Kommen des Starosten denken, da Sie sein Weib im Arm hielten? nicht an die Feuersbrunst, da Sie das Licht ins Stroh schleuderten? nicht an den Brudermord, da Sie die Rosse gegen die Brust des Eigenthümers antrieben? — denn der, oder ein anderer, jeder Mensch ist Ihr Bruder."

„Mag sein. Aber bringen Sie mich nicht zu größerer Verzweifelung! Sie müssen wenigstens zugeben, daß der erste Fehltritt hätte ohne alle andere Gräßlichkeiten geschehen können, wenn nicht das Schrecklichste zusammengetroffen wäre, was immer zusammentreffen konnte?"

„Wer will Ihnen das zugeben? Was lag denn Schreckliches darin, daß der Starost seine Frau besuchte? was denn Schreckliches darin, daß man in der Scheune Stroh hatte, wie in allen Scheunen? was Schreckliches, daß Ihr unglücklicher Bruder friedlich auf dem Rückweg begriffen war? Nein, Herr, was Sie ein abscheuliches Zusammentreffen heißen, konnte für Sie, wenn Sie auf rechtschaffenen Wegen geblieben wären, ein erfreuliches gewesen sein. Die Welt ist gut, das Gemüth macht sie zur Hölle. Der Mensch ist's, der erst Dolch und Gift macht; ausserdem wären die Dinge friedliche Pflugschaar oder heilsame Arznei geworden. Denken Sie an keine Rechtfertigung."

Da schrie ich verzweiflungsvoll auf, denn ich übersah meine ganze Abscheulichkeit. „Oh!" rief ich, „bis zu dieser Nacht bin ich schuldlos gewesen, ein guter Vater, ein treuer Gatte, ohne Vorwürfe — jetzt bin ich ohne Ruhe, ohne Ehre, ohne Trost!"

„Nein Herr, auch darin muß ich Ihnen widersprechen. Sie sind in dieser Nacht nicht erst geworden, was Sie sind, sondern Sie sind es längst gewesen. Man wird nicht in einer Stunde vom Engel zum Teufel, wenn man nicht schon alle Anlagen zum Teufelwerden besitzt. Es fehlte Ihnen nur an Gelegenheit, sich früher zu entwickeln. Es fehlte Ihnen die Julie und die Einsamkeit. Im Stahl und Stein schläft das Feuer, wenn man's gleich nicht sieht — nur zusammengeschlagen, es wird schon funkeln. Ein Funke nebenbei fliegt ins Pulverfaß, und eine halbe Stadt mit Ihrer Glückseligkeit wird in Schutt und Trümmern gegen den Himmel geschleudert. Lobe mir doch keiner die frommen Leute, die in stolzer Unschuld den armen Sünder zum Galgen begleiten! — daß ihrer nicht mehrere daran hängen, ist blos Mangel an Gelegenheit."

„So tröste ich mich. So ist, wenn Sie Wahrheit sprechen, die ganze Welt nicht besser, als ich und Sie dazu."

„Nein Herr, Sie irren abermals. Ich gebe Ihnen die halbe Welt preis, aber nicht die ganze. Ich glaube noch an Tugend und Seelengröße, woran Sie eben mit Ihrer vermeinten Seelengröße nie stark glaubten. Aber die halbe Welt, ja! und besonders in unsern Tagen, wo der Grundzug der Gemüther Schlaffheit, Selbstsucht und feiger Ehrzeiz ist. Das ist auch der Ihrige. Darum stehen Sie hier als Verdammter."

„Sie können Recht haben; aber ich bin nicht besser und schlechter, als alle andere Menschen dieser Zeit."

„Was Sie sind, das scheint Ihnen die Welt zu sein. Wir sehen nie das Draussen in uns, sondern uns selbst in dem Draussen. Es ist Alles nur Spiegel."

„Um Gotteswillen, Herr", rief ich ausser mir, „retten Sie mich, denn die Zeit verrinnt. Wenn ich schlecht war, könnte ich nicht besser werden?"

„Allerdings. Noth bricht Kraft."

„Retten Sie mich und Weib und Kind! Ich kann besser werden, ich will besser werden, da ich mit Schaudern sehe, welcher Verbrechen ich fähig war, deren ich mich nie fähig gehalten haben würde."

„Es kann werden. Aber Sie sind schwach. Karakterschwäche ist eine Säugamme der verruch-

testen Thaten. Ich will Sie retten, wenn Sie sich selbst retten können. Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?"

„So sind Sie ein Engel! mein Schutzgeist."

„Ich bin Ihnen nicht vergebens im Garten erschienen vor Verübung der Gräuel. Ich warnte Sie. Doch Muth! Wer Glauben behält, behält Alles."

---

## Rettung.

Indem der Rothrock diese Worte sprach, kam es mir vor, als wenn sein gluthfarbenes Kleid wirklich wie helle Flamme um ihn brannte; und wie grünes Feuer schoß es um uns her aus dem Boden empor; aber es waren nur die Bäume. Die Farben zuckten vor meinen Blicken wunderbar durcheinander. Zuletzt losch Alles aus. Ich lag in Ohnmacht. Ich wußte nichts von mir. Es war mir etwas geschehen.

Dann fühlte ich eine dumpfe Rückkehr des Bewußtseins, i.n Ohr einen fernen Ton; um's Auge eine Dämmerung von in einander verschillernden Strahlen. Wie Gedanke, Klang und Licht heller wurden, sann ich über meinen Zustand, aber ich konnte nicht ergründen, was mit mir geschehen sei.

Entweder ist es Ohnmacht, oder Wahnsinn, oder Sterben — dachte ich: Reißt sich die Seele

von ihren Nerven, der Geist von seiner Seele los: was bleibt noch? Es geht mit den Sinnen ein Weltall aus, und der Geist schmilzt als unselbstständige Kraft in's Reich der Kräfte ein. Dann wäre der Mensch eine Schaumblase, ausgeworfen an der bewegten, ewig wechselnden Oberfläche vom Ozean des All's; in sich abspiegelnd die grünenden Eilande und die Unendlichkeit des Himmels. Und die abgespiegelten Eilande und Himmel verfliegen mit der Wasserblase, die ins All zurückgeht. — Nein, nein, rief's in mir: darum warst du Verbrecher, weil du Glauben an Gott und dich selbst verloren, und dich den Hirngespinnsten einseitiger Klügelei ergeben hattest. Das gewaltige Geisterall ist kein Seewasser, und der Menschengeist kein Schaum. Halte fest am Glauben, er kommt von Gott für Gott; die Vernunft kommt von Gott zum Vernehmen des Weltlichen.

So ungefähr dachte ich, und schlug die Augen auf. Und über mir schwebte, wie von Wolken gehalten, der Alte in freundlichem Ernst. Ich sah nicht mehr die harten, eisernen Züge, sondern ein mildes Wesen in seinen verklärten Mienen. Doch blendete mich der Glanz, und ich schloß die Augenlieder bald wieder zu, und träumte fort. Ich konnte kein Glied regen.

Was ist mir oder wird aus mir, dachte ich;

denn mich deuchtete, ich höre Getümmel von Städten und Dörfern an mir vorüberziehen, bald Sausen bewegter Wälder, bald Ströme rauschen und Meeresbrandungen an Klippen, bald Glockenton der Heerden und ferne Hirtengesänge.

„Was geschieht mir? wohin komme ich?" seufzte ich leise mit großer Anstrengung.

Ueber mir hing immer die Gestalt des Alten, und sein Auge war sorgsam auf mich niedergerichtet. „Ich rette dich!" sagte er mit unendlich sanftem Ton: „Fürchte dich nicht mehr. Du hast dein Leben und deinen Tod gesehen. Schwächling, werde Mann. Ein zweites Mal rette ich dich nicht wieder."

Darauf dämmerte es wieder vor meinen Augen, und mir war, als läge ich in einer Felsenhöhle, in welche das Tageslicht durch enge Klüfte hineinschimmerte. Aber der Alte hing noch immer über mir. Da sagte er: „Jetzt bist du gerettet, und ich verlasse dich. Ich habe deine Wünsche erfüllt."

„Aber, seufzte ich, „meine Fanny, meine Kinder gib mir noch in diese Wüste."

Der Alte sprach: „Sie gehören dir schon."

„Und das Gedächtniß meiner Gräuel wische aus für alle Ewigkeit, wenn du kannst."

Der Alte sprach: „Ich will es verwischen, es wird dich nicht mehr betrüben."

Indem er dies sagte, zerfloß er über mir, wie ein Dunst, und ich starrte die grauen Felsen über mir an, und begriff von allem nichts. Aber mir war unaussprechlich wohl. Und doch glich alles einem Feenmährchen.

Wie ich noch die Felsen über mir anstarrte, drückte ein unsichtbares Wesen seine Lippen auf die meinigen. Ich fühlte einen süßen, warmen Kuß.

---

## Die neue Welt.

Der Kuß machte mich irdisch. Ich glaubte die Augen offen zu haben, doch merkte ich, daß sie geschlossen waren; denn ich hörte leise Tritte um mich rauschen, und sah doch in der Höhle Niemanden.

Da hauchte mich ein sanfter Athem an, und zwei zarte Lippen rührten wieder an die meinigen. Das Gefühl des Lebens trat wieder in meine äussern Sinne. Ich hörte Kinderstimmen flüstern. Traum und Wahrheit schwammen verworren durch einander, und trennten sich immer bestimmter, bis ich zum hellen Bewußtsein und deutlichem äussern Gefühl kam.

Ich spürte, ich liege hart und unbequem. Es war mir, als sei es auf dem Sofa in meinem Gartenhause. Ich that die Augen auf, und meine Fanny hing über mir. Mit ihren Küssen hatte

sie mich erweckt. Unsere Kinder klatschten freudig in die Hände, als sie mein Erwachen sahen, und kletterten auf's Sofa und über mich hin, und riefen eins ums andere: „Papa! guten Morgen, Papa!" — Und mein Weibchen klammerte sich fest um mich; und mit den Augen voller Thränen machte es mir doch Vorwürfe, daß ich die ganze kalte Nacht im Gartenhause geschlafen, und wäre Christoph unser Knecht nicht vor einer Viertelstunde aus dem Posthause gekommen, und hätte Lärmen mit den Mägden in der Küche getrieben und meine Ankunft verrathen, kein Mensch hätte darum gewußt.

Aber der schwere Walpurgistraum hatte mir dermaßen zugesetzt, daß ich lange lag, und weder den Augen noch Ohren zu trauen wagte. Ich suchte die fantastische Höhle der Wüste, und immer war es das Gartenhaus. Da lagen noch Trommeln, Steckenpferde und Peitschen am Boden herum. Auf dem Tische stand noch Fanny's Strickkörbchen — alles wie ich es gefunden, als ich hier mein Nachtlager wählte.

„Und Christoph ist jetzt erst aus dem Posthause gekommen?" fragte ich. „Hat er dort die ganze Nacht geschlafen?"

„Freilich, du Wunderlicher!" sagte Fanny und streichelte mir die Wange: „Er behauptet ja, du selbst habest es ihm so befohlen. — War-

um auch hier auf dem Sofa übernachten? Warum hast du uns nicht aus den Betten getrieben? Wie gern wären wir doch zu deinem Empfang bereit gewesen!"

Ich erschrack freudig. „Ihr habt also sanft und ruhig geschlafen die Nacht?" fragte ich.

„Nur zu gut!" sagte Fanny: „Hätte ich ahnen können, daß du hier im Gartenhause wärst — aus dem Schlafe würde nichts geworden sein. Ich würde zu dir geschlichen sein, wie ein Gespenst. Weißt du auch, daß es Walpurgisnacht war, wo die Hexen und Kobolde ihr Wesen treiben?"

„Ich weiß es nur zu gut!" sagte ich, und rieb mir die Augen und lächelte fröhlich, daß alle meine Verbrechen Traum gewesen waren, daß weder Posthaus noch Stadt gebrannt, weder der Rothrock von Prag, noch die längst vergessene Julie mich besucht hatten.

Ich schloß die liebenswürdige Fanny fester und seliger an mein Herz; sie und die Kinder auf meinem Schoos, empfand ich heute lebendiger, als jemals, das Glück des reinen Herzens und guten Gewissens. — Es blühte um mich eine neue Welt; mehr als einmal war sie mir zweifelhaft, wie ein neuer Traum. Ich sah oft nach den freundlichen Dächern unsers Städtchens, mich zu überzeugen, daß ich kein brennendes Licht in's Stroh geworfen hatte.

Nie hatte ich im Leben einen zusammenhängendern, klarern, schrecklichern Traum geträumt Nur zuletzt, wo er sich mit dem Erwachen vermählte, war er traumgestaltiger und fantastischer geworden; aber zugleich war die Denkkraft des Geistes reger gewesen, als sie kurz vor dem Genesen von einem Morgentraum zu sein pflegt.

Wir zogen im Triumph durch den schönen Garten ins heitere Wohnhaus, wo mich alles Gesinde freundlich bewillkommte. — Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich, beladen mit allerlei Spielkram für meine Söhne, in Fanny's Zimmer zum Frühstück. Da saß die junge Mutter neben den jauchzenden Kleinen. Jeder neue Anblick der Lieben strömte neues Entzücken durch mich hin. Ich sank schweigend an Fanny's Brust; ich gab ihr mit Freudenthränen im Auge das für sie in Prag gekaufte Angebinde, und sprach: „Fanny, heut ist dein Geburtstag."

„Noch nie habe ich ihn schöner gefeiert," sagte sie, „als diesmal! Ich habe dich ja wieder. Ich habe auch deine Freunde und meine Gespielinnen einladen lassen, den Tag deiner Wiederkunft recht fröhlich zu begehen. Gelt, das nimmst du nicht übel? — Nun aber setze dich zu uns. Nun erzähle mir haarklein, wie ist es dir ergangen?"

Aber der fatale Traum stand noch zu nahe vor mir. Ich dachte mich seiner am besten zu

entlästigen, wenn ich ihn erzählen würde. Fanny horchte und ward sehr finster. „Wahrhaftig," sagte sie am Ende lächelnd, „man sollte an Hexereien der Walpurgisnacht glauben. Du hast eine ganze Predigt geträumt. Werde frommer, du Frommer, denn gewiß hat dein guter Engel mit dir gesprochen. Schreibe deinen Traum auf. Solch ein Traum ist merkwürdiger, als mancher Lebenslauf. Ich halte, du weißt es, viel auf Träume. Sie bedeuten wohl nichts voraus, aber sie bedeuten doch manchmal viel, nämlich uns selbst. Es sind zuweilen die klarsten Seelenspiegelungen!"

---

### Der Versucher mit der Versuchung.

Ein zwar nicht ausserordentlicher, doch immer merkwürdiger Zufall erhöhete an dem gleichen Tage das Anziehende meines Walpurgistraums.

Meine Frau hatte Freunde und Freundinnen aus dem Städtchen zu einem kleinen Familienfest eingeladen. Wir speiseten, wegen der Schönheit des Maitags, in dem obern geräumigen Saal des Gartenhauses. — Der Walpurgistraum war schon in meiner Erinnnerung durch eine lieblichere Wirklichkeit halb verwischt.

Da meldete mein Bedienter einen fremden Herrn, der mich sprechen wollte, einen Baron Mannteuffel von Drostow. — Fanny sah,

daß ich erschrack. „Du wirst doch nicht“, sagte sie lächelnd, „vor dem Versucher zittern, wenn er die Versuchung nicht mitbringt; und selbst nicht vor der Versuchung, an meiner Seite?“

Ich ging hinab. Da saß auf dem gleichen Sofa, wo ich geschlafen, leibhaftig der Rothrock von Prag. Er stand auf, begrüßte mich, wie einen alten Bekannten, und sagte: „Sie sehen, ich halte Wort. Ich muß jetzt Ihre liebenswürdige Fanny kennen lernen, die ich aus ihren vertraulichen Briefen ganz zufällig kennen lernte. Werden Sie nur nicht eifersüchtig. Und — fuhr er fort, indem er in den Garten hinaus zeigte — ich bringe noch ein Paar Gäste mit, meinen Bruder und seine Frau. Aber meine Schwägerin kennt Sie schon. Wir sind unvermuthet in Dresden zusammengetroffen, und machen nun die Reise mit einander in Gesellschaft.“

Ich bezeugte ihm meine Freude. Indem trat ein dicker, starker Herr aus dem Garten in das Kabinet, wo wir sprachen; neben ihm ein Frauenzimmer in Reisekleidern. Denke sich jeder mein Schrecken! — Es war Julie, die Gemahlin des Starosten.

Julie war minder verlegen, als ich, wiewohl sie sich Anfangs auch entfärbte. Ich führte nach den ersten Höflichkeiten meine Gäste in den obern Saal hinauf — ich stellte ihnen meine Fanny vor.

Der Baron machte ihr die schmeichelhaftesten Artigkeiten: „Ich habe Sie schon in Prag angebetet, da ich ohne Vorwissen Ihres Gemahls hinter alle kleine Geheimnisse kam, die Sie ihm anvertrauten.“

„Ich weiß alles!“ sagte Fanny: „Mit vierzehnhundert Thalern bezahlen Sie die Geheimnisse. Sie sind aber bei dem allem ein böser Mann, denn sie haben meinem Mann eine unruhige Nacht gemacht.“

„Damit ist's noch nicht abgethan, Fanny,“ sagte ich, „denn siehe den lieben Versucher, und dort — ich stellte ihr die Gemahlin des Starosten vor — Julie!“

Fanny war einen Augenblick bestürzt. Aber Weiber sind nie lange verlegen. Sie umarmte Julien, wie eine Schwester, und setzte den Versucher rechts, die Versuchung links neben sich. „So weit als möglich von dir!“ rief sie mir mit schelmischem Warnen zu.

Fanny und Julie, ob sie sich gleich nie gesehen hatten, waren bald Herzensschwestern, hatten sich ungemein viel zu sagen, und freuten sich, mich zum Gegenstand ihrer Neckereien zu machen. Für mich war das ein ganz eigenes Fest, diese Gestalten neben einander zu sehen; beide liebenswürdig — aber Julie nur ein schönes Weib, Fanny ein Engel.

Julie, wie ich auf den Spaziergängen im Garten von ihr erfuhr, war sehr glücklich. Sie liebte ihren Mann von Herzen, wegen seines edeln Gemüths. Aber für ihren Schwager, den Rothrock, hatte sie die zärtliche, ungemessene Ehrfurcht eines Kindes. Er war, wie sie mir erzählte, ehemals lange Zeit auf Reisen gewesen, und lebte jetzt in Polen auf einem kleinen Gut, nahe bei den Gütern ihres Mannes, als wohlthätiger Philosoph, zwischen Büchern und landwirthschaftlichen Arbeiten. Sie sprach von ihm mit einer gewissen Begeisterung, und behauptete, auf Erden wohne kein edlerer Mensch, als dieser.— Ich machte mir dabei die Nutzanwendung, man müsse der Physiognomie nicht allzusehr trauen.

„Warum fragten Sie mich denn in Prag," sagte ich nachher zu dem ehrwürdigen Rothrock, „mit den geheimnißvollen Worten: Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?" — Denn eben diese Worte waren mir in Prag aufgefallen, und hatten nachher im Traume am wirksamsten wiedergeklungen.

„Aber mein Gott!" rief er: „Ich mochte Ihnen sagen, als ich die Brieftasche brachte, was ich wollte, und mochte es Ihnen noch so nahe legen, daß ich der Finder sei; daß Sie nur Zutrauen zu mir haben, nur einige Kennzeichen des Verlustes angeben sollten: Sie blieben ja

zurückhaltend, als wäre ich der verdächtigste Mensch. Und doch sah ich Ihnen die Unruhe an; und doch konnte ich kaum daran zweifeln, den rechten Mann vor mir zu haben."

„Nun erzählte ich ihm meinen Traum. „Herr," rief er, „die Walpurgisgeister sollen leben! Der Traum verdient ein Kapitel in der Moralphilosophie und Psychologie zu sein. Wenn Sie ihn nicht haarklein aufzeichnen, so schreibe ich ihn selbst nieder, und schicke Ihnen das Ding gedruckt zu. Es sind da wunderbar goldene Lehren. Nur ist mir's doch lieb, daß ich am Ende die Ehre habe, als Engel des Lichts darin zu glänzen, sonst möchte ich das Abentheuer Ihrer Walpurgisnacht nicht weiter erzählt hören."

Wir brachten mit einander einen seligen Tag zu; ich mit dem wahrhaft weisen Mannteuffel, Fanny mit Julien.

Als wir Abends von einander schieden, und wir die lieben Gäste begleiteten, sagte Fanny zu mir, da wir vor der Thür des Posthauses standen: „Hier wird Abschied genommen, und nicht die schöne Versuchung einen Schritt weiter begleitet! Dein Walpurgistraum enthält auch für mich gute Lehren. Kennst du mich nun, mein Herr, und was deine Fanny von dir will?"

# Der Fürstenblick.

## Der Hof.

Bekanntlich übernahm Herzog Ludwig nach dem Tode seines Oheims die Regierung in einem Alter von zweiunddreißig Jahren. Wenige Fürsten seiner Zeit hatten so viel Wissenschaft, man möchte beinahe sagen, Gelehrsamkeit, als er; wenige hatten so große Reisen durch Europa gethan, als er, nicht von Hof zu Hof, um sich zu vergnügen, sondern des vollen Ernstes, sich für den künftigen Beruf zu bilden. Schon als Erbprinz war er die Liebe des Volks, denn so gefällig, leutselig, bescheiden, wohlthätig, hilfreich wie er, waren Wenige im ganzen Herzogthum. Er lebte einfacher, als ein wohlhabender Bürger, ohne deswegen zu geizen. Für sich gebrauchte er wenig; Alles zum Besten der Wissenschafen oder hilfsbedürftiger Personen. Eben so einfach, wie er selbst war, ließ er seine beiden Söhne erziehen. Seine Gemahlin war ihm früh verstorben; er wollte sich, des Hausfriedens willen, zu keiner zweiten Heirath entschliessen. — Für jeden der beiden jungen Prinzen hielt er, ausser Oberhofmeister und Lehrer, einen Kammerdiener; für

sich selbst nicht mehr, als einen Kammerdiener, einen Gärtner, einen Jäger, einen Reitknecht, einen Koch, einen Sekretär. Auf seinem Landschlosse lebte er, wie in einer Art Verbannung; denn sein Oheim, der alte Herzog, liebte ihn nicht, man könnte behaupten, haßte ihn. Warum? ist unbekannt. Regenten lieben ihre Thronfolger selten herzlich, weil sie in denselben meistens ungeduldig hoffende Erben und Zerstörer der bisherigen Schöpfungen erblicken.

Der alte Herzog war ein gestrenger, eigenwilliger, Pracht und Ordnung liebender Herr. In seinem Hause, wie im ganzen Staate, ging Alles nach hergebrachter Uebung, wie ein Uhrwerk. Niemand durfte sich unterstehen, mehr zu leisten, als vorgeschrieben war, niemand weniger. Der Herzog selbst sah alle Begehren durch, wollte in Alles Einsicht haben, mengte sich in alle Kleinigkeiten, und verlor darüber die Uebersicht des Ganzen, wie immer der Fall ist. Noth und Verdruß, Elend und Druck war daher in allen Winkeln des Landes, obwohl alle Unterbehörden monatlich Tabellen über Tabellen schrieben, aus welchen die Oberbehörden wieder Tabellen zogen, von denen regelmäßig dem durchlauchten Regenten wieder eine General-Tabelle vorgelegt ward. Er meinte, wenn er seine Tabelle übersah, den augenblicklichen Zustand seines gesammten Herzogthums zu über-

sehen. Der gute Mann! er sah Namen, Zahlen und unterthänigste Anmerkungen. — Er bildete sich etwas darauf ein, seine ganze Staatsverwaltung in eine Maschine verwandelt zu haben. Er pries selbst den einfachen Mechanismus derselben, und hörte nebenbei nicht ungern, wenn man zu verstehen gab: aber es gehöre auch ungewöhnliche Geistesgröße dazu, wie die seinige, daß seine mechanisirte Staatseinrichtung eben darum die herz- und geistloseste aller Einrichtungen ward; daß sein Volk im uralten Stande der Niedrigkeit blieb, während die Benachbarten kräftig vorschritten in Bildung, Gesittung, Wohlstand und Nationalkraft; daß es mit seiner Akademie der Wissenschaften so wenig, als mit den Fabriken seines Landes vorwärts wollte.

„Woran liegt denn das? ich lasse mir's doch Geld genug kosten!" fragte einst der alte Herzog in öffentlicher Versammlung seine Hofleute. Von Mund zu Mund lief die Wiederholung der Frage, aber keiner unterwand sich, die landesväterliche Anfrage allerunterthänigst zu beantworten.

Da trat der Freiherr von Leinau hervor, ein junger vielseitig gebildeter Mann, der erst vor wenigen Tagen zum Geheimenrathssekretär ernannt worden war. Der gute Baron bildete sich vermuthlich ein, hier sei der beste Anlaß, sowohl seine Dankbarkeit gegen den Herzog, als

den Beweis seiner Ehrfurcht auszudrücken, und sagte:

„Ew. Durchlaucht, nur mehr Luft, mehr Freiheit von oben, und mehr lebendige That, statt der papiernen Tabellen, von unten. Auch Armeen sind Maschinen; aber die trefflichste auf dem Exerzierplatz muß auf dem Schlachtfelde scheitern, wenn sie einer begegnet, in welcher irgend ein großer Gedanke das Gemüth aller Einzelnen begeistert.“

Da schüttelte ein in Ruhe gesetzter Feldmarschall sein greises Haupt, beugte es tief gegen den Herzog, und sprach: „Der Staat, wie das Heer, beide können, sollen, müssen nichts als willenlose, todte Maschinen sein. Jenen belebt der Geist des Regenten, dieses der Gedanke des Feldherrn. So indem jener seine Millionen Hilfsmittel auf ein einziges Ziel lenkt, wird er allmächtig; so der Feldherr unbezwingbar, wenn seinen Absichten hunderttausend Arme zu Gebote stehen. Er ist allein Seele, das Heer aber seiner Seele Körper.“

Der Baron von Leinau erwiederte schüchtern: „Eben darin scheint mir ein großer Fehler zu liegen, welcher der Staaten und der Armeen Unglück werden muß, daß man Menschen für gedankenlose Gliederpuppen hält, und weniger Geist und Herz, als Arme und Beine in Anspruch

nimmt. Ein Heer, von einer großen Idee beseelt, wird, wäre es auch geschlagen und zerstückelt, wie eine lernäische Schlange in allen einzelnen Stükken leben, und neue Köpfe, statt der abgeschlagenen, bekommen, und furchtbar bleiben; eine todte Heermaschine wird im Gegentheil" — —

„Schweig' Er still, Naseweis!" donnerte der alte Herzog: „und hofmeistere Er keinen Feldmarschall, Er, der kaum noch eine Feder schneiden kann!"

Der Baron von Leinau ward vor Scham feuerroth — bald vor Zorn, als der Herzog mit der Hand gegen die Thür winkte. Er verneigte sich mit funkelnden Augen, und ging.

Der Herzog warf ihm einen Blick der Verachtung und des Unwillens nach. — Der Hof bemerkte diesen Blick, und jeder ahmte ihm unwillkührlich nach. Der Feldmarschall sprach nun von der Frechheit gewisser junger Leute, die sich selbst noch nicht regieren können, und den Weisesten und Geliebtesten aller lebenden Regenten (er blickte ehrfurchtsvoll auf den Herzog) bessern Rath ertheilen wollen. Dann sprach der Kanzler, welcher ohnehin gern einen seiner Neffen an Leinau's Platz gesehen hätte, und erwähnte beiläufig dieses Neffen, indem er sagte: nicht alle junge Leute wären so unbescheiden altklug. Dann sprach der Hofmarschall, der eine etwas häß-

liche Tochter hatte, gegen die der Baron Leinau sehr gleichgültig gewesen. Und so sprach jeder.

Folgendes Tages empfing der Herr Baron die allergnädigste Weisung, er möge noch einige Jahre auf Reisen gehen, und Federn schneiden lernen, dann sich wieder zu einer Sekretariatsstelle melden.

---

## Reisen und Bekanntschaften.

Herr von Leinau schlug sich zornig und züchtigend vor den Kopf, denn er fühlte, er habe Unrecht gehabt; nicht in der Sache, sondern in der Form. Man hat niemals das Recht, unklug zu sein. „Alter Narr, wirst du denn in deinem Leben nicht witzig? willst du dir immer selbst im Wege stehen?“ — So rief er beim Einpacken und Thränen traten ihm in die Augen. Wir müssen übrigens doch bei dieser Gelegenheit anmerken, daß der vermeinte alte Narr vierundzwanzig Jahre zählte; es gibt freilich auch ältere Thoren, aber das entschuldigt die jüngern nicht.

Er ging also auf Reisen, um Federn schneiden zu lernen, oder dergleichen. Er hatte keine Aeltern mehr, aber Vermögen genug, darum war er Freiherr im vollen Sinne des Wortes.

So kam er nach der Schweiz; die Berge zogen ihn durch Majestät an, die bunt aus mancherlei Rechtsamen geschnörkelten Verfassungen und

die kleinlichen, geschnörkelten Menschen stießen ihn ab. Er kam nach Paris, — das Land hatte noch keinen Napoleon gesehen — man künstelte an den Finanzen; Wollust, Armuth und Noth links und rechts. Er kam nach London. Da gefiel ihm der freie Geist der Einrichtungen; er blieb hier geraume Zeit.

Eines Tages, wie er durch die Straßen ging, hörte er seitwärts, im Gewölbe eines Bücherhändlers, lebhaften Wortwechsel. Er wandte kaum das Gesicht dahin, als er einen deutschen Landsmann erkannte, mit dem er zuweilen in öffentlichen Häusern zusammengetroffen war. Dieser hatte mit dem Buchhändler Zwist, und von Leinau hatte immer an dem Deutschen, so oft er ihm begegnet war, einiges Wohlgefallen gehabt. Er hieß Graf von Streitenberg, ein junger, sehr gebildeter Mann, bescheiden, gutmüthig, von den edelsten Grundsätzen.

Der Graf, als er den Baron erblickte, winkte ihm; dieser trat gern hinzu.

„Ich bin in verdrießlicher Verlegenheit," sagte der Graf auf deutsch, indem er auf den Kaufmann zeigte, „dem Manne da hab' ich eine prächtige Sammlung von Landkarten, Kupferstichen, Handzeichnungen und seltenen Büchern abgekauft — ich kann wohl sagen um ein Spottgeld. Das geschah vor zwei Monaten. Der Vertrag ward

schriftlich gemacht, denn ich wartete auf Wechsel, und die Wechsel sollten mir schon vor vierzehn Tagen eingegangen sein. Denken Sie sich nun den Streich. Mein Vater schreibt mir heut, ich solle auf der Stelle nach Deutschland zurück, in Amsterdam eine Anweisung von ungefähr hundert Louisd'or finden, um die Reise nach Hause zu bestreiten, und nach London sende er mir keinen Kreuzer. Nun bin ich dem Manne hier dreihundert Louisd'ors schuldig; den Kauf will er nicht zurückgehen lassen. Er droht mit den Gesetzen. Ich habe kaum zwanzig Louisd'or Baarschaft, um mit meinem Bedienten die Reise nach Amsterdam zu machen. — Wissen Sie mir Hilfe?"

Der Baron besann sich einen Augenblick.

Der Graf sagte: „Sind Sie bei Kasse, so kaufen Sie die Sammlung für mich — denn ungern verlier' ich sie. Sobald ich zurück bin, schick' ich Ihnen das Geld in Wechseln."

Der Baron nickte mit dem Kopf nachdenkend. „Wo sind Sie eigentlich zu Hause, Herr Graf?"

Der Graf antwortete etwas verlegen, und nannte die Residenz, aus welcher der Baron verwiesen war, um Federn schneiden zu lernen.

Der Baron sah ihm scharf ins Auge, schüttelte den Kopf, und sagte: „Zwar, seit ich von Universitäten gekommen bin, lebt' ich da nur ein halbes Jahr, aber die Stadt ist so groß nicht.

Ich habe dort nie von einer gräflichen Familie Streitenberg gehört."

Der vorgebliche Graf ward blutroth. — „Aber wollen Sie mir auf mein Ehrenwort glauben, daß ich Ihnen die dreihundert Louisd'or gleich nach meiner Rückkunft zurückzahle, wohin Sie wollen?" fragte der Graf mit ungewisser Stimme.

„Warum das nicht?" erwiederte der Baron: „Ich strecke Ihnen das Geld vor — ich bin eben über so viel Herr — doch unter einer einzigen Bedingung."

„Unter jeder!" rief der Graf: „ich will es Ihnen schriftlich geben. Sie haben Recht, etwas mißtrauisch zu sein, da ich" — —

„Nicht im geringsten, Herr Graf. Gerade Ihr offenes Gesicht gibt mir das vollste Vertrauen. Wahrhaftig, ich möchte wissen, ob solch ein Gesicht täuschen könnte. Lassen wir's darauf ankommen. Also die Bedingung = = ="

„Nein, lieber Baron. Sie denken zu edelmüthig. Sie haben Ursache, argwöhnisch zu sein, da Sie von mir schon eine Unwahrheit hörten. Aber ich will Ihnen beweisen, daß ich aus der Residenz bin; nur darin haben Sie recht, es gibt dort keinen Graf Streitenberg. Ich will Ihnen aber sagen, wer ich eigentlich bin = = ="

„Nichts, nichts, Herr Graf!" fiel ihm der Baron ins Wort: „Ohne Umstände, wollen Sie

die Bedingung eingehen, unter welcher ich Ihnen das Geld leihe?"

„Jede, Herr Baron. Hier meine Hand darauf."

„Gut: so verlange ich, daß Sie das Geld dem Verwalter meiner Güter zurückzahlen, wenn Sie bei Ihren Aeltern angekommen sind. Ich werde Ihnen seine Adresse geben; zweitens aber, daß Sie mir weder heut noch morgen, noch jemals sagen, und auch meinem Verwalter nicht schreiben, weder wie Sie heißen, noch wo Sie eigentlich wohnen. — Sie haben mir Ihr Ehrenwort und Ihre Hand gegeben." Bei diesen Worten zog der Baron seine Brieftasche, gab dem Grafen eine Banknote und sagte: „Die Note ist zwar etwas mehr werth, als Sie gebrauchen, aber das schadet weder Ihnen noch mir."

Der Graf fiel dem Baron um den Hals, drückte ihn heftig an sich, wandte sich dann plötzlich, noch mit nassen Augen, zum Buchhändler und zahlte. Während der Buchhändler Geld wechselte, sagte der Graf zum Baron, indem er ihm herzlich die Hand drückte: „Wir müssen uns, eh' ich England verlasse, beide näher kennen lernen. Kommen Sie jetzt in mein Hotel. Speisen wir mit einander. Ein Glas Champagner schmelzt vielleicht Ihre Härte, und Sie erlauben mir, daß ich Ihnen sage, wem Sie eigentlich aus einer verzweifelten Lage geholfen haben. Wollen Sie?"

„Warum nicht. Aber sind Sie zu Fuß, Herr Graf?“

„Ja.“

„Ich ebenfalls. Erlauben Sie, ich rufe eine Lehnkutsche vor's Haus.“

Der Baron von Leinau ging fort, und — kam nicht wieder. Der Graf wartete zwei Stunden vergebens. Er ließ die Kisten mit den erkauften Sammlungen aus dem Gewölbe schaffen, zu sich ins Hotel. Folgendes Morgens kam ein Briefchen vom Baron, worin sich dieser entschuldigte, ihn nicht vom Buchhändler abgeholt zu haben; er habe es in der Zerstreuung vergessen, da er eben mit seiner Abreise nach Rußland beschäftigt gewesen. Er schrieb ihm die Adresse seines Verwalters, und ein kurzes Lebewohl, indem er noch den gleichen Morgen London verlasse.

Der Graf ward zwar etwas empfindlich, daß ihm der Baron Gelegenheit versagte, dankbare Empfindungen äussern, oder nähere Bekanntschaft zu machen — „aber“, rief er freudig, „Baron Leinau, Freundschaft ist gemacht! Du bist ein hochherziger Mensch, ein ächter Deutscher! Solcher schönen Züge des Gemüths ist der Britte nicht allein fähig. Und der Britte hat am Ende nur Stolz, abet der Deutsche Adel. Das ist der Nationalunterschied. Daher mag der Engländer

gern andere Völker neben dem seinigen verachten, und der Deutsche das Verdienst in jedem ehren."

Der Graf legte Leinau's Brief zu seinen Kostbarkeiten, „denn der Mann ist mein Freund!" rief er immer. Dann ging er fort, und forschte so lange, bis er Leinau's Wohnung glücklich ausgekundschaftet hatte; denn er hoffte noch, ihn zu finden. Allein er irrte sich, und ging vergebens.

---

### Abermals ein Fürstenblick.

Leinau war am gleichen Tage, da er dem Grafen geschrieben, von London abgereiset und nach Kopenhagen gesegelt, von da über Stockholm nach Petersburg. In Petersburg hatte er das Glück, am Hofe Empfehlung zu finden. Katharina die Große, der er vorgestellt ward, behandelte ihn mit Auszeichnung, Leinau selbst begriff nicht, wie er zu der Ehre kam? „Lieber Himmel," sagte sein Freund lachend, der ihn vorgestellt hatte, „die Kaiserin ist eine Frau und Sie sind ein bildschöner Jüngling. Sie wünschen in russische Kriegsdienste zu treten. Zweifeln Sie gar nicht, Ihr Wunsch ist erfüllt. Auch bei den vortrefflichsten Fürsten spielt das Menschliche die Hauptrolle, ohne daß sie es wissen oder glauben. Es ist schon mancher verdienstreiche Offizier abge-

wiesen worden. Dem jungen, hübschen Baron Leinau hilft die Natur."

„Sie glauben also, die Kaiserin werde mir eine Kompagnie geben?"

„Gewiß, lieber Baron, und ich wette, Sie erhalten mehr, als Sie wollten. Ich sah den Blick, welchen die Kaiserin auf Sie senkte, als sie noch einmal nach Ihnen zurück sah. Graf Rasumovsky sah diesen Blick, die Fürstin Daschkow auch, endlich sogar auch Potemkin. Nun sprach Alles mit Entzücken von Ihnen. Potemkin erwies mir die Ehre, sich bei mir nach Ihnen zu erkundigen. Er sagte manches zu Ihrem Lobe. Ich weiß ferner, die Kaiserin nannte dem Fürsten Potemkin Ihren Namen. Sein Sie unbekümmert, Ihr Glück ist gemacht."

Wirklich ward der Baron nach einigen Tagen zum Fürsten Potemkin gerufen. Dieser überraschte ihn schmeichelhaft mit dem Brevet eines Obristlieutenants bei einem der neu errichteten Kavallerieregimenter. Der junge Obristlieutenant, in neuer Uniform, hatte nachher die allerhöchste Gnade erhalten, seiner erhabenen Gönnerin dankbar die Hand küssen zu dürfen. Darauf schickte ihn Potemkin mit größter Eil zum Regiment. Er folgte mit diesem den Fahnen Romanzow's und Repnins in die Moldau und gegen Oczakow; er war beim Sturm auf diese Festung

zugegen, wo die Grausamkeit der Russen sein Herz empörte, und zwar in solchem Grade, daß er im Begriffe war, seine Entlassung zu fordern. Allein daraus ward nichts. Denn die Kaiserin belohnte ihn wegen der bei Oczakow bewiesenen Tapferkeit mit Obristenrang. „Wahrhaftig," schrieb der neue Obrist an seinen Freund in Petersburg) „meine Beförderung muß wohl noch Nachfrucht eines ersten sonnenvollen Fürstenblicks sein, denn ich habe bei Oczakow wenig Tapferkeit beweisen können. Ich stand mit einem Regiment vls müßiger Zuschauer vor der Festung, im Fall die Stürmenden weichen würden, sie wieder gegen die Mauern anzutreiben. Ich preise den Himmel, daß dies nicht nöthig ward."

Obrist Leinau erhielt ein Regiment bei der russischen Armee in Finnland gegen die Schweden. Hier schlug er sich beinahe ein Jahr lang herum, dann kam der Friede im Lager bei Werelä zu Stande.

Während dieser Zeit hatte der Baron Gelegenheit genug gehabt, Erfahrungen jeder Art zu machen, auch zuweilen an den sogenannten Grafen von Streitenberg zu denken, dem er in London geholfen. Denn dem Herrn Grafen war nie eingefallen, von der Adresse des Verwalters Gebrauch zu machen. Daß der Brief in die Hände des Grafen gekommen, davon hatte Leinau Gewißheit;

denn der Ueberbringer machte damals von der treuen Ueberantwortung genaue Meldung. Eigentlich schmerzten den Baron die drei- bis vierhundert Louisd'or nicht, die er verloren, als vielmehr, daß es Menschen geben könnte, deren Gesicht so fürchterlich schön löge; Menschen, die ehr- und gefühllos genug wären, daß das rührendste Vertrauen auf ihre Ehre sie nicht bände.-

-Inzwischen konnt' er im Herzen doch niemals dem Grafen übel wollen, ihn sogar nicht einmal vergessen. Der Mensch hatte für ihn etwas wunderbar Anziehendes gehabt. Und so oft er an ihn dachte, machte er seine Vertheidigung. Zuletzt ward die Vertheidigung sogar Lobrede. Der Graf konnte verarmt, verunglückt oder gar gestorben sein. — Ohnehin fühlte sich der Obrist reich genug. Gern würd' er noch einmal so viel Geld geopfert haben, hätt' er nur des Grafen Schicksal erfahren können.

Schon, als er Obrist geworden, machte er den Plan, da sich ein Kaufmann zu seinen Gütern in der Heimath fand, diese loszuschlagen, das russische Reich zu seinem Vaterlande zu wählen, und sich darin anzukaufen. Denn in sein deutsches Vaterland zurückzugehen, hatte er keine heftige Neigung. „Wer weiß, wenn du zurück kämst, ob dich dein gnädigster Landesvater nicht noch einmal auf Reisen zu schicken geruhte, um Federn schnei-

den zu lernen.“ So dachte er, und gab dem Verwalter Vollmacht, das väterliche Gut zu verkaufen. Dieser that es und verkaufte Alles bis auf einen Meierhof, auf welchem der alte treue Verwalter selbst wohnte. So lange dieser lebte, wollte ihn der Baron nicht davon verdrängen.

Durch Zufall machte der Obrist die Bekanntschaft eines polnischen Starosten. Dieser, in Geldnoth, bot ihm beträchtliche und einträgliche Besitzungen in Polen um so billigen Preis, daß er, nachdem er die Besitzungen zu besichtigen, Urlaub erhalten, und sich von ihrem hohen Werth überzeugt hatte, ohne anders den Handel einging. Er glaubte seine Sache sehr gut gemacht zu haben, und nun einer der reichsten Edelleute zu sein. Jedermann wünschte ihm Glück. Er beschloß auf seinem polnischen Tusculanum einer ächtphilosophischen Ruhe zu geniessen; nahm Entlassung aus russischen Diensten; kaufte Ackergeräthe, physikalische Instrumente, Bibliotheken zusammen; sammelte sich eine Kolonie deutscher Handwerker, Künstler und Arbeiter; begab sich auf sein polnisches Schloß, und dachte, indem er die Verschönerungen seines Sitzes anfing, auch zuweilen an eine Braut, die er sich suchen müsse. Denn das dreißigste Jahr war nahe vor der Thür.

Bisher hatte ihn das Glück begünstigt. Plötzlich stürmten die bösen Tage daher. Polen gerieth

wegen seiner Reichstage und Konstitutionen in gewaltige Gährungen. Der Baron wollte sich zwar in die ihm fremden Händel nicht mischen, doch wenn er von seinen Nachbarn, den Starosten und Waiwoden befragt ward, dachte er ehrlich genug, ihnen den Rath zu geben: Begnügt euch mit dem Schlechtesten, wenn es nur vaterländisch ist, aber hütet euch vor dem Einflusse auswärtiger Mächte. Ihr seid verloren, wenn ihr um der Partei-Ehre willen euch entzweit und schwächt, und durch Preussen oder Rußland aufrecht halten wollt."

Von der Zeit an galt der Baron, ohne es zu wissen, für einen Anhänger Kosciusko's und Feind der russischen Partei. Er mengte sich freilich in nichts; gleichviel, man zählte ihn mit. Sein Name kam, wie mancher andere, auf Proskriptionslisten, die nach Petersburg gingen. Das brachte ihm wenig Ehre. Die Russen rückten mit überlegener Macht in Polen ein, siegten in der Ukraine und bei Dubienka. Die polnische Armee streifte durch die Güter des Obristen. Er selbst ward gezwungen, mitzugehen. Die Russen kamen, verheerten Leinau's Besitzungen; sogar das Schloß ging in Flammen auf. Suwarow und Igelström, nach der Niedermetzlung der Einwohner von Praga, waren die Leute nicht, die Lust hatten, einem russischen Obrist, der es mit den Insurgenten ge-

halten, sein Eigenthum zu schirmen. Er kam um Alles, und mußte froh sein, wie mancher geborne Pole, sein Leben durch Flucht nach Deutschland retten zu können.

Der gute Baron war froh, als er Dresden erreicht hatte, und sich erinnerte, daß er noch einen kleinen Meierhof besäße, wo er bei seinem alten, treuen Verwalter wohnen könnte. Der Verlust seiner Reichthümer kränkte ihn nicht; denn er war von jeher gewohnt, die wenigsten Bedürfnisse zu haben. Er meinte, er sei noch reich genug.

---

Die Tischgenossin.

Der alte Verwalter weinte aufrichtige Freudenthränen, als er seinen Herrn unverhofft wieder erblickte. Schon von Dresden aus hatte ihm dieser seine Ankunft gemeldet, doch mit Befehl, keinem seine Rückkehr zu verrathen, indem er Gründe habe, so lange als möglich unbekannt, von der Neugierde ungefragt und ungeplagt zu bleiben. Zum Theil war es Stolz oder Scham, was ihn zu diesem Wunsch brachte. Denn ob er gleich das Urtheil der großen Menge überhaupt verachtete, scheute er es doch gern, in so fern es ihn berührte; nicht, weil es ihn betrübte oder freute, sondern weil er wußte, „die Welt“, die

sogenannte, werde an diesem Leitseil geführt, dem einen zum Verderben, dem andern zum Heil.

Doch hätte sich der Obrist nicht allzusehr ängstigen sollen. Denn es hätten in der That wunderliche Zufälle zusammentreffen müssen, um seine Anwesenheit im Vaterlande zu verrathen, wenn er selber keine Lust hatte, Lärmen zu schlagen. — Der Meierhof lag an den äussersten südlichen Enden des Herzogthums, von der Landstraße weit abgelegen, noch weiter von der Residenz. Kein Reisender streifte da vorbei, kaum ein Handwerksbursch oder Deklamator.

Anfangs gefiel sich der Baron in seiner Zurückgezogenheit sehr wohl; nach und nach aber ward ihm das Schneckenleben langweilig. Er ließ sich aus dem nächsten Städtchen Lesereien bringen; damit ging es wieder eine Weile, aber am Ende kam er sich wie ein Gefangener oder Verbannter vor, und das war ihm die widerlichste aller Empfindungen. Von seinen alten Jugendfreunden waren keine in der Nähe; im Grunde hatte er, ausgenommen einen Pfarrer, der am andern Ende des Herzogthums in einem Dorfe wohnte, keinen, nach welchem er sich besonders sehnte. Dieser Pfarrer war ehemals sein Hofmeister und Lehrer gewesen. Er beschloß, ihn aufzusuchen. Er füllte die Jagdtasche mit den nöthigsten Bedürfnissen, und an einem schönen Herbsttage, im schlichten

Jägerrock, die Flinte über die Schulter gehängt, wanderte er aus.

Er hatte bis zum Pfarrer Mauritius zwei Tagreisen. Sein erstes Nachtlager nahm er im Wirthshause eines unbedeutenden Städtchens, wo ihm inzwischen ein sehr bedeutendes Abentheuer begegnete. Auf sein Begehren, etwas zu Nacht zu speisen, denn dem Mittagsessen war er mit weiser Sparsamkeit vorbeigegangen, sagte ihm die Wirthin, er könne in Gesellschaft eines jungen Fräuleins speisen, welches vor einer Stunde mit seinem Herrn Vater und einem Kammermädchen angekommen sei. Ohne Zweifel wäre diese Herrschaft aus der Residenz. Der gnädige Herr habe sich, weil er vom Kopfweh befallen worden, gleich nach seiner Ankunft zu Bette gelegt, und nur mit einer Tasse Thee vorlieb genommen.

Den Baron von Leinau interessirten diese Merkwürdigkeiten wenig; doch bekamen sie plötzlich höhern Werth, als die Tafel gedeckt war, und beim hellen Kerzenschimmer die schöne Tischgenossin hereintrat. Schön war sie, das ließ sich nicht läugnen; wenigstens konnte es der Baron nicht läugnen, dem zu Muthe ward, als säh' er eine Fee oder eine Botin des Himmels.

Seinem ehrfurchtsvollen Gruße ward mit stummer Verbeugung und zartem Erröthen geantwortet. Der Baron machte sich ein freudiges Ge-

schäft, die holde Tischgenossin mit dem Besten zu bedienen. Das gab Gelegenheit und Muth erst zu einzelnen Silben, dann zu einzelnen verbindlichen Worten, dann zu Fragen, dann zu Versicherungen, und endlich war das Gespräch unter Beiden eingeleitet, wie es unter Leuten von gutem Gewissen sein darf, doch sahen sie sich zuweilen sonderbar an, als hätten sie kein gutes Gewissen.

Das speisende Paar war den Wirthsleuten ohne Zweifel eine Erscheinung ausserordentlicher Art, denn Wirth und Wirthin, Knechte, Mägde, selbst einige Bürger des Städtchens, standen stillschweigend im dunkeln Hintergrunde der Stube, und gafften die Gäste an. „Es sind Brautleute!“ flüsterten die einen. „Es sind Bruder und Schwester!“ die andern. Im Städtchen hatten die Weiber noch keinen schönern Mann gesehen, als den Baron, und die Männer noch kein schöneres Mädchen, als das Fräulein. Es war der Mühe werth, solch ein Paar zu sehen, zumal unentgeldlich.

Das Fräulein sprach von der Residenz. Der Baron ward nicht müde zu fragen. Es war ihm weniger um die Residenz zu thun, als um die Antworten voll reinen Urtheils, zarten Sinnes. Er hätte wohl die ganze Nacht fragen mögen, wenn sich das Fräulein nicht beurlaubt und entfernt hätte, um noch einmal den kopfwehkranken Vater zu sehen.

Der Baron trommelte sinnig mit der Gabel auf dem Teller, und hätte die ganze Nacht trommeln können, wenn nicht endlich der Wirth gefragt hätte, ob ihm gefällig sei, sein Bett zu sehen. Er ging. Wie er am Sitze des Fräuleins vorbei streifte, sah er ihren Handschuh am Boden liegen. Hastig nahm er das Kleinod zu sich; damit ließ sich beim Morgengruß wieder ein verbindliches Gespräch anknüpfen.

Er hatte nicht berechnet, daß er von der Tagreise müder als gewöhnlich sein würde, sonst hätt' er sich beim Erwachen nicht gewundert, daß die Sonne mit vollen Strahlen auf seinen Fenstern lag. Er sprang auf. Die Tischgenossin, der Handschuh, der Morgengruß waren seine ersten Gedanken. Er war voll Wonne, als stünd' ihm unendliches Glück vor. Die Kleidung war diesmal mit höchster Sorgfalt angelegt, jedes Stäubchen vom Jagdkleide mit der in Gewohnheit verwandelten Ordnungssucht und Säuberlichkeit eines Kriegers verwischt, der die Pflichten des Garnisondienstes kennt. Zuweilen entschlüpfte bei dieser Arbeit wohl der tiefsten Tiefe seiner Brust ein Seufzer, wenn er an den Handschuh, an seine Uniform, an die polnischen Besitzungen, an sein jetziges philosophisches Loos dachte.

Indem — noch waren die Stiefel anzuziehn — hörte er sehr vernehmlich die Himmelsstimme der

Tischgenossin, und zwar von der Straße herauf. Einen Reisewagen hatte er schon längst vorfahren und packen hören. Was mußte er sich da nicht in Gedanken zusammenstellen! — Er riß das Fenster auf. O weh! er sah die jugendliche Hebe, und zwar in dem entscheidenden Augenblicke, als sie den kleinen niedlichen Fuß auf den Wagentritt setzte, um hineinzusteigen, während der dicke Wirth, die höfliche Baumwollenmütze unterm Arm, der Züchtigen nachhalf. — Und indem sie einstieg, blickte sie, noch vor ihrem Verschwinden, an's Haus herauf zum aufgerissenen Fenster, zum halbohnmächtigen Obrist; ihre seelenvollen Augen schienen ihm mit bescheidenem Tone einen Morgengruß zu wünschen — dann verschwand sie. Der Wirth schlug die Wagenhalbthür zu; es klang dem armen Baron dumpf herauf, als schaufelte man man die ersten Grabschollen auf den versenkten Sarg seiner Freuden. — Der Wagen rollte davon, zum Thor hinaus.

Als nichts mehr zu sehen und zu hören war, zog der Obrist die glänzenden Stiefel an, und — man muß immer auch den Geist bei solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen wissen — fluchte alle russische Flüche, die er jemals in Moldau, Wallachei und Finnland gehört hatte. Warum er fluchte, wußte er in der That selbst nicht, aber es that seinem Herzen so wohl, als es irgend

einem Heiligen wohl thut, wenn er segnet. Die Jagdtasche stieß er mit dem Fuße weg, daß sie im halben Bogen, wie eine Bombe, gegen die Thüre flog, aber in der unglückseligsten Sekunde von der Welt, nämlich als der dicke Wirth ehrbarlich und harmlos mit dem Kaffee herein trat und seinen schönsten guten Morgen offriren wollte. — Die Jagdtasche fiel dem entsetzten Wirth erst auf den Kopf, dann aufs Tassenbrett zwischen Kaffee- und Milchgeschirr, daß alles zu Boden strömte. Der Wirth hätte dem zerschlagenen Frühstück bald nachsinken mögen, denn der siedendheiße Levantetrank war ihm über das ganze Gesicht geflogen.

„Bäh!“ schrie der Wirth schmerzlich.

„Bäh!“ schrie der Oberst nach: „Ungeschickter! fahr' Er zum Teufel; wer heißt Ihn, meine Jagdtasche salben?“

Der dicke Mann, der in der Bestürzung gar nicht zweifelte, eine Unvorsichtigkeit begangen zu haben, hob die Scherben auf, bat um Verzeihung und zog ab. — Dieser Zufall ward für den Obrist die wohlthätigste Zerstreuung. Sein Zorn war verflogen. Sein Fluchen ging zu Lachen über. Er packte die Jagdtasche; — als er aber den Handschuh nahm, da zuckte er die Achseln und seufzte. Doch das Gut, welches er von der schönen Tischgenossin geerbt, wollt' er — wenigstens zum Andenkens des Abentheuers — behalten.

Er nahm sein Frühstück in der Wirthsstube; er hoffte da Namen und Aufenthalt der abgereiseten Fremden zu erfahren. Allein er fragte vergebens, weil keine Seele die Fremden um ihre Namen befragt hatte. Mißmuthig zahlte er seine Schuld, wozu er auch Scherben und Entsetzen des guten Wirths rechnete, und zog von dannen ins Gebirg endelich.

---

## Ein Jagdstück.

Je tiefer er ins Gebirge kam, je mehr heiterte sich sein Gemüth auf. Er dachte nur an seinen alten Lehrer, den Pfarrer Mauritius; zuweilen wohl auch an die liebenswürdige Tischgenossin. Er nahm sogar ihren Handschuh einmal aus der Tasche, und betrachtete ihn recht aufmerksam. Aus dem Handschuh studirte er die Form des schönen Arms und der Hand und der Finger; zum Arm dachte er sich dann die Achsel, zur Achsel den schlanken Wuchs, und den Liebreiz aller Glieder und die stolze Majestät der Unschuld.

Er hatte in dem Augenblicke wirklich nichts Besseres zu thun, als Betrachtungen anzustellen; denn sein Weg bot keine Mannigfaltigkeit der Gegend dar. Es war auf einer Straße durch Waldung; links und rechts Holz und Berg. Indem fiel nahe vor ihm ein Schuß; die Kugel pfiff neben ihm weg. Der Obrist stand still. „Was

gibt's?" rief er. Ein Fuchs sprang aus dem Dickicht über die Straße; bald darauf trat ein Jäger aus dem Gebüsche und stieß ins Hüfthorn. „Fehlgeschossen, Weidmann!" rief der Obrist: „Bald hätt' es mich getroffen, statt des Fuchses."

Der Weidmann wandte sich gegen den Obrist. „Wie?" rief er: „Ist's denn möglich?" Er trat langsam näher, zog den Hut, und fragte mit vielem Anstande: „Ich irre doch wohl nicht? Sie sind der Baron von Leinau?"

„Und Sie — wohl, ich erinnere mich Ihrer. Wir haben uns irgendwo gesehen. Richtig! in London. Sie sind der Graf Streitenberg!" sagte der Obrist.

„Braver Mann!" rief der Graf, und umhalsete und küßte den Baron mit großer Innigkeit.

„Jetzt gab's Frage um Frage und Freude über Freude. „Kommen Sie mit mir!" sagte der Graf: „Nicht weit von hier steht ein weidmännisches Frühstück; kalter Braten, ein Glas Wein. Wir wollen theilen."

Sie gingen. Das Frühstück fand sich unter einer alten Eiche, von einem jungen Jäger bewacht. Der Graf gebot dem Jäger, mit den Hunden heim zu gehen und das Mittagessen auf die rechte Stunde zu bestellen, denn die Jagd sei zu Ende und der Fremde werde Gast sein.

Als der Jäger davon war, fiel der Graf dem

Baron abermals um den Hals. „Baron," rief er, „ich kann Ihnen meine Freude nicht ausdrücken. Wenn Sie nur wüßten, wie tausend und tausendmal ich Sie zu mir gewünscht habe; wie lieb Sie mir geworden sind. Jetzt, wohin wollen Sie, was haben Sie zu thun? Können Sie ein paar Tage bei mir wohnen? Wollen wir zusammen ziehen? Sind Sie verheirathet? Haben Sie Familie?"

Leinau, theils von des Grafen Innigkeit ergriffen, theils vom guten Weine lebhafter gestimmt, gestand nun dem Grafen ebenfalls, daß er seiner unzählige Male gedacht habe. Der Graf hörte dies mit Wohlgefallen. „Es ist wunderbare Simpathie zwischen uns. Ich liebte Sie, Baron, vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft in London. Und als Sie mir die Banknote damals gaben, und mich aus der allerärgsten Verlegenheit rissen, in die mich die Härte meines Oheims gestoßen hatte, — wahrhaftig, Baron, es hat nie ein Mensch solchen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe keinen Freund — mit aller Sehnsucht nach einem theilnehmenden Herzen fand ich bis jetzt keins — ich bitte Sie, Baron, können Sie mein Freund werden?" —

Der Obrist nahm beide Hände des Grafen, und zog ihn an sich und küßte ihn schweigend.

„Ach, Baron, ich bin unglücklich, sehr unglücklich," fuhr der Graf, mit schmerzlichem Blick

auf Leinau, fort; „sehr unglücklich! Es ist die Frage, ob Sie . . ."

„Ob was?" rief Leinau mit schöner Heftigkeit, und der Gedanke an die unbezahlte Londoner Banknote flog ihm durch die Erinnerung: „Unglücklich? Gut, ein Verdienst mehr für Sie. Unglücklich? Ich bin so unglücklich, wie Sie. So passen wir nur besser zusammen. Ich verlasse Sie nicht. Wir theilen mit einander Hab und Gut, wenn's sein muß. Nein, ich habe nicht vergebens tausendmal in meinem eignen Herzen geschworen, ein edles Antlitz, wie das Ihrige, könne nicht lügen. Graf, wir sind Freunde, auf ewig. Wir sind Brüder, für einander von Gott geschaffene Brüder. Dabei bleibts."

„Dabei bleibts, Baron!" sagte der Graf und umarmte ihn: „So hab' ich endlich gefunden den Einzigen, den ich ich so lang ersehnte."

„Und Brüderschaft in aller Ordnung und Form gemacht!" schrie der Obrist, indem er beide Gläser mit der Neige der ausgeleerten Flasche füllte: „Ich gehöre dir für ewig — mein Blut dir!"

Der Graf, von gleicher Schwärmerei ergriffen, rief: „Du bist mein Freund; bereu' es doch nie, es zu sein! Du bist mein Bruder, ich kann auch für dich sterben. Nun bin ich nicht mehr unglücklich."

Sie umarmten sich; dann standen sie rasch auf. „Ich will", sagte der Graf, „unter dieser Eiche

ein marmornes Denkmal setzen lassen. Wirst du mir jemals treulos: so fodr' ich dich zu dieser Eiche, zu diesem Denkmal."

„Wie denn?" sagte der Baron: „Ich denke, du bist unglücklich, weil du vielleicht ohne Vermögen bist, und möchtest Marmorsäulen setzen?"

Der Graf lächelte und sagte: „O nein, lieber Baron, in Armuth besteht mein Unglück nicht. Ist's denn ein Unglück, kein Geld zu haben?"

„Du hast Recht, Graf!" versetzte Leinau, „es war ein Mißverständniß von mir. Ich hoffe, du und ich, auch als Bettler, würden darum nicht unglücklich sein."

So ging das Gespräch noch lange fort. Arm in Arm schlenderten sie durch den Wald, und als sie ins Freie traten, lag auf einem umbüschten Hügel, der aus der Mitte eines anmuthigen, mehrere Stunden langen und weiten Thals stieg, ein prächtiges Landhaus vor ihnen.

Der Obrist erzählte eben dem Grafen seine Schicksale und Reisen, Feldzüge und Abentheuer in Rußland und Polen, und wie er zuletzt alles verloren habe, und achtete kaum auf die Herrlichkeit der Gartenanlagen, durch welche sie gingen. Als aber die Gebüsche zuletzt ganz aus einander traten, und nun ein weitläufiges, im edelsten Geschmack erbautes Schloß mit großen Vorhöfen, Springbrunnen und Bildsäulen vor ihnen sich

ausbreitete, stutzte der Baron endlich doch, schwieg, stand still, sah sich um und fragte: „Wem gehört dies Schloß hier?"

„Meinem Oheim!" antwortete der Graf: „Aber ich bewohn' es. Du siehst nun, an Raum fehlt es mir nicht, dich zu beherbergen."

Der Baron ward ernhaft, und immer ernsthafter, je näher sie dem Schlosse kamen, und er über dem Portal das herzogliche Landeswappen erkannte.

Indem traten zwei Kammerdiener aus dem Schlosse, die mit ehrerbietigem Schweigen dem Grafen die Jagdflinte abnahmen, so wie dem Baron.

„Können wir speisen?" fragte der Graf.

„Wenn Ihre Durchlaucht befehlen."

Der Obrist Leinau sah bald den Grafen, bald das Schloß an. „Was schwatzt der Kerl da?" sagte Leinau, und zeigte auf den fortgehenden Kammerdiener.

„Wie so?" fragte der Graf.

„Ich hörte" ... stammelte der Baron: „Es klang, wie" ...

„Darf ich dir sagen, jetzt endlich, wie ich heiße, Lieber?" unterbrach ihn der Graf: „In London wolltest du schlechterdings davon nichts wissen."

„Gut — es wäre jetzt Zeit!" erwiederte der Baron.

„Ich heiße Ludwig."

„Ganz gut, aber weiter."

„Nicht so, du zürnst nicht?" sagte der Graf und drückte dem Baron freundlich die Hand: „Ich bin der Erbprinz."

Der Obrist erschrack, und wollte mit der Hand nach dem Hut fahren.

„Wie? Soll ich dich zur Eiche zurück führen, Leinau, wo du mir Bruderliebe schworst?" sagte der Erbprinz.

„Unter uns fehlt die Grundlage die Freundschaft," entgegnete der Baron: „die Gleichheit."

„Vor der Welt, lieber Leinau, fehlt sie," versetzte der Prinz, „aber unter uns nicht. Vor der Welt gib du mir die alltägliche Titulatur; unter uns bin ich dein Bruder; da heiß mich beim rechten Namen Ludwig."

---

### Aufschlüsse.

Der Obrist vergaß in der Gesellschaft des Prinzen, den Pfarrer Mauritius zu besuchen, den er eigentlich doch nur aus langer Weile aufgesucht haben würde. Beide junge Männer hatten darin nicht Unrecht, daß sie für einander geboren zu sein glaubten. Beide liebten, haßten, ehrten oder verachteten die gleichen Gegenstände, aber oft aus ganz entgegengesetzten Gründen. Der Prinz, ob

er gleich nicht gemüthlicher war, als der Oberst, hatte noch mehr Neigung als dieser, alles mit Schwärmerei zu umfangen. Er war von reizbarerm Gefühl; der Obrist besonnener, ruhiger oder wenigstens mehr Herr seiner Empfindungen. Einer milderte den andern, oder hob ihn wo er sank, oder läuterte dessen Sinn. Einer glaubte dem andern immer die meisten Verbindlichkeiten schuldig zu sein. — Von nun an wurden ihre Studien, ihre Vergnügungen die gleichen. Der Baron ließ sich gern gefallen, als Gesellschafter im Schlosse des Erbprinzen zu bleiben, und dieser lebte in so belehrendem, erheiterndem Umgange neu auf. Denn vom regierenden Herzog zurückgedrängt, beinahe gehaßt, war sein Leben bisher dem eines Gefangenen oder Verwiesenen ähnlich gewesen. Man liebte den Erbprinzen zwar allgemein im Lande um dieser unverschuldeten Härte willen desto inniger, aber keiner unterstand sich, das öffentlich zu äussern. Man kannte den Herzog, und dieser war noch ein Mann in den beßten Jahren, der Erbprinz folglich noch lange nicht als neuaufgehende Sonne zu verehren.

Der Obrist erhielt wenige Tage nach seinem Einzuge in Friedensheim, so hieß das Landschloß des Erbprinzen, einen überzeugenden Beweis von der Härte des regierenden Herzogs gegen seinen Neffen.

Der Prinz wollte nämlich seinem Freunde ein Geldgeschenk machen, da er wußte, wie der Obrist den größten Theil des Vermögens verloren und eher in dürftigen als glänzenden Umständen war. Er brachte ihm das Geschenk, wie er sagte, als Zins von jenem Kapital, das er einst vom Baron in London erhalten. „Und ob ich das Geld gleich deinem Verwalter baar, sobald ich ankam, zugeschickt habe," setzte er hinzu, „muß ich es dir doch gewiß lebenslänglich verzinsen. Denn ich war in der größten Verzweiflung. Der Herzog ließ mich ohne Hilfe, und doch hatt' ich seinen strengen Befehl, weder Schulden zu machen noch mein Inkognito zu brechen. Dazu rief er mich plötzlich zurück — ich weiß nicht, welche Folgen daraus entstanden wären, hätt' ich seinen Befehl nur im kleinsten Punkte versäumt."

Jetzt ward über die vorgebliche Rückzahlung gesprochen. Der Prinz staunte, daß der Baron davon nichts wissen wollte. Er bewies seine Zahlung mit dem Empfangschein des Postamts. Nun ward ein Ritt zum Verwalter gemacht; der alte, ehrliche Mann betheuerte, nie diese Summe erhalten zu haben. Der Prinz ließ auf der Stelle Untersuchungen beim Postamt anstellen und den Empfangschein vorweisen. Da wies dieses einen herzoglichen Befehl vor, vermöge welches alle

Briefe des Prinzen, im ersten Jahr nach dessen Rückkehr von Reisen, an die höchste Stelle eingeliefert werden mußten. — Nun war das Räthsel gelöset.

Aber eben die Mühe, welche man zu dieser Lösung angewandt hatte, brachte noch andere Wirkungen hervor. Der Herzog ward dadurch auf den Baron von Leinau aufmerksam, und daß er wieder im Lande sei. Vermuthlich hielt er ihn für einen Mißvergnügten, der sich eben deswegen an den Erbprinzen gemacht habe. Es kam der gemessene Befehl, der Prinz solle den Baron aus seinen Umgebungen entfernen.

Hier blieb nichts übrig, als stummer Gehorsam, wenn man den Landesfürsten nicht zu heftigern Maasregeln reizen wollte. Der Obrist kehrte zu seinem kleinen Meierhof zurück, und empfing hier wochenlange Besuche seines fürstlichen Freundes; oder, fehlten diese, doch Briefe; oder man kam Mitte Weges zusammen. Beide Männer waren nun einmal einander zum Bedürfnisse geworden, und die ihnen widerfahrende Strenge von oben her schloß sie nur brüderlicher zusammen.

---

## Veränderungen.

An einem stürmischen Wintermorgen — es lag draussen hoher Schnee — es war noch finster —

der Obrist noch im Bett — entstand Lärmen vor dem Meierhofe. Man pochte. Man öffnete. Es ging Treppe auf und ab. Der Obrist vermuthete beinah, der Erbprinz, den er seit einigen Tagen wegen schlechten Wetters nicht gesehen, sei angekommen.

Nach einer Weile trat der alte Verwalter mit brennendem Licht und einem großen Briefe in's Zimmer vor das Bett des Barons. — „Wer ist so früh gekommen?" fragte dieser. — „Ein herzoglicher Kurier aus der Residenz mit diesem Schreiben!" antwortete der Verwalter.

Der Baron erschrack. Se. Durchlaucht der Herzog, dessen Fürstenblick der Obrist nie vergessen hatte, konnte unmöglich etwas Gutes im Schilde führen. „Vermuthlich ein allergnädigster Befehl," dachte er, „dem Erbprinzen die Thür zu weisen, wenn er mich auf dem Meierhof in meinem Stübchen heimsucht." Aber die Adresse des Briefs lautete: „An den Präsident unsers geheimen Raths, den Baron August von Leinau."

„Was?" rief der Obrist und sprang im Bett auf: „Ich Geheimerrathspräsident? Sind die Leute närrisch geworden, oder wollen sie mich närrisch machen?"

Er riß das Schreiben auf, und las seine Ernennung zur ersten Staatswürde in aller Form abgefaßt; hinzugefügt war der huldreiche Befehl,

auf der Stelle in die Residenz zu kommen. Unterzeichnet war Ludwig. Mit eigener Hand hatte dieser noch darunter geschrieben: „Die erste Handlung beim Antritt meiner Regierung ist, daß ich Sie, lieber Baron, an meine Seite rufe. Kommen Sie unverzüglich."

Der Baron war, wie man zu sagen pflegt, aus den Wolken gefallen. „Ist denn der Herzog gestorben?" fragte er den Verwalter. Dieser wußte davon nichts. Der Kurier ward befragt; die Antwort lautete: „am Schlugfluß." Der Verwalter zitterte bei diesen Worten an allen Gliedern, denn er liebte die Schlagflüsse nicht. Er eilte zum Baron, und sagte: „Se. Durchlaucht, der höchstselige Herzog sind gestorben." Aber das Wort Schlagfluß kam ihm nicht über die Lippen.

„Was, wie? so plötzlich?" rief der Baron.

„Der Höchstselige waren immer rasch in Dero Resolutionen."

„Aber wie denn? durch Krankheit oder anderes Unglück?"

„Se. Durchlaucht geruhten am — am — Zufall zu sterben."

„Bravo!" rief der Obrist, warf sich in Reisekleider und in den Wagen seines Verwalters und eilte zur Residenz.

## Gespräch über Fürstenleben.

Die Einleitung zur Anekdote, welche wir eigentlich erzählen wollen, ist wahrhaftig länger geworden, als die Anekdote selbst sein wird. Dies ist die natürliche Folge, wenn man im Plaudern besser, als im Erzählen geübt, und ohne Kenntniß der Regeln ist, durch welche ein wohlgezogener Schriftsteller gefällt. Referent, ohnehin ein Mann, der seine gute Reihe von Jahren zählt, macht weniger auf schriftstellerischen Ruhm, als auf Wahrheitsliebe Anspruch. Man halte ihm also das zu Gute, was in allem Vorigen nicht zur Sache gehörte.

Es ist bekannt, Herzog **Ludwig** machte gleich bei seinem Regierungsantritt große Veränderungen, sowohl in der Verwaltung, als im Personal der ersten Beamten und des Hofes. Prachtaufwand zur Verherrlichung seiner Würde liebte er nicht; er meinte, ein Fürst müsse die größte Pracht in seinen Thaten, und die meiste Würde in der Würdigkeit zu seinem Berufe zeigen. Um Geld in Umlauf zu setzen, besoldete er weder Verschnittene, noch verlor er großmüthig im Spiel, noch setzte er Juwelierer, Goldarbeiter und andere Diener des fruchtlosen Aufwandes in starke Nahrung. Aber er baute durch sein Land dauerhafte Hochstraßen, von den Deutsch-Franzosen sonst

Chausseen genannt; er ließ für arme Leute zwar keine Almosen austheilen, aber dafür öffentliche Arbeitsschulen und Arbeitshäuser errichten; ließ zwar wenig tabellarisiren, aber dafür schleunigern Geschäftsgang einrichten; kenntnißvolle Beamte waren ihm zwar vorzüglich lieb, aber rechtschaffene Beamte waren ihm noch theurer, als die kenntnißvollern. Unerbittlich gegen nachläßige oder fehlbare Beamte, noch strenger gegen die höhern, als die niedern Staatsdiener, selbst schon ihre Grobheit gegen den geringsten Bürger mit Ernst rügend, war er gleich willig, den Verdienstvollen zu lohnen. Bei ihm aber galt nur der für einen Mann von Verdienst, der — nicht bloß Amtspflichten treu und fleißig vollstreckte („dafür seit Ihr mit Geld und Auszeichnung hinlänglich bezahlt!" sagte er oft), sondern auch da dem Staate einen Vortheil oder Ruhm verschaffte, wo es zu thun nicht geboten werden konnte.

Es ist unbeschreiblich, welch ein Leben plötzlich in den Gang der Geschäfte kam. — ein Jahr verfloß, war im ganzen Herzogthum ein anderer Geist, ein anderer Ton. Die höhern Beamten, persönlich verantwortlich für die Arbeiten der untern, und so vom Präsident des Geheimenraths hinab bis zum besoldeten Abschreiber in den Aemtern, bewachten die Thätigkeit der andern mit rastloser Sorgfalt. Man hätte sehen sollen, mit

welcher Artigkeit jeder, auch der geringste Mann des Volks empfangen, angehört und abgefertigt ward — ja sogar, es ist beinahe unglaublich, die Postoffiziaten verloren ihre Ungeschliffenheit und lernten höflich sein.

Ich werde vielleicht an einem andern und schicklichern Orte die durch Herzog Ludwig gemachten Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung schildern. Man verzeihe mir, daß ich hier schon wieder mehr plauderte, als zur Sache gehörte. Aber wer kann von dem immer schweigen, woran man mit Wohlgefallen denken muß?

„Wohlan," sagte eines Tages der Herzog in einer frohen Stimmung zu seinem Freunde, „wohlan, lieber Leinau, unsere Sachen gehen gut. Ich sehe es den Leuten überall an den Augen an, sie sind zufrieden mit uns. Ich freue mich, denn ich bekomme wahrhaftig Achtung für mich selbst. Aus dem Tone, der im Lande herrscht, lernt man den Mann kennen, der oben an steht. — Du freilich thust in vielen Dingen mehr als ich, und sollst es thun; aber mein Verdienst ist, daß ich dich an die Spitze der Geschäfte stellte, und willst du mir's nicht als Verdienst gelten lassen, nenn' ich's Glück. Was fehlt uns noch? Wir haben vollauf zu thun. Es ist noch manches auszubessern. Aber mit Gerechtigkeit und Liebe kann's ein Fürst allen Rechtschaffenen gerecht

machen, selbst wenn sie nicht immer bekommen, was sie wünschen. Am meisten freut mich's, daß ich meine Umgebungen gesäubert habe, daß das gottlose Intriguiren, die verruchte Augendienerei aufgehört hat; daß ich überzeugt sein kann, jeder thut seine Pflicht, weil er sie lieb gewonnen hat, nicht weil er sich vor mir breit machen mögte."

„O du guter Fürst!" sagte der Geheimeraths-präsident: „glaubst du das im Ernst?"

— Allerdings.

„Und ich bin des Gegentheils überzeugt!" sagte der Baron: „In einem Lande, wie bei uns, wo der Fürst zu Allem, auch zum Bösen und Verderblichen, das Recht hat, wo ihn kein Gesetz beschränkt, weil er selbst das Gesetz ist: da gibt es für Leben und Eigenthum der Einzelnen keine wahre Sicherheit, weil Alles in des Machthabers Macht liegt. Bei der Sorge eines Jeden für sich selbst, verwandelt sich seine Tugend in bloße Klugheit und Augendienerei. Jeder benutzt, so weit er kann, die Einrichtungen des Landes, oder die Art des Landesherrn, zum eigenen Vortheil; und ist's ihm zu verargen? — Es müßte wunderbar sein, wenn bei uns nicht der unschuldigste, rechtlichste Mann, gegen den Niemand etwas weiß, durch einen einzigen Blick von Dir zum strafbaren Verbrecher gestempelt werden könnte. Man wird auf der

Stelle in seinen Handlungen tausend Vergehungen entdecken, die ihn um Vermögen, Ehre, Freiheit und Leben bringen können. Wo der Landesherr das Recht hat, Unrecht zu thun, werden seine Schlechtigkeiten eben so viel lobredende Bewunderer, als seine Tugenden, finden, und ist überall kein unantastbares Recht mehr für Andere vorhanden. Die Moralität des Landesherrn ist die schlechteste und unsicherste Staatsverfassung; sie ist die Staatsverfassung der Asiaten. Der bravste Mann in deinem Herzogthum hat so wenig Sicherheit der Ehre und des Vermögens, als Sicherheit für deine Tugend."

— Da wären wir ja ärger daran, als in der Türkei.

„Ich glaub' es auch, und zwar darum ärger, weil man bei uns in gesetzlichen besten Formen jeden um Freiheit und Wohlfahrt bringen kann, dort nur mit roher Gewalt. Denn bei uns ist das Gesetz kein Maasstab, keine Schutzwehr des Rechts jedes Bürgers, sondern nur ein Sehglas für die Augen der Angestellten und Beamten, um das Recht der Einzelnen dadurch zu erkennen. Aber dasselbe Glas, je nachdem man es hält, kann vergrößern, kann wieder verkleinern, und sogar zum Brennglas dienen. Was ist also Gesetz, Recht und Sicherheit bei uns?"

— Ich verstehe dich nicht, Leinau.

„Weil du zu edel bist, um das Abscheuliche zu verstehen. Aber das ist dein Loos, dein unglückliches, weil du Fürst bist, daß du weder jemals zur genauen Kenntniß derer gelangen kannst, die sich dir nahen, noch durch Andere zur Kenntniß deiner selbst gelangst. Die Fürsten werden gewöhnlich Despoten, nicht weil sie es eigentlich sein wollen, sondern weil ihre Diener Sklaven sein wollen. Je größere Fehler du begehest, je emsiger wird man sie vergolden. Sei grausam, man wird dir, anbetend und vergötternd, zu Füßen fallen, was jetzt Keiner wagt, weil man sich vor deinem Edelsinn schämen würde. Du lernst Niemanden als das kennen, was er ist, sobald er in deine Nähe tritt. Jeder verwandelt sich, um dir zu gefallen, und will dir gefallen, wahrlich deinetwillen nicht, sondern seines Eigennutzes, oder seiner Sicherheit wegen. Man sagt, es sei ein Zauberkreis um die Fürsten gezogen: aber nicht die angestammte Vortrefflichkeit und Würde des Fürsten zieht ihn, sondern die angestammte Niederträchtigkeit und feige Selbstsucht der Knechte zieht ihn. Fürwahr, es gibt vielleicht wenig Menschen, die, unzugänglich aller Hoffnung und Furcht in der Nähe der Thronen, ihre Grundsätze und ihre Tugend höher, als den Einfall ihres Fürsten achten; und vielleicht wenig Fürsten, denen man einige Aufmerksamkeit widmen würde,

wenn sie als Privatleute im Volke sich durch innern, eigenen Werth geltend machen sollten. Es ist an dem Sprüchwort mehr, als man glaubt: Fürsten haben selten wahre Freunde."

— Doch, ich habe dich!

„Darum bist du eine Seltenheit unter den Fürsten."

— Und, sei nicht halsstarrig, du bist heut ein wenig übler Laune. Wollen wir einen Ritt nach Friedensheim thun?

„Ich bin der besten Laune. Es wäre des Versuchs werth, zu wissen, wer von uns beiden in diesem Stücke irrt?"

— Wie aber den Versuch machen?

„Wähle dir zum Beispiel einmal den rechtschaffensten Mann im Herzogthum zur Hiobsrolle. Stelle dich erbittert auf ihn, wenigstens unzufrieden; aber anhaltend. Dann gib Acht, wie alles über den Unglücklichen herfallen, wie der Unschuldige in einen Verbrecher verwandelt werden wird, um dir Genüge zu leisten. Dann überzeuge dich, daß auch der Edelste in deinem Lande, wenn du ihn verderben willst, weder seiner Ehre, noch seines Vermögens sicher sei. — Du kennst zum Beispiel den Archivsregistrator Helmold; den kenntnißvollen, unermüdet thätigen, treuen, redlichen Mann, über den kein Mensch zu klagen hat, weil er allen hilft; der bei seiner geringen

Besoldung doch noch nie um Zulagen zudringlich ward und dabei fast immer die Arbeiten des Staatsarchivars verrichtet, der bei reicher Besoldung und übrigem großen Vermögen sich wohl sein läßt."

— In der That, ich habe schon daran gedacht, des guten Helmolds Gehalt ein wenig aufzubessern. Der Mann hat drei, vier Kinder, wenig eigenes Vermögen. Seine Schriftstellerei, die er nebenbei treibt, mag ihm auch nicht viel eintragen. Aber ihm nur eine saure Stunde machen, das könnt' ich nicht.

„Allein die Lehre, welche wir daraus zögen, wäre viel werth. Gib diesen Unschuldigen einmal den Speichelleckern preis. Zur Stunde weiß noch Niemand etwas gegen ihn; in kurzer Zeit wird Jeder ihm begangene Verbrechen beweisen können. Da wirst du deine Leute kennen lernen. Aber Helmold, ich gebe dir mein Wort, soll nicht ganz versinken. Ich will schon im rechten Augenblick dazwischen treten. Dann muß er fürstlich für die Schlachtopferrolle entschädigt werden, die wir ihn, höherer Zwecke willen, wider seinen Willen spielen liessen."

— Ich begreife nicht, was man gegen diesen Mann wird aufbringen können.

„Eben deswegen laß uns die Komödie spielen. Vielleicht hab' ich Unrecht."

— Gut, Leinau, es sei. Ich geb' ihn preis. Ich will sehen, ob meine Leute Sklaven sind?

---

### Der Fürstenblick.

„Ist, der da über den Platz geht, nicht der Registrator Helmold?" fragte eines Tages der Herzog, an's Fenster seines Audienzsaales gelehnt, die um ihn Stehenden.

„Er ist's!" sagte Jeder.

„Ein unausstehlich widerliches Gesicht!" fuhr der Herzog fort.

„Er hat freilich etwas Verstecktes, Affektirtes in seinem Wesen, aber ist daneben ein ganz braver Mann!" sagte der geheime Justizrath von Strom.

„Es ist etwas Kaltes, Hämisches, Fatales in seinen Zügen, das läßt sich durchaus nicht läugnen," sagte der Staatsarchivar von Wandel: „aber, so viel ich weiß, ein grundehrlicher Mann ist er."

„Grundehrlicher Mann?" rief der Herzog heftig, indem er die Stirn runzelte und dem Archivar einen vernichtenden Blick zuwarf: „Wandel, Sie kennen vermuthlich Ihre Leute schlecht. Sie sind zu gutmüthig. Dem Helmold ist nicht zu trauen, glaub' ich. Er scheint mir voller Gift und Tücke. Sprechen Sie mir von dem Menschen

nicht wieder — ich wollte, er wäre überall, nur nicht in meinem Dienste."

Der Archivar erblaßte, da er des Herzogs zornigen Blick sah. — Alle verstummten.

„Wandel!" rief der Herzog nach einer Weile: „Warum werden Sie blaß? Ich will nicht hoffen, daß Sie mit dem Menschen Parthie machen?"

„Behüte mich Gott, Ihre Durchlaucht, ich stehe durchaus in keiner Verbindung mit ihm, als so weit es mein Amt fordert!" erwiederte der Archivar: „Ich habe nie mit ihm zu thun haben mögen, denn, in der That, wie Ew. Durchlaucht sehr richtig bemerkten, es scheint viel Falschheit in ihm zu nisten. Ich habe Ew. Durchlaucht schon mehrmals unterthänigst angehen wollen, ihm seine Entlassung zu geben. Er ist Schriftsteller, korrespondirt mit viel Ausländern, und hat die wichtigsten Aktenstücke des Staats unter Händen. Ich kann ihm nicht trauen."

„Ohne daß er eines Vergehens überwiesen wird," versetzte der Herzog, „darf ich ihm nicht den Abschied geben, oder ich wäre ungerecht."

„Ich habe ihn einen braven Mann genannt," sagte der geheime Justizrath von Strom, „weil ich ungern das Wort gegen Jemand führe. Der Mann hat Weib und Kinder, ich mögte die nicht unglücklich machen. Aber da hier nun einmal

Rede über ihn sein soll, gebeut mir Ehrfurcht vor Ew. Durchlaucht zu bekennen, daß der Helmold durch seine ruchlose Bücherschreiberei schon zehnmal die Festung oder Landesverweisung verdient hat. Nicht Thronen, nicht Altäre, nicht öffentliche, nicht Privatehre sind vor den giftigen, wüthenden, oft jesuitischlistig versteckten Ausfällen dieses Menschen sicher. Ich getraue mich, Anklage zu führen und zu beweisen, daß Helmold schon allzuoft in seinem Journal die Staatsverwaltung, wie die hohen Regenten unsers Herzogthums, der Verachtung des Volks preis gegeben. Wie kann, wo solche Frechheit ungestraft bleibt, Liebe zum Fürsten, Ehrfurcht vor den Gesetzen sein?"

Jetzt nahm ein Oberkirchenrath, dann ein paar Generale, dann der Oberpolizeidirektor und so einer nach dem andern das Wort; und jeder wußte so viel Vergehen, groß und klein, von Helmold, daß in der That dieser Mann dem Baron von Leinau am Ende nicht so ganz rein mehr galt, als er beim ersten Blick gewesen zu sein schien. Denn es wurden zu allerlei Anklagen und entehrenden Anekdoten nicht nur Beweise verheißen, sondern sehr achtungswerthe Männer als Zeugen genannt.

„Ist denn der Mensch wirklich so schlecht, so gefährlich," rief der erstaunte Herzog: „warum

zog man ihn nicht längst zur Rechenschaft und behandelte ihn laut bestehenden Verordnungen und Gesetzen?"

Er verließ mit Unwillen die Versammlung.

---

## Folgen davon.

Der Registrator Helmold empfand bald die Wirkungen jenes Fürstenblicks. Man zog sich scheu von ihm zurück. Es ging von Ohr zu Ohr, es stehe übel mit ihm; er sei beim Herzog in Ungnade. Höhere Beamte begegneten ihm mit Unwillen und Härte; seinesgleichen entfernten sich vorsichtig von ihm oder behandelten ihn mit Kälte. Seine Feinde, seine ehemaligen Neider liessen entweder ihren Witz schadenfroh über ihn hinspielen, oder beneideten ihn geflissentlich recht vornehm.

Helmold merkte bald, es gehe in Betreff seiner etwas vor. Er fragte bei diesem und jenem an — man zuckte die Achseln; man wollte nichts wissen. Helmold blieb ruhig. „Was ficht die Menschen an?" sagte er zu sich selbst: „Ich habe keinen beleidigt, ich habe nichts verbrochen. Ich thue meine Pflichten, — was haben sie wider mich? Zum Glück ist ihre Freundschaft zu meinem Frohsinn nicht nöthig."

So dachte er laut; aber leise dachte er doch

anders. Es schmerzte ihn diese Zurücksetzung und Kälte tiefer, als er's sich selbst glauben machen wollte. Er zog sich von den meisten Gesellschaften, die er ohnedem nur sparsam zu besuchen pflegte, ganz zurück, und lebte seiner Familie desto mehr. Er hatte eine vortreffliche Gattin, eine liebenswürdige Tochter, ein Paar hoffnungsvolle Söhne von zwölf bis vierzehn Jahren. Die reizende Emma, der Augapfel ihrer Aeltern, war ganz dazu gebildet, den edelsten Mann durch ihre Hand zu beglücken; sie zählte schon neunzehn Jahre, noch aber war es keinem eingefallen, diese schöne Hand zu fordern, denn — sie war ohne Mitgift. Der Registrator galt eher dürftig, als wohlhabend. Sein Gehalt reichte zur Erziehung seiner Kinder in einer Residenz nicht hin, darum mußte er sich in Nebenstunden auf Erwerb durch Schriftstellerei legen, ungeachtet er dazu wenig Talent, folglich wenig Glück hatte.

Um die Harmlosigkeit der Seinigen gar nicht zu stören, verschloß Helmold seinen Verdruß in sich, und sagte zu Hause kein Wort von Allem, was ihm begegnete. — Um desto härter aber war ihnen nachher der erste Donnerschlag des ausbrechenden Gewitters, von dessen Annäherung sie keine Ahnung hatten.

Eines Tages ließ der Staatsarchivar Helmolden zu sich rufen. Helmold kam. Herr von Wandel trat ihm ernst entgegen, wies ihm das neueste Heft der Helmold'schen Monatschrift, und fragte: „Wer hat den Etat vom Schuldenwesen unsers Landes in Ihr Journal eingesandt?"

„Niemand, Herr Staatsarchivar. Ich selbst rückte ihn ein."

„Wer bevollmächtigte Sie dazu?"

„Niemand besonders; doch schon ähnliche Aufsätze standen darin, und Sie hatten nie etwas dagegen."

„Ich lese Ihr Journal nicht, daher konnt' ich nichts dagegen sagen. Aber Ihre Instruktion verbietet, ohne meine Erlaubniß keine archivarische Urkunde auf irgend eine Weise Andern mitzutheilen."

„Der Schuldenetat zirkulirt aber in vielen Abschriften in der Stadt; Auszüge davon stehen schon in einer ausländischen Zeitung. Ich nahm die Urkunde nicht aus dem Archiv."

„Alles das berechtigte Sie nicht, als Beamter, die vollständige Publizität zu geben. Gehen Sie, Sie sind verantwortlich."

Wenige Tage darauf ward Helmold vor das Hofgericht zitirt. Ehe dieses aber geschah, ereignete sich ein anderer Umstand. Der Herzog verlangte

zufällig Einsicht von einer geheimen Korrespondenz, die der verstorbene Fürst, sein Oheim, mit einem Minister einer auswärtigen großen Macht geführt, und wovon der Herzog in einer ausländischen Zeitschrift kurze Andeutungen gefunden. Der Staatsarchivar forderte die Originalien vom Registrator; dieser, unter dessen Aufsicht sie gelegen, fand sie nicht mehr. Der Staatsarchivar schüttelte argwöhnisch den Kopf.

Den Tag nachher traten Polizeibediente in Helmold's Haus, erklärten ihm auf Befehl Sr. Durchlaucht Hausarrest und versiegelten sämmtliche Papiere aller Art, die dem Ober-Polizeidirektor überbracht werden mußten. — Ein fürchterlicher Jammer in der ganzen Familie. Nur Helmold, sich seiner Unschuld bewußt, tröstete alle so gut er konnte. Er blieb unerschrocken.

Bei der förmlichen Untersuchung von Helmolds Papieren, die in seiner Gegenwart geschah, fand sich zwar die erwähnte geheime Korrespondenz nicht, hingegen manche andere Urkunde aus dem Staatsarchiv. Er erklärte, sie in seine Wohnung genommen zu haben, da er Krankheit halber das Archiv nicht besuchen konnte und die Arbeiten zu Hause fortzusetzen Erlaubniß hatte. Daß sie noch nicht zurückgestellt wären, gestand er, sei in Ver-

gessenheit geschehen. Er bäte deshalb um Verzeihung.

Man durchlas seine Aufsätze und Privatbriefe, um Spuren zu finden, ob er vielleicht von der oben erwähnten geheimen Korrespondenz Mißbrauch gemacht? In der That schienen ihn einige Ausdrücke auswärtiger Freunde verdächtig machen zu können. Man fand Briefkonzepte von seiner Hand, in denen er sich in ziemlich ungemessenen Ausdrükken über die durch den neuen Herzog gemachte Wahl des Geheimenrathspräsidenten aufhielt; ihn einen Günstling des Herzogs nannte, und von diesem und seinen philantropischen Verwaltungsabänderungen wenig Gutes für das Land verhieß. Zwar stellte Helmold vor, diese Briefe wären gleich in den ersten Wochen der Regierung Herzog Ludwigs geschrieben, seitdem habe er seinen Sinn so gut geändert, wie das ganze Land seine Ansichten geändert habe; — zwar stellte er vor, diese Briefe könnten ihm, als flüchtig geäusserte Meinungen an vertraute Freunde, so wenig zum Vorwurf gereichen, als wenn jemand in Privatkreisen mündlich gegen einen Freund äusserte, wie er dächte. Doch waren die fatalen Zeilen geschrieben. Man fand deren bald noch über andere Dinge, die seine Unzufriedenheit erregt hatten. — Alles verwandelte sich in Anklagepunkte gegen ihn.

Es ward förmlicher Verhaft gegen ihn, als Staatsverbrecher und ungetreuer Beamter, ausgesprochen.

Da Helmold diese Worte hörte, richtete er sich empor, und lächelnd sagte er: „Man sucht gewaltthätiger Weise Verbrechen an mir und findet sie. Ich will bekennen, daß ich aus Vergessenheit ein paar Urkunden im Hause liegen hatte, woraus freilich dem Staate kein Unglück erwuchs; — ich will bekennen, daß ich in vertrauten Meinungsergüssen gegen Freunde über die neuesten Staatsveränderungen offenherzig war, woraus dem Staat kein Schade erwuchs. Meine spätern Briefe an Freunde und öffentliche Aeusserungen in meiner Zeitschrift könnten beweisen, wie anderes Sinnes ich durch die folgerechten, weisen Verfügungen der neuen Regierung geworden sei. — Aber vermuthlich wäre dies vergebens. Doch, meine Herren, wollte man bei jedem Einzelnen von Ihnen ein Versehen aus Vergessenheit, oder andern Ursachen, so streng aufheben; wollte man Ihre Papiere, Ihre Privatbriefe, Ihre in vertrauten Kreisen geäusserten Meinungen würdigen — wenige würden vielleicht sein, die nicht so strafbar wären, als ich!“

Diese Aeusserungen erregten im Hofgericht den tiefsten Unwillen. Er sprach mit Stolz, mit Kraft noch lange in diesem Ton. Das Murren Aller

unterbrach ihn. Der Präsident mußte ihm Schweigen gebieten und ihn abtreten lassen.

Da stand der greise Hofrath von Ferlach auf und sprach: „Es ist nicht recht, daß wir seine Vertheidigung unterbrechen. Daß wir es thun, beweiset, er habe Recht gehabt. Wir haben gegen ihn die Untersuchung nicht richterlich, sondern feindselig begonnen. Ich protestire gegen dieses Verfahren; ich biete keine Hand dazu; ich verlange, daß meine Protestation dem Protokoll einverleibt werde.“

Es war umsonst, den alten Herrn des Bessern zu belehren — ihn zu warnen, ihm mit der Ungnade des Herzogs zu drohen. „Ich bin im Dienst unsers Staates alt und grau geworden; jederzeit hab' ich Gerechtigkeit geliebt. Denke nun Se. Durchlaucht von mir, wie es ihm beliebt. Wenn aber solche Inquisitionen gut geheißen werden, dann erlaube Se. Durchlaucht, daß ich von Hochdemselben denke, wie es mir beliebt.“

Sowohl der Baron von Leinau, als der Herzog erfuhren Helmolds Verhaftung und den Gang seines Prozesses; sie ließen dem Geschäfte seinen Lauf. Als aber des alten Ferlachs trotzige Aeusserungen dem Herzoge vorgebracht wurden, schien er betroffen zu sein. Alle Höflinge beobachteten

den Blick des Fürsten. Es war in Allen die Frage: „müssen wir ihn auch verderben?“

In Helmolds Hause war große Betrübniß. Der Vater fehlte — er war im Verhaft und schwerer Verbrechen angeklagt. Niemand ward zu ihm gelassen; selbst seine Gattin, seine Kinder durften ihn nicht ohne Zeugen sprechen. Nach einigen Wochen fehlte es schon an baarem Geld in der Wirthschaft; Frau Helmold sprach ihre alten Freunde an; man suchte ihrer los zu werden, gab Kleinigkeiten, und zog sich von dem Hause zurück, auf welchem nun einmal der Fluch des Herrn lag.

---

## Das Juweel.

Herzog Ludwig hatte sich malen und sein Bildniß in einige Dutzend goldner Dosen, mit Diamanten und Perlen geschmückt, setzen lassen, um damit an Gesandte, an Boten angenehmer Nachrichten, an Schriftsteller, die ihm Bücher dedizirten u. s. w. Geschenke machen zu können nach Fürstenbrauch. Baron Leinau, wie er an einem Herbstabend, in seinen Oberrock gehüllt, durch die Residenz ging, und am Hause des Hofjuweliers vorbei, gerieth auf den Einfall hineinzugehen, um die bestellten Dosen zu besichtigen.

Der Juwelier, erstaunt über die Erscheinung des Präsidenten, empfing ihn im Gewölbe und schien in großer Verlegenheit. Die Dosen waren im Nebenzimmer, und doch wollte er den Präsidenten nicht dahin führen, wie es schien. Unter einem Vorwande sprang er schnell in dies Zimmer, kam aber bald mit einigen Dosen zurück. Indem der Baron sie besah, öffnete sich die Thüre des Seitengemachs abermals, und ein junges Frauenzimmer mit verweinten Augen trat heraus. Den Baron überlief es fieberheiß, wie er seine Blicke auf die Schöne warf und seine ehemalige Tischgenossin erkannte, die er — trotz aller hohen Staatsgeschäfte — noch nicht hatte vergessen können, noch nicht hatte vergessen wollen.

Er verbeugte sich stumm gegen sie. Mit gesenkten Blicken, doch erröthend, ging sie an ihm vorüber gegen die Glasthür zur Straße. Indem der Juwelier ihr die Thür öffnen wollte, sagte er: „Fräulein, Ihnen ist nicht wohl.“ Sie trat, von ihm gehalten, einige Schritte zurück, und sank todtenbloß auf einen hinter ihr befindlichen Sessel. Der Baron, mit hochklopfendem Herzen, eilte ihr erschrocken zu; die Frau des Juweliers brachte ein Glas frischen Wassers. Die Kranke trank davon. Nach einigen Minuten sprach sie: „Mir ist wohl! verzeihen Sie, daß ich Ihnen Un-

gelegenheit machte.“ Sie stand auf, und ließ sich durch kein Bitten bewegen, einen Augenblick länger zu verweilen. „So müssen Sie wenigstens gestatten, daß ich Sie bis zu Ihrem Hause begleite!“ sagte der Baron, nahm, ihres Weigerns ungeachtet, ihren Arm und führte sie durch die Straßen. Seine Fragen wurden sehr einsilbig beantwortet; sein Bedauern, eine ihm so theure Bekanntschaft unter solchen Umständen zu erneuern, vergalt sie mit trockener Höflichkeit. Aber das arme Mädchen konnte auch kaum reden; es sprach so still und leise, wie eine Sterbende; es zitterte an seinem Arme, als würd' es zum Tode geführt. Vor dem Hause, in welches sie schnell eintrat, verneigte sie sich dankend und verschwand.

Der Geheimerathspräsident hatte seine ganze Fassung verloren. Er stand eine Weile still, dann ging er träumend fort, und dachte nur: „o mein Gott, wie ist sie so schön!“ — Er wollte zum Juwelier zurück, um sich über die Unbekannte näher zu erkundigen; er konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihm der Juwelier Alles, auch die Ursache ihrer Thränen gesagt haben würde; er lief sich fast odemlos, bis er zu einem großen Walde kam, der fast eine halbe Stunde von der Residenz seinen Anfang nahm.

Erst hier erwachte er von seinen Träumen;

sah mit großen Augen die alten, hohen Eichen an, die sein Haupt umrauschten; lachte über sich selbst, drehte sich wieder nach der Stadt um und sagte, sich gegen sich selbst entschuldigend: „Nun ja doch, ich bin ein Thor. Ich bete dich an, du Engel, der mich verachtet.“ Binnen einer halben Stunde war er wieder beim Juwelier, der ihn sogleich in's Zimmer führte, wo die Dosen standen.

Hier erfuhr er nun den Namen des Fräuleins. Es war Emma Helmold gewesen. — Aber die Ursache ihrer Thränen ward ihm erst nach langem Sträuben verrathen. Das Fräulein hatte, ohne Vorwissen ihrer Mutter, die der Kummer krank gemacht, daß sie das Bett hüten mußte, ihren eigenen kostbarsten Schmuck, ein ererbtes Halsband von Perlen und Diamanten, verkauft, um die Ausgaben der Haushaltung bestreiten zu können; hatte erzählt, wie der unschuldige Vater im Gefängniß schmachte, wie die ganze Familie ohne Unterstützung sei und nur die äusserste Noth zum Verkauf des geliebten Halsschmuckes getrieben. Der Juwelier hatte nun zwar das Kleinod käuflich an sich gebracht, aber dem Fräulein freiwillig angeboten, es um die gleiche Summe noch in Jahresfrist zurückzugeben.

„Schicken Sie dem Fräulein das Halsband

auf der Stelle zurück; die Summe sollen Sie binnen einer Stunde dafür in Händen haben. — Aber auf der Stelle!“ rief der Baron und ging tiefbewegt von dannen.

Es war schon dunkel, als der Juwelier selbst das Halsband dem erstaunten Fräulein zurückbrachte. Sie wollte es nicht annehmen. „Sie müssen!“ sagte in großer Aengstlichkeit der Juwelier: „Ich habe Befehl dazu. Das Geld dafür ist schon in meinen Händen.“ Jetzt drang Emma heftiger in ihn: „Wie? das Geld? von wem?“ Der weichherzige Juwelier, dessen Kardinaltugend das Schweigen eben nicht war, gestand alles. Emma ward feuerroth. Der Juwelier legte das Halsband auf den Tisch und eilte davon.

Er that sehr wohl daran; denn die betrübte Emma war der Einsamkeit bedürftig. Eine halbe Stunde saß sie da, träumend, bewußtlos, weinend, die Hände gefalten. Der Geheimerathspräsident war ihr — denn sie lebte sehr eingezogen — bis zum heutigen Tag von Person unbekannt gewesen. Als sie beim Juwelier um ihren Verkauf weinte, und dieser dann plötzlich in's Zimmer gesprungen war, und sagte: „Fräulein, verbergen Sie Ihre Thränen! Sr. Exzellenz, der Herr Geheimerathspräsident werden den Augenblick hereintreten!“ war sie tief erschrocken. Denn

Emma fürchtete diese hohe Exzellenz seit dem Unfall ihres guten Vaters. Sie wollte sich schnell entfernen. Wie sie aber ins Gewölbe getreten, den jungen, erhabenen Mann sah — denselben, mit welchem sie einst im Wirthshaus zu Nacht gegessen — denselben, an den sie seitdem ziemlich oft gedacht hatte, wie er so ehrerbietig, liebevoll, so ganz eigen gewesen, wie andere Menschen nicht sind — denselben, mit dem ihr Herz oder ihre Einbildung sich manchmal und gern, doch kindlich unschuldig beschäftigt hatte — — ach! in solchem Alter beschäftigen sich ja wohl zuweilen Herz und Einbildung mit Träumen! — denselben, dessen Wiederfinden, Wiedersehen sie im Stillen gläubig, ich möchte eher sagen ein wenig abergläubig gehofft hatte, ohne von diesem Aberglauben dem Papa und der Mama eine Silbe zu verrathen — — genug, wie sie ihn sah, da verlor die ohnehin zu tief Bewegte Besonnenheit und Muth. Ihr ward nicht wohl. Er hatte sie zu ihrem Hause geführt; aber sie wußte kaum davon und zweifelte daran, als sie allein war. Aber jetzt zweifelte sie nicht mehr, denn das Halsband lag auf dem Tische. Sie nahm es aus dem Saffiankästchen, drückte es laut schluchzend an ihr Herz, und flüsterte leise: „Ich habe dich wieder, nun doppelt theuer!“

Emma, vertrauensvoll auf die Güte ihres mächtigen geheimen Lieblings, wollte diesen Anlaß benutzen, für den Vater des Herzogs Gnade anzurufen. „Unser Vater ist gerettet!“ sagte Emma mit freudeglänzenden Augen, als sie vor das Bett ihrer Mutter trat: „Ich schreibe dem Geheimerathspräsident von Leinau. Er ist ein gütiger Herr!“ Und nun konnte sie nichts mehr hinterhalten. Sie erzählte der Mutter das ganze Abentheuer vom Halsband. Des guten Mädchens Herz war zu voll. Und wie Emma den Baron beschrieb, von Kopf zu Fuß, — da war's kein Sterblicher mehr, ein Gott war's.

Auf die Mutter machte diese Erzählung den wohlthätigsten Eindruck. Die Hoffnung kehrte in Beider Brust zurück. Frau Helmold, vom seligen Glauben und Zutrauen ergriffen, Leinau werde helfen können, war schon den folgenden Tag erstärkt genug, ausser Bett zu sein. Emma schrieb diesen ganzen Tag Briefe an Sr. Exzellenz Herrn Geheimerathspräsidenten von Leinau, und zerriß sie alle wieder. Denn in das zärtliche Flehen einer Tochter um der Aeltern Glück, wollte sich immer eine Zärtlichkeit mischen, welche da nicht hingehörte. Und doch mußte, wegen des Halsban-

des, ein dankbares Wort gesagt werden. Aber wie denn dies Wort finden, daß es die innigste Erkenntlichkeit, aber durchaus in der Welt sonst nichts Inniges, ausspräche? — Mama schrieb endlich auch Briefe; allein Emma fand diese doch allzutrocken und kanzleimäßig. „Wie soll des Fremden Herz für unsre Noth erwarmen, wenn unser Jammer ohne Herzlichkeit und Wärme klagt?“ rief Emma.

So ward es finstere Nacht und noch kein Brief fertig. Da beschlossen Mutter und Tochter, jede solle, wetteifernd mit der andern, den Brief entwerfen; dann wolle man das Beste aus beiden vereinigen, und die Kälte des einen mit der Gluth des andern mildern.

In dieser Arbeit, kaum angefangen, wurden sie wieder durch die Magd unterbrochen, welche der Frau Helmold meldete, daß sie jemand sprechen wolle. Es trat, sobald es erlaubt war, der Jemand herein, und nach den ersten ausgewechselten Höflichkeiten bedeutete er, aus Auftrag Sr. Durchlaucht des Herzogs zu kommen, der Mutter und Tochter nicht länger wegen Hrn. Helmold's Schicksal in Kummer lassen wolle.

Frau Helmold, mit Augen voller Thränen, den Friedensboten anlächelnd, hätte ihn entzückt umarmen mögen; Emma, freudig, sprachlos, hätte

ihm zu Füßen sinken mögen. Sie stand hochglühend, mit gesenkten Blicken, die sich nur dann und wann unter Thränen leuchtend zu ihm erhoben, da.

„Zwar der gegen Herrn Helmold angehobene Prozeß darf nicht gewaltsam unterbrochen werden," fuhr der Bote fort, „aber er möge auch enden, wie er wolle, allezeit wird Se. Durchlaucht dann für Herrn Helmold und dessen Familie väterlich Sorge tragen. Ich wünsche, daß diese Zusicherung Sie beruhigen und alle Furcht von Ihnen nehmen möge."

„Ach!" rief Frau Helmold: „wie gnädig ist unser Fürst und Herr! Der Vergelter droben segne ihn. Aber mein unglücklicher Mann, darf ich ihm diesen Trost noch heut bringen?"

„Es ist schon von allem unterrichtet und freudigen Muthes. Freilich werden Sie noch einige Wochen darauf Verzicht thun müssen, ihn wieder zu besitzen. Aber Sie können beide seine Befreiung beschleunigen."

„Wodurch?" riefen beide, indem sie bittend die Hände ausstreckten.

„Wenn Sie verschweigen gegen jedermann, wie der Herzog in Betreff Ihrer denkt, und daß ich deswegen bei Ihnen war."

„O können wir schweigen. Wir wollen nur im Gebete Ihre Namen dem Vergelter nennen!" rief Emma.

„Und Ihr Name?" sagte Frau Helmold.

„Mutter, es ist der Wohlthäter, dem wir in diesem Augenblicke schrieben!"

Der Baron nahm die Einladung gern an, sich bei ihnen zu verweilen, ihre Klagen, ihre Erkenntlichkeitsversicherungen hören zu wollen; besonders da Frau Helmold versicherte, daß sie den ganzen Abend einsam sein würden.

„Man flieht uns schon geraume Zeit wie Pestkranke," sagte Frau Helmold, „sogar Menschen, die wir für unsere ergebensten Freunde hielten, meiden uns im Unglück."

„So machen Sie mich zu Ihrem Freunde in der Noth," sagte der Baron, „und erlauben Sie mir, bis Sie Ihren Beschützer aus dem Verhaft zurück erhalten, daß ich Ihr Beschützer sein darf."

Der Baron hatte sich vorgenommen, nicht länger zu verweilen, als erforderlich sei, des Herzogs Befehl zu vollziehen — aber die paar Minuten verschlangen den ganzen Abend. Wie edel war die Mutter; wie seelenvoll die, in einer Art Begeisterung athmende Tochter!

Als Leinau sie nun verlassen hatte, fielen Mutter und Tochter einander stumm weinend an

die Brust. Der Schutzengel ward ihr Gespräch bis tief in die Nacht — war es den ganzen folgenden Tag. Auch deutete man es gar nicht übel, wenn der Schutzengel sich noch manchen andern Abend die Mühe nahm, zu erscheinen, um sich nach den Wünschen und Bedürfnissen der verwaiseten Familie zu erkundigen.

---

## Das Urtheil.

„Du hast Recht gehabt, Leinau!“ sprach der Herzog unwillig, und warf die Akten des Helmoldschen Prozesses zurück: „Die Fürsten sind nicht halb so geneigt, Despoten zu sein, als ihre Unterthanen zur Sklaverei geneigt sind. Die schändlichen Augendiener! Also ein bloßer Wink, ein bloßer Blick war genug, aller ihre Redlichkeit ein Ende zu machen. Gesetz und Recht, was ihnen selber Schutz gewährt, treten die Elenden willig mit Füßen, um mir zu gefallen. Leben, Ehre, Freiheit, Vermögen, nichts ist mehr sicher. Wohl, lieber Leinau, ich begreif' es, Sklaven, können keine Freunde sein, und Fürsten keine wahre Freunde haben, sie müßten sie denn unter ihres Gleichen suchen. Bleib du mir nur getreu mit

deiner Wahrheit, zerstöre jedes Blendwerk um mich her, sonst bin ich verloren."

Der Herzog und Leinau umarmten sich und schwuren einander neue Liebe.

„O Freund," fuhr der Herzog fort, „ist es nicht abscheulich, den guten Helmold seiner Stellen zu entsetzen, ihn Landes zu verweisen, sein Vermögen zu konfisziren, wegen einer Vergessenheit, wegen einiger Worte, die er vor langer Zeit vertraulich äusserte, wegen Bekanntmachung von Rechnungen, die schon in jedermanns Händen waren, und deren Geheimhaltung kein Gesetz geboten? Selbst daß sich die Papiere der geheimen Korrespondenz unter den Staatsschriften deines Amtsvorfahren gefunden haben, der sie ohne Vorwissen des Archivars und des Registrators zu sich genommen hatte, konnte den guten Helmond nicht rechtfertigen. Man machte ihm zum Verbrechen, entweder darum gewußt, oder nicht gewußt zu haben. Sünder in allen Fällen. Aber Ferlachs edelmüthige Schutzschrift soll auf öffentliche Kosten dem Druck übergeben werden. Die Sache kömmt vor das Appellationstribunal. Ich will dessen Spruch abwarten, und dann wollen wir handeln."

Der Spruch des Appellationstribunals fiel zu Helmolds Gunsten aus. Der Herzog empfing ihn freudig. Er ließ sogleich den Präsidenten des ge-

heimen Rathes berufen, und sagte: „Leinau, die Unschuld siegt!“

„Weil man im Appellationsgericht vernommen hat, edler Fürst, wie zornig dich die Gesetzschänderei und Rabulisterei des Hofgerichts gemacht. Hättest du deinen wahren Sinn länger verbergen können, wer weiß, ob Helmold nicht auch vor dem Appellationsgericht schuldig geworden wäre!“ sagte der Baron.

„Ich kassire das feile Hofgericht,“ rief der Herzog, „und bilde ein neues; an dessen Spitze soll der freimüthige, gerechte Ferlach stehen. Ich entsetze den Staatsarchivar Wandel seiner Aemter; der gerechtfertigte Helmold wird zu diesen erhoben.“

„Aber den kenntnißvollen, treuen Mann auf seinen rechten Platz zu bringen,“ sagte der Herzog, „ist bloß eine Pflicht, die ich gegen den Staat habe. Doch, Leinau, wir sind dem guten Helmold andern Ersatz schuldig; denn wir machten ihn und sein häusliches Glück zum Opfer unsers Experiments. Ich habe durch diesen Versuch vieles, vieles gelernt; gelernt, daß wir Fürsten bedauernswürdige Leute sind, die durch ihre Lage schlechterdings ausser Stand gesetzt werden, sich selbst oder die Menschen kennen zu lernen, von denen sie umringt sind; daß wir Fürsten mit einem

vorlauten, absichtslosen Urtheil, mit dem Wink der Augen, mehr Unglück anrichten können, als wir mit allem guten Willen und Verstand Gutes zu leisten vermögen; daß unter zwanzig unserer Unterthanen kaum immer einer groß genug denkt, Wahrheit und Recht über alles zu lieben. Das alles dank' ich dem Helmold; ich dank' ihm, daß du, Leinau, mir noch unendlich schätzbarer geworden bist, als du warst. Wie wollen wir vergelten?"

---

## Folgen.

Es war ein Donnerschlag für viele, besonders für die Hofrichter und Herrn von Wandel, als man folgendes Tags die Bestätigung des appellationsrichterlichen Spruches und die herzoglichen Beschlüsse erfuhr; erfuhr, wie der Präsident des geheimen Rathes selbst, auf Befehl Sr. Durchlaucht, dem verhafteten Helmold Unschuldigerklärung, Freiheit, Erhöhung in Amt und Gehalt verkündigt, dann denselben in seinen eigenen Wagen genommen und zu dessen Familie zurückgeführt habe, wie im Triumph; erfuhr, daß der Staatsarchivar von Helmold wenige Tage nachher an der Tafel des Herzogs gespeiset, dort großer Auszeichnung genossen, und ein kleines aber an-

genehmes Landgut nahe bei der Residenz zum Geschenk erhalten habe.

Nun drängten sich die alten Freunde der Helmoldschen Familie wieder in Haufen zu dem vor kurzem verlassenen Hause. Nun klagte der eine, er sei gerade zur Zeit des Prozesses abwesend, der andere krank, der dritte ohne einen Heller Geld, der vierte von Geschäften überladen gewesen. Nun erschienen wieder Emma's ehemalige Bewunderer und Anbeter. Nun regneten wieder Einladungskarten zu Kränzchen, Klubbs, Bällen, Redouten, Pikeniks, Privatkonzerts, Schlittenparthien u. s. w.

Frau Helmold, nicht ohne Bitterkeit, wollte alle zurückweisen. „Nein, liebes Weib," sprach ihr Mann, „werde darum nicht zur Einsiedlerin, weil die Leute schwach sind. Ich will die Menschen lieben, wie sonst; aber ich traue den wenigsten. Um in dieser Welt glücklich zu sein, muß man sich selbst ein wenig täuschen; im Glauben an die Menschheit sie für besser nehmen, als sie ist, und im Handeln für schlimmer, als sie sein mag. Es ist ein größeres Unglück, sich zeitlebens vor einem Erdbeben zu fürchten, als in einem Erdbeben umzukommen. Besser einmal und zehnmal im Leben betrogen werden, als immer Betrug wittern. Wir wollen alles aus Liebe

den Leuten thun, aber nichts von ihrer Liebe erwarten."

---

## Menschliches Urtheil.

In der Residenz, wie im ganzen Lande, pries jedermann Herzog Ludwigs Gerechtigkeit, und seinen Eifer, den guten Helmold wegen des erlittenen Unrechts zu entschädigen. Freilich wußte, ausser dem Baron von Leinau, niemand, wie die Sachen zusammenhingen; und daß alles, was der Herzog that, nichts weniger als Großmuth, sondern Schuldigkeit war, um eine That auszusühnen, die wirklich an Grausamkeit gegrenzt hatte. Denn ohne seinen Blick, ohne seine Aeusserungen, wäre Helmold nie als Verbrecher angeklagt worden. — Aber so sind die Menschen. Sie loben und vergöttern die Thaten der Großen, ohne die Quellen zu kennen.

Als der Frühling kam, besuchte der Baron von Leinau die Familie Helmold auf ihrem Landgut. Eines Abends, unter dem Schlage der Nachtigallen, lag Emma an seiner Brust, und bekannte ihm eine Liebe, die er ihr längst geschworen. Die Glücklichen! Der Aeltern Segen folgte. Der Herzog übernahm die Aussteuer seines Freundes.

Wenn nun der Geheimerathspräsident Frei-

herr von Leinau mit seiner reizenden Gemahlin durch die Straßen der Residenz fuhr, schüttelten die Leute den Kopf und sagten: „So, so? — nun ja, sie ist schön, das läugnet ja keiner. Hm, Hm! der Zusammenhang ist klar! Unser Herzog liebte den Baron, der Baron liebte das Fräulein Helmold; darum mußte der Registrator mit aller Gewalt unschuldig erklärt, das Hofgericht aufgelöset, der bedauernswürdige Staatsarchivar Wandel abgesetzt, Helmold mit Aemtern, Titeln, Landgut und Zubehören überhäuft werden. Das ist leicht zu begreifen. Wenn jeder nur gleich solchen Schwiegersohn hätte. Unser Herzog ist ein vortrefflicher Herr, aber schwach, o schwach! — Er sieht nicht, was um ihn her vorgeht. Wir andern sehen das alles deutlicher, obschon in der Ferne, — aber der gute Herr ist verblendet. Es geht vielen Großen dieser Welt so!"

In der Residenz und im ganzen Lande tadelte nun jeder Herzog Ludwigs Schwäche, Kurzsichtigkeit und Härte gegen die wegen der Hermoldschen Sache in Ungnade Gefallenen. — Man tadelte ihn aber mit eben so vieler Ungerechtigkeit, als man ihn vorher vergöttert hatte. Baron Leinau erfuhr alles und benachrichtigte den Herzog davon.

„Ich lerne daraus," sagte der Herzog Lud-

wig lächelnd: „es ist eben so schwer, daß ein Fürst seine Umgebungen, aber eben so schwer, daß ein Volk seinen Fürsten richtig würdige. Es ist beinahe unmöglich. Wie viel Mißverständnisse, politische Mißgriffe, Verwirrungen, und Leiden der Fürsten und Völker stammen aus diesen Quellen!"

# Der Abend vor der Hochzeit.

„Wir werden gewiß mit einander recht glücklich sein!“ sagte Fräulein Louise zu ihrer Tante am Abend vor der Hochzeit, und ihre Wangen glühten röther und ihre Augen strahlten vom innern Entzücken. Man kann wohl denken, wenn eine Braut sagt Wir, wen sie in der Welt damit meine.

„Ich zweifle nicht daran, liebe Louise,“ erwiederte die Tante: „sorget nur, daß ihr mit einander glücklich bleibet.“

„O, wer könnte zweifeln, daß wir's bleiben! Ich kenne mich. Und bin ich noch nicht gut, meine Liebe zu ihm wird mich besser machen. Und so lange wir uns lieben, können wir nicht unglücklich sein. Unsere Liebe wird nie altern.“

„Ach,“ seufzte die Tante, „du sprichst wie ein Mädchen von neunzehn Jahren am Tage vor der Hochzeit, im Rausche erfüllter Wünsche, im Rausche schöner Hoffnungen und Ahnungen. Liebes Kind, denke an mich, auch das Herz wird alt. Es kommen Tage, da der Zauber der Sinne erstirbt. Und ist das Blendwerk verflogen, dann erst wird offenbar, ob wir wahrhaft liebenswür-

dig sind. Wenn die Gewohnheit das Reizendste alltäglich macht, wenn die jugendliche Frische zusammenwelkt, wenn zum Licht sich im häuslichen Leben immer mehr Schatten gesellt: dann, Louise, und früher nicht, kann das Weib erst vom Manne sagen, er sei liebenswürdig; dann erst der Mann vom Weibe, es blühe in unvergänglicher Anmuth. Aber wahrlich, den Tag vor der Hochzeit klingen mir dergleichen Betheurungen lächerlich."

„Ich verstehe Sie, Tantchen. Sie wollen sagen: nur unsere gegenseitigen Tugenden können uns in den spätern Zeiten noch für einander Werth geben. Aber ist der, dem ich angehöre — denn von mir darf ich nichts, als einen frommen Willen rühmen —, ist er nicht der würdigste, edelste von allen jungen Männern der ganzen Stadt? Blühen nicht in seinem ganzen Wesen alle Tugenden, die zum vollen Lebensglück führen?"

„Kind," versetzte die Tante, „ich gebe dir Recht. Sie blühen in ihm, wie in dir; ich darf dir das sagen, ohne zu schmeicheln. Aber, liebes Herz, sie blühen auch nur, und sind noch lange nicht unter Sonnengluth und Regengüssen gereift. Keine Blüthen täuschen mehr in den Erwartungen, als diese. Man weiß nie, in welchem Boden sie wurzeln. Wer kennt das Verborgene des Herzens?"

„Ei, Tantchen, Sie machen mir ordentlich Furcht."

„Desto besser, Louise. Sieh, so etwas ist gerade recht gut am Abend vor der Hochzeit. Ich habe dich aufrichtig lieb, drum will ich dir sagen, wie ich's denke. Ich bin noch keine alte Tante. Mit siebenundzwanzig Jahren sieht man noch wohlgemuth ins Leben hinaus, und ist man noch keine Betschwester. Ich habe einen herrlichen Mann. Ich bin glücklich. Darum habe ich das Recht, dir so zu reden, und dich auf ein Geheimniß aufmerksam zu machen, das du vielleicht noch nicht kennst, wovon man einem hübschen jungen Mädchen nicht viel spricht, was einen jungen Herrn nicht gerade am meisten beschäftigt — und doch das Allerwichtigste in jeder Haushaltung ist, woraus allein ewige Liebe und unzerstörbares Glück erwachsen."

Louise faßte mit beiden Händen die Hand der Tante. „Himmlische Tante! Sie wissen ja, Ihnen glaube ich Alles. Sie wollen sagen: bleibendes Glück und ewige Liebe werden uns nicht durch Zufälligkeiten, durch vergängliche Reize, sondern nur durch die Tugenden des Gemüths verbürgt, die wir zu einander bringen. Die sind der beste Eheschatz, den wir zusammenbringen; die werden nie alt."

„Je nachdem, Louise. Auch die Tugenden

können alt und mit dem Alter häßlich werden, wie die Reize des Körpers."

„Ei, Tantchen, was sagen Sie auch! Nennen Sie mir eine Tugend, die mit den Jahren häßlich werden könnte."

— Wenn sie häßlich geworden, nennen wir sie nicht mehr Tugend, so wie man ein schönes Mädchen nicht mehr schön nennt, wenn es mit der Zeit zum alten Mütterlein eingeschrumpft ist."

„Aber, Tantchen, Tugenden sind nichts Irdisches!"

— Je nachdem!

„Wie kann jemals Sanftmuth und Milde häßlich werden?"

— Sobald sie mit der Zeit weichliche Schlaffheit wird.

„Und männlicher Muth?"

— Wird zum rohen Trotz.

„Und Bescheidenheit?"

— Zur Kriecherei.

„Und edler Stolz?"

— Zum gemeinen Hochmuth.

„Und Dienstgefälligkeit?

— Zur Allermannsfreundschaft und Achselträgerei."

„Nein, Tantchen, Sie machen mich beinahe böse. So kann mein künftiger Mann nie entarten. Eine Tugend hat er, die bewahrt ihn

vor allem Abweg. Es liegt in ihm ein tiefer Sinn, ein unvertilgbares Gefühl für Alles, was groß und gut und schön ist. Und diese zarte Empfindsamkeit für alles Edle, sie lebt in mir, wie in ihm. Sie ist die uns angeborene Bürgin unserer Seligkeit."

— Und wenn sie mit euch altern sollte, würde sie zur häßlichen Empfindlichkeit, und Empfindlichkeit ist der wahre Eheteufel. Empfindsamkeit spreche ich euch Beiden nicht ab; aber Gott bewahre euch, daß diese Grazie nicht zum alten, zänkischen Weibe werde. Kennst du die Gräfin Stammern?

„Die vor einem Jahre von ihrem Manne geschieden wurde?"

— Kennst du den wahren Grund von ihrer Scheidung?"

„Man spricht allerlei davon."

— Sie hat mir die Geschichte selbst erzählt, und ich will sie dir wieder erzählen. Sie ist lehrreich und komisch zugleich, und hier als bloßes Beispiel anzubringen."

---

Louise war neugierig. Die Tante erzählte folgendermaßen:

Stammern und seine Frau waren für das liebens- und beneidenswürdigste Paar gehalten.

Ihre Ehe war die Folge einer nach und nach aus mehrjährigem Umgang erwachsenen zärtlichen Neigung für einander gewesen. Sie hatten sich mit wahrer Schwärmerei geliebt. Beide waren wie für einander geschaffen, schön und gut und gefühlvoll, in allen ihren Wünschen und Ansichten zusammentreffend.

Man erinnert sich noch der Auftritte, die es gab, als sie schon förmlich verlobt waren, und ihre Aeltern sich unter einander entzweiten, so daß die ganze Heirath rückgängig gemacht werden sollte. Die Gräfin ward vor Kummer sterbenskrank, und der schwärmerische Liebhaber drohte, wie Göthe's Werther oder Millers Siegwart zu enden. Genug, um das Leben der jungen Gräfin zu retten und den Grafen von einem verzweifelten Streich abzuhalten, mußten sich die Aeltern gern oder ungern, wenigstens dem Schein nach, versöhnen. Die Versöhnung rettete das Leben beider Verlobten; aber sobald die Gräfin außer Gefahr war, entfernten sich die Alten wieder von einander, und suchten die Vermählung ein paar Jahre zu verschieben. Da machte sich das Pärchen eines Nachts auf, reisete über die Grenze, ließ sich vor dem Altar verbinden, kam als Mann und Frau zurück, und damit war der ganze Himmel auf die Erde niedergezogen.

Von nun an galt die Ehe dieses Paars als

die glücklichste, als ein Muster der Eintracht und des Friedens. Die jungen Leute schienen nur vom Morgen bis zum Abend darauf zu sinnen, sich einander gefällig zu leben. Im ersten Jahre machten sie sich sogar Gedichte, die zärtlichsten, die gefühlvollsten von der Welt; im Winter wie im Sommer füllten sie sich einander das Zimmer mit bedeutsamen Blumen an; jedes Hausgeräth war ihnen durch eine liebliche Erinnerung werthvoll. Im zweiten Jahre hörten zwar diese Schwärmereien der Empfindsamkeit, die beinahe in Empfindelei überstreiften, auf; aber doch in allen Gesellschaften, Kränzchen, Bällen und Zerstreuungen sahen sie nur sich, suchten sie nur sich, lebten sie nur sich. Man fand es beinahe anstößig. Im dritten Jahre legten sie nun wohl diese liebenswürdige Unart ab, aber im Hause blieben sie dieselben. Im vierten erst schienen sie vom allerersten Rausche der Liebe zu genesen, wenigstens so weit, daß sie auch einzeln wohl, er hier, sie dort, ohne Heimweh in einer Gesellschaft den Abend, zuweilen gar einen Tag zubringen konnten. Desto entzückender war der Genuß des Sichwiederhabens. Im fünften konnte der Graf schon auf einige Wochen verreisen, ohne daß sein Herz vom Schmerz zerrissen und sie beim Abschied ohnmächtig wurde. Aber die damals von Beiden an

einander geschriebenen Briefe müßtest du lesen! Wahrhaftig, Heloise schrieb nicht zärtlicher, nicht glühender mit Pope's Feder. Im sechsten ward man endlich so verständig, daß man es bei einer Trennung von wenigen Wochen allenfalls bei einem oder zwei freundlichen Briefen bewenden ließ. Im siebenten fühlten Beide, man könne sich innig lieben, ohne davon die Versicherung eben einander vom Morgen bis zum Abend mündlich und schriftlich wiederholen zu müssen. Das war schon viel. Ihr Glück hatte den höchsten Gipfel erreicht, weil sie zu einander das stille Vertrauen zärtlicher Freundschaft gefunden hatten. Im achten streiften sie den Egoismus der Liebe in solchem Grade von sich ab, daß sie auch für die übrige Welt mehr Empfindung bekamen, und nicht blos einzig für einander lebten, als wären sie nur allein die Lebendigen, und alle übrige Menschen todte Figuranten auf ihrer Lebensbühne. Im neunten waren sie die liebenswürdigsten, wohlthätigsten, gefälligsten, gefühlvollsten Personen ausser dem Hause, wie im Hause. Im zehnten waren sie, wie wir andere Menschenkinder und wie treffliche Leute zu sein pflegen, die schon zehn Jahre mit einander verheirathet sind.

Nun waren sie freilich zehn Jahre älter geworden; aber ihre Liebe auch, und leider — ihre

Tugenden auch. Beide waren durch ihre Empfindsamkeit in der Stadt wirklich zum Sprichwort geworden. Jedermann liebte sie darum.

Schon im ersten Jahre des zweiten Zehends ihrer Ehe machten Beide an einander die Bemerkung, daß die Zärtlichkeit nicht mehr so stürmisch war. Sie fanden das sehr natürlich. Man kann lieben, ohne zu brausen. Im andern Jahr entdeckten sie an einander mancherlei kleine Schwächen, die vormals vom Mantel der Liebe bedeckt wurden. Ei nun, sie schonten derselben, und Einer ertrug die Fehler des Andern mit freundlicher Nachsicht. Im dritten gab es wohl hin und wieder eine leise, glimpfliche Erinnerung; doch fügte man sich in einander. Und fand sich wirklich Einer durch den Widerspruch des Andern einmal gekränkt, so hatte er die Gewißheit, der Beleidiger werde die süßeste Buße thun. Im vierten aber glaubte Jeder, das Bußethun käme doch wohl an ihn zu oft; man beargwohnte den Andern, er hätte Neigung, sich selber Alles und dem Andern Nichts zu verzeihen. Im fünften gab es manche kleine Neckerei, und das Bußethun blieb aus. Im sechsten fing man an die Worte gegen einander abzuwägen, um gute Harmonie zu erhalten. Im siebenten gab es schon Mißverständnisse, und nichts war leichter, als daß Einer über die Aeusserungen des Andern empfindlich ward.

Man legte sich das aber als Beweise der Liebe aus und des Zartgefühls; keine Wunde eines feindlichen Schwerts schmerzt so sehr, als der finstere Blick einer geliebten Person. Im achten folgten öftere Wortwechsel, aber man gab ihnen keine Folgen. In der besten Ehe ereignet sich dergleichen. Man that einige Tage böse mit einander, und war wieder gut. Im neunten brachte die gegenseitige Empfindlichkeit endlich zu dem klugen Entschluß, allzuhäufige Berührungen mit einander zu meiden. „Du bist empfindlich“, sagte der Graf, „und reizbar; ich bin es zuweilen auch. Das taugt nicht. Du kannst heftig werden; ich könnte es auch sein. Am besten, ich lasse dir in Allem deinen Willen; laß du mir den meinigen. Leben wir heiter neben einander, ohne uns einander zu plagen. Wir lieben uns, aber wir müssen uns mit unserer Liebe nicht zu Tode foltern.“ Die Gräfin fand das auch. Man führte gleichsam von nun an doppelte Wirthschaft. Man sah sich selten, als bei Tisch. Niemand fragte: woher kommst du, wohin gehst du? Man fand wieder ruhige Tage, lebte auf höflichem Fuß in Frieden und Eintracht. Und ward Eins über das Wort und Thun des Andern empfindlich, ging man mit einem Kompliment aus einander.

Eines Abends, im zehnten Jahr — da hast du also die Geschichte von zwanzig Jahren —

kamen Beide aus dem Schauspiel, speiseten mit einander zu Nacht, und setzten sich darauf plaudernd ans Kaminfeuer. Sie waren noch voll von den Empfindungen, welche ein Ifflandisches Schauspiel in ihren zartfühlenden Herzen erregt hatte. Das Glück des ehelichen und häuslichen Lebens, dessen Schilderung sie von der Bühne entzückt hatte, schien sich bei ihnen zu erneuern und zu erwahren.

„Ach," sagte die Gräfin, „Alles gut, wenn man nur jung bliebe!"

— Klage du doch nicht. Wo ist eine Frau, die sich so frisch erhalten hätte, wie du? Ich finde zwischen dir, heut und am Abend vor der Hochzeit, keinen Unterschied. Etwa kleine Launen! Nun, die muß man ertragen. Unsere Ehe gehört doch zu den beneidenswürdigsten auf Erde. Wäre ich unvermählt und sähe dich, ich würde dir und keiner Andern die Hand bieten.

„Sehr artig!" versetzte die Gräfin mit einem Seufzer. „Aber, lieber Freund, denk' auch, nun schon zwanzig Jahre! Was bin ich jetzt? Was war ich sonst?"

— Heut ein hübsches Weibchen, damals ein hübsches Mädchen. Ich tauschte Eins um das Andere nicht. — Er stand auf und schloß sie küssend an seine Brust.

„Wir wären glücklich, ganz. Nur Eins, lie-

der Freund, Eins fehlt, was das Glück anderer Ehen vollendet.“

— Ich verstehe; ein Kind, das deine Anmuth und deine Tugenden erbt. Aber — setzte der Graf hinzu und küßte die Hand seiner Gemahlin — du bist erst achtunddreißig, ich bin kaum vierzig Jahre alt. Wer weiß, vielleicht ...

„O, wie glücklich wär' ich! Freilich, nur ein einziges Kind gibt nicht minder Kummer und Furcht, als Freude. Der geringste Unfall kann es uns wieder rauben. Aber ja, zwei Kinder ...“

— Du hast Recht. Und nicht zwei, sondern drei. Denn mit zweien, stürbe eins, wäre man wieder in der vorigen Angst. Ich bin gewiß, der Himmel erhört uns. Drei Kinder werden uns noch umspielen.

„Lieber Freund,“ sagte sie lächelnd, „fast wäre es doch zu viel. Das brächte uns in neue Verlegenheit. Zum Beispiel, wenn es Söhne wären?“

— Gut. Wir haben bei fünfundzwanzigtausend Gulden Einkünfte. Genug für uns und sie. Den ältesten gebe ich zur Armee; den zweiten lasse ich in die diplomatische Carriere eintreten. Beide werden viel kosten — aber sie werden sich heben. Wir haben Verwandte, Rang und Ansehen.

„Aber du hast den jüngsten vergessen, lieber Freund.“

— Den jüngsten? Gar nicht. Er wird geistlich; er wird Domherr. Die Präbende fehlt nicht.

„Was? Domherr? Mein Sohn ein Pfaff? Nein, wahrhaftig, daraus würde nichts.“

— Würde nichts? Wenn ich fragen darf, warum nicht? Er kann Abt, Fürstabt, Bischof werden.

„Nimmermehr! Ich mag nicht Mutter eines Mönchs sein, und meinen Sohn mit der kahlgeschorenen Glatze und im Klosterkittel sehen. Pfui, was fällt dir ein? Und hätte ich hundert Söhne, ich würde es nicht zugeben.“

— Du bist einmal bei sonderbarer Laune, liebes Weib. Was sein und unser Glück ist, wirst du bei aller übeln Laune gegen den geistlichen Stand gern zugeben.

„Und ich erkläre dir, fest erklär' ich's: in Ewigkeit nicht. Nenne es immerhin Laune. Ich weiß, du hast gern die Laune, gebietender Herr zu sein; aber vergiß nicht, daß auch eine Mutter wohl Rechte haben könne.“

— Gar keine. Der Vater hat die Einsicht.

„Wenn sie aber nicht immer ausreicht?“

— Reicht die meinige nicht hin, Frau Gräfin, so würde ich wahrlich die Ihrige zuletzt in Anspruch nehmen. Ich stehe dafür, daß, wenn der Fall eintritt, ich meinem Willen werde Achtung zu verschaffen wissen.

„Mein Himmel, ich weiß gar wohl, Sie sind mein Gemahl und Gebieter; aber ich habe nicht die Ehre, Ihre Magd zu sein.“

— Und ich nicht Ihr Hofnarr, Frau Gräfin. Ich habe Ihnen immer Nachgiebigkeit in Allem, vielleicht nur zu viel, bewiesen. Aber so gern ich Grillen ertrage, verzeihen Sie, es gibt zuweilen Einfälle, die zu grob albern sein können.

„Sehr verbunden für die Lehre, davon Sie mir auf der Stelle einen derben, praktischen Beweis gaben. Wer auch immer wohl der Nachgiebigste gewesen sein mag? Jahre lang trage ich schweigend Ihre Unanständigkeiten, und verzeihe sie Ihnen großmüthig, mehr als Fehler des Verstandes und der Erziehung, denn als Fehler des Herzens. Aber endlich ermüdet die himmlischste Geduld.“

— Da haben Sie völlig Recht. Die meinige war von Ihren Launen und Wunderlichkeiten schon längst auf herbe Proben gesetzt, und Sie können von Glück sagen, daß ich das Joch nicht schon vor Jahr und Tag gebrochen. Denn wahrhaftig, es ist nichts Liebliches, der gehorsame Diener von Ihren Thorheiten zu sein. Ich muß es einmal deutsch sagen.

„Wenn ich deutsch mit Ihnen hätte reden wollen, so würden Sie schon längst wissen, daß Sie ein stolzer, selbstgefälliger Egoist sind, mit

dem schwer auszukommen ist; eine herzlose Figur, die immer von Gefühlen spricht, weil man mit dem am liebsten prahlt, was man nicht hat."

— Wirklich? Darum prahlen Sie so gern mit Ihrer Einsicht, mit Ihrem Zartsinn. Mögen Sie Andere täuschen; ich bin, dem Himmel sei's gedankt oder geklagt, schon lange enttäuscht. Die Tugend ist bei Ihnen am Ende nichts als weibliche Grimasse. Sie sind mir mit Ihrer Ziererei nur um so widerlicher, je besser ich Ihr Inneres kenne. Thäten Sie mir nicht leid, wahrhaftig, ich hätte Sie schon vor Jahr und Tag zu Ihrer Familie geschickt, um Ruhe zu haben.

„Sie kommen mir in meinen Wünschen nur zuvor. Ein steifer, langweiliger Egoist, wie Sie, ist nicht geschaffen, eine verständige Frau zu belustigen. Und nach einer solchen Erklärung begreifen Sie wohl, wird mich kein größeres Vergnügen erwarten, als Ihrer bald los zu sein."

— Allerliebst! So entlarvt sich denn Alles. Ich nehme Sie beim Wort, und wünsch' es mir nicht besser. Adieu! Lassen Sie sich etwas Angenehmes träumen. Morgen ist das Geschäft ins Reine gebracht.

„Je früher, je besser, Herr Graf."

So gingen Beide aus einander. Folgendes Tages ward der Notar berufen; Zeugen kamen; der Ehescheidungsakt wurde geschrieben und bei-

derseitig unterzeichnet, was auch Freunde, Freundinnen, Verwandte, selbst Personen vom ersten Rang dagegen sagen, bitten, warnen mochten. Die Trennung erfolgte.

So ward eine lange, eine scheinbar glückliche Verbindung plötzlich zerrissen. Der lächerliche Zwist über das künftige Loos dreier Söhne, die noch gar nicht in der Welt waren, zerriß den Faden, wo man einen Bund für die Ewigkeit vermuthete. Und wahrhaftig, der Graf sowohl als die Gräfin gehören doch zu den angenehmsten Menschen. Man kann ihnen nichts Böses nachsagen, als Schwachheiten, wie wir Alle sie haben.

---

„Komisch nannten Sie die Geschichte?" sagte Louise mit düsterm Gesicht zur Tante: „Mich hat sie ganz niedergeschlagen. Ich begreife, wie auch bei sonst guten Menschen, die sich herzlich lieben, nach und nach die Ehe unglücklich werden kann. Trösten Sie mich nur wieder, denn Sie hätten » ich sonst trostlos gemacht. Ich würde meinen künftigen Mann nie ohne Furcht wegen unserer Zukunft ansehen können. Denken Sie, welch ein Schicksal!"

„Was meinst du?" fragte die Tante.

„Ach, Tantchen, wenn ich nur nie alt würde! So wäre ich gewiß, ich würde meinen Mann beständig an mich fesseln."

„Du bist gewaltig irre, liebes Kindchen! Und wärst du immer frisch und schön, wie heut: so würde das Auge deines Mannes durch vieljährige Gewohnheit doch endlich sehr gleichgültig dagegen werden. Gewohnheit ist die größte Zauberin in der Welt und eine der wohlthätigsten Feen im Hause. Sie macht das Schönste wie das Häßlichste alltäglich. Ist man jung und wird alt: die Gewohnheit hindert es, daß der Gemahl dessen gewahr wird. Umgekehrt, blieben wir jung und er würde alt, es könnte zuletzt schlimme Folgen haben und den betagten Herrn eifersüchtig machen. Besser ist's, wie es der liebe Gott einmal eingerichtet hat. Denke dir, du wärest ein altes Mütterchen geworden und dein Mann ein blühender Jüngling: wie würde dir dabei zu Muthe sein?"

Louise rieb sich das Näschen und sagte: „Ich weiß nicht."

„Aber", fuhr die Tante fort, „ich will dich auf ein Geheimniß aufmerksam machen, welches —"

„Eben das," rief Louise hastig dazwischen, „eben das hätte ich so gern gehört."

Die Tante sagte: „Höre mir nun recht zu. Was ich dir sage, das habe ich probat gefunden. Es besteht aus zwei Theilen; der erste Theil des Mittels einer glücklichen Ehe verhindert an sich schon jede Möglichkeit der Zwietracht, und müßte selbst Spinne und Fliege zuletzt mit ein-

ander zu den besten Freunden machen. Der andere Theil ist das beste und sicherste Erhaltungsmittel weiblicher Anmuth."

„Ei!" rief Louise.

„Also die erste Hälfte des Mittels: Nimm deinen Bräutigam in der ersten einsamen Stunde nach der Trauung, und fordere von ihm ein Gelübde und gib ihm ein Gelübde. Versprechet einander feierlich: nie, auch im bloßen Scherz nicht, mit einander zu zänkeln, zu wortwechseln oder gegen einander ein wenig böse zu thun. Nie! Ich sage dir: nie! — Auch nur das Zänkeln aus Scherz, das Bösemiteinanderthun aus bloßer Neckerei, bringt Uebung bei — zum Ernst. Merke dir das! — Ferner: versprechet einander Beide herzlich und feierlich, nie vor einander irgend ein Geheimniß zu haben, unter welchem Vorwand, unter welcher Entschuldigung es auch sein könne. Ihr müsset einander beständig und jeden Augenblick klar durchschauen. Auch wenn Eins von euch irgendwo gefehlt hätte — keinen Augenblick angestanden, und es frei gebeichtet, und wenn es mit Thränen sein sollte, aber gebeichtet! — Und so wie ihr Beide vor einander nichts geheim habet, so habet dagegen eure eigenen innern Haus- und Ehe- und Herzenssachen vor Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Tante und aller Welt geheim. Ihr Beide, und Gott dazu, bauet nun eure

eigene stille Welt. Jeder Dritte und Vierte, den ihr mit hineinzöget, würde Partei machen und zwischen euch Beiden stehen! Das darf nicht sein. Gelobet euch das. Erneuert das Gelübde bei jeder Versuchung. Ihr werdet euch wohl befinden. So werden eure Seelen gleichsam zusammenwachsen; so werdet ihr Beide nur Eins sein. Ach, wenn manches junge Paar dies einfache Kunststück der Lebensweisheit am Hochzeittage gewußt und sogleich benutzt hätte, wie manche Ehe wäre glücklicher, als sie leider ist!"

Louise küßte die Hand der Tante mit Inbrunst. „Ich fühle, das muß sein. Wo das nicht ist, bleiben die Vermählten auch nach der Trauung immer zwei Fremde, die sich einander nicht kennen. Es soll sein; ohnedem kein Glück. Und nun noch, Tantchen, das beste Erhaltungsmittel weiblicher Schönheit?"

Die Tante lächelte und sprach: „Wir dürfen uns gar nicht verhehlen, ein schöner Mann gefällt uns hundertmal besser, als ein häßlicher; und den Männern gefällt es, wenn wir hübsch sind. Aber was wir schön nennen, was uns an den Männern, was den Männern an uns eigentlich gefällt, ist nicht blos Haut und Haar und Wuchs und Farbe, wie an einem Bilde oder an einer Statue: sondern das Eigenthümliche, die Seele darin ist es, die uns durch Blick und Sprache, Ernst und

Freude und Trauer bezaubert. Die Männer vergöttern uns, je mehr sie in uns Tugenden des Gemüths vermuthen, die unser Aeusseres verspricht; und wir finden einen boshaften Menschen widerlich, wenn er auch noch so hübsch und zierlich ist. — Eine junge Frau, die also ihre Schönheit bewahren will, bewahre nur eben die Seele, eben die schönen Gemüthseigenschaften, eben die Tugenden, durch welche sie den Geliebten fesselte. Und das beste Erhaltungsmittel der Tugend, daß sie nie altert, sondern ewig jung bleibt, ist Religion, dieser innigste Verein mit Gott und Ewigkeit und Glauben; ist Religiosität, dies allen Menschen wohlwollende, reine, friedliche Wandeln in Gott."

„Sieh, liebes Herz," fuhr die Tante fort, es gibt Tugenden, die aus bloßer Lebensklugheit entstehen. Die altern mit der Zeit und ändern sich, weil auch beim Wechsel der Umstände und Neigungen die Klugheit ihre Mittel ändert, und weil die Klugheit mit den Jahren und Leidenschaften nicht immer wächst. Aber religiöse Tugenden können nicht ändern, sondern bleiben ewig dieselben, weil unser Gott immer derselbe ist, und weil die Ewigkeit immer dieselbe ist, der wir und unsere Geliebten entgegen gehen. Bewahre ein unschuldiges, frommes Gemüth, Alles von Gott erwartend: so bleibst du in der Seelen-

schönheit, derentwillen dich heute dein Bräutigam anbetet. Ich bin keine Herrnhuterin; ich bin keine Kopfhängerin; ich bin deine siebenundzwanzigjährige Tante. Ich tanze gern; ich schmücke mich gern; ich scherze gern. Aber eben darum sag' ich es dir. Sei eine liebe, fromme Christin, und du wirst als Mutter einst, und als Großmutter, schön sein!"

Louise schlug ihre Arme um den Nacken der Tante, und weinte still und sprach: „Ich danke dir, Engel!"

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Heinrich Zschokke's sämmtliche ausgewählte Schriften

Bd.: 21.

Aarau 1825

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 7866 -21/22
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11263145-1